3 1761 07362001 5

C. 200.

Emanuel Geibel-

Denkwürdigkeiten.

LIBRARY
NOV 14 1972
UNIVERSITY OF TORONTO

PT
1881
25G3

Zu spät.

Schwalben kehren im Lenz zurück,
Gras und Blumen erstehen,
Aber, das du versäumt, das Glück
Weckt kein mailiches Wehen.

Als die Liebe vorüberfuhr,
Nicht umfingst du die rasche;
Heute suchst du und findest nur
Statt der Gluten die Asche.

Fremd heut wendet sich ab, der einst
Dein gedachte mit Sehnen,
Und du wandelst allein und weinst
Nie versiegende Thränen.

Emanuel Geibel.

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/emanuelgeibelged00gaed

Emanuel Geibel-

676

Denkwürdigkeiten.

Von

Karl Theodor Gaedertz.

*

Der Ertrag ist zum Theil für das Geibel-Denkmal in Lübeck bestimmt.

Berlin 1886.
Verlag von Wilhelm Friedrich Hachf.
Unter den Linden 43.

Alle Rechte, auch das Recht der Ueberſetzung, vorbehalten.

Seiner Majestät

dem Deutschen Kaiser und König von Preußen

Wilhelm

in tiefster Ehrfurcht

gewidmet

vom Verfasser.

Der nur, der hat lange gelebt, um dessen
Tod die Bürger ersenfzen. Jeder wähle
Sich die Fama zur Erbin; alles Andere rauben die Horen.

Auf wen läßt sich dieses Wort Herders besser anwenden, als auf Emanuel Geibel, dessen Hinscheiden die Bürger seiner Vaterstadt und rings im deutschen Vaterlande wahrhaft betrübte? Die Todtenfeier, welche der Lübeckische Freistaat seinem großen Ehrenbürger bereitete, gemahnt an Klopstocks Leichenbegängniß.

Als ich meine Heimat wiederbesuchte, habe ich vor Geibels Grabe gestanden und an die Verse gedacht:

O weine nicht, daß er gestorben!
Ein schöner, heller Himmelsmorgen
Beendet seine Lebenssorgen.

Ich begrüßte all die Stätten, welche der edle Mensch betrat. Die ganze, liebenswerthe Erscheinung des Dichters stieg vor mir auf und damit so manche angenehme, persönliche Erinnerung aus der Jugendzeit.

Zum letzten Male genoß ich mit ihm zusammen geistig anregende Stunden vor fünf Jahren. Ich war lange nicht nach Lübeck gekommen. Geibel schrieb mir, ihm doch meinen Besuch schenken zu wollen. Er hatte inzwischen, seit ich in der Breitestraße bei ihm gewesen,

sein Heim in der Königstraße aufgeschlagen, im Hause meiner seligen Großtante Konsulin Marty, wo mir einst ein glückliches Knabenparadies erblüht war.

Was lag Alles hinter mir, lang, lang vordem! Wie ich jetzt die steinernen Stufen hinauf schritt über die Diele, die alte Treppe empor zum ersten Stockwerk, den Flur entlang, und nun in dem Wohnzimmer stand, wo weiland die theure, halb erblindete Tante auf dem Sopha saß, eine ehrwürdige Matrone, voll von Milde und Hoheit in den schönen Gesichtszügen, mir das Haar aus der Stirne zurückstreichend und mich, ihr Pathenkind, liebkosend, — welche Erinnerungen bestürmten da meine Seele! Sie, die Gute, ruht längst in ihrer Kirchhofskapelle. Und heute drückte mir in demselben vertrauten, zur Studierstube umgewandelten Raum Emanuel Geibel die Hand zum Willkomm. —

Beim Scheiden zur mitternächtigen Stunde begleitete er mich die Stiegen hinunter, bei jeder Stufe mir einen neuen Gruß auftragend an diesen und jenen gemeinsamen Freund in Berlin. Noch ein letztes Lebewohl, und seine in der nur durch eine Lampe düster erhellten Diele magisch sich abhebende Gestalt wollte mir entschwinden. Da fragte ich, unbewußt, von einer inneren Stimme getrieben: „Und Cäcilie?“ — — „„Ja, auch die, auch die!““ rief Geibel zurückkehrend und faßte meine Hand, und seine Finger klammerten sich um die meinen so fest und eisern, als lägen sie in einem Schraubstocke.

Im Winter darauf durfte ich Cäcilie Wattenbach zu Tische führen bei Ernst Curtius, der die Lübeckische Kolonie

in Berlin um sich versammelt hatte. Da las sie förmlich von meinen Lippen den Gruß ihres Sängers ab; ihre Augen leuchteten, und ein dankbar frohes Lächeln umspielte ihr noch im Alter jugendlich frisches Antlitz.

Geibel und seine Muse ruhen jetzt im Schooße der Mutter Erde. Liebreiches, ehrenvolles Andenken ist Alles, was wir den Todten zu geben vermögen.

Ich kann den schweren Gedanken nicht ertragen, sagt Jean Paul, daß irgend ein Mensch und Mitbruder, und wär' er noch so wenig, so ganz vergessen sein soll durch so viele Jahrhunderte hindurch, daß die Heere der Jahre und Menschen so unachtsam über seinen unbedeckten anonymen Staub wegschreiten. Es giebt aber einen Trost für uns Alle, und das ist der, daß, wenn unser Gedächtniß und unser Namenszug auf der Erde ausgewischt und ausgetreten ist, bis auf den letzten Endbuchstaben, daß es dann gleichwohl noch ein unendliches Herz giebt, in dem die Namen seiner kleinen Unsterblichen in lichten Zügen glänzen und nie verlöschen. Und der kleinste Mensch empfängt von ihm zwei Unsterblichkeiten auf einmal. Gleichwohl oder eben darum sollten wir den niedrigsten Menschennamen nicht zerfallen lassen. —

Und nun vollends unsere beiden Heimgegangenen:

entflohen dem Erdball,
Lebt ihr Geist und Gemüth spätern Geschlechtern noch fort. —

Ja, sie verdienen im Herzen der Nachwelt zu leben. Meine „Denkwürdigkeiten" sollen diesem schönen Zwecke

dienen. In erster Linie handeln sie vom Werden und Wirken Emanuel Geibels; aber dasselbe ist so innig verknüpft mit Cäciliens holder Erscheinung, daß des Dichters Biographie von selbst zu einer Geschichte seiner Jugendliebe verschmilzt.

Doch keine erschöpfende Biographie enthalten diese Blätter, sondern nur Beiträge und zwar durchweg neue.

Das Verdienst, so viel bisher Unveröffentlichtes und Authentisches darzubieten, gebührt weniger mir selbst, als der mir erwiesenen thätigen Theilnahme für mein Werk. So erschloß sich mir — durch das Entgegenkommen Sr. Excellenz des Wirklichen Geheimen Raths Herrn von Wilmowski — das Civilkabinet Sr. Majestät des Kaisers und Königs, Allerhöchstwelcher geruhte die Widmung in Gnaden anzunehmen. Auch Ihre Majestät die Kaiserin und Königin hat huldvollst Notizen mir zugehen lassen. Se. Kaiserliche und Königliche Hoheit der Kronprinz nahm mit Interesse von einer Vorlage Kenntniß und stellte einschlägiges Material zur Verfügung; „es sei ja" — bemerkte Höchstderselbe — „Aufgabe objektiver biographischer Arbeit, Leben und Wirken ihres Helden soweit zur Veranschaulichung und Darstellung zu bringen, als es zu voller Würdigung und richtiger Beurtheilung desselben im Interesse des litterarischen Verständnisses der Mit- und Nachwelt erforderlich erscheine." Durch liebenswürdige Vermittelung Sr. Hoheit des Prinzen Ernst von Sachsen-Meiningen erhielt ich Abschrift von Geibels Promotionspapieren der Universität Jena. Die Excellenzen Herr Justizminister Dr. Friedberg und Herr

Kultusminister Dr. von Goßler standen mir wohlwollend zur Seite; und Ihre Excellenz Frau Minister Lucius übergab mir ein ihrem Sohne Hellmuth gehöriges Autograph aus jener Zeit, da Geibel nach fünfundzwanzigjähriger Trennung seiner Cäcilie wiederbegegnete. Ueber Letztere selbst aber verdanke ich dem Bruder, Herrn Professor Wilhelm Wattenbach, ein reiches, das ganze Verhältniß zum ersten Mal klarlegendes Material von Briefen und Jugendliedern. Kurt Graf von Haugwitz und dessen Gemahlin Lucy geb. Prinzeß zu Schönaich-Carolath beschrieben ihre mit Geibel zusammen verlebten, an lyrischer Produktion gesegneten Jahre. Se. Excellenz der Generalintendant Kammerherr von Hülsen erfreute mich durch Aufschlüsse über die Aufführung des preisgekrönten Trauerspiels Sophonisbe, und die Königliche Bibliothek zu Berlin durch solche über das Erstlingsdrama König Roderich aus der von Radowitzschen Handschriftensammlung. Das Haupt-Staatsarchiv lieferte die Akten über Ferdinand Freiligrath; dessen intime Beziehungen zu Geibel ergänzte aufs Glücklichste die im Besitze von Frau Ida Freiligrath befindliche Korrespondenz. Deren Schwester, Fräulein Marie Melos, und Dr. Gottfried Hartmann, Enkel des Landraths zu St. Goar Karl Heuberger, halfen das Bild des rheinischen Poetensommers völliger gestalten. Des Dichters Studienfreunde Geheimrath Ernst Curtius, Amtsrath Moritz Koppe, Dr. Heinrich Kruse, Oberstiftshauptmann Alfred Piper und Graf Adolf Friedrich von Schack spendeten zum Theil überaus wichtige und interessante Erinnerungen, Tagebuchblätter, Gedichte und Briefe; desgleichen die in ver-

schiedenen Zeitläuften mit Geibel in Berührung getretenen Herren Kapellmeister Max Bruch, Gymnasialdirektor Johannes Classen, Hermann Harrys, Theodor Kutschmann, Heinrich Pohlmann, Otto Sommerstorff, Theodor Souchay und Julius Stettenheim. Zum Schluß aber gedenke ich noch dankbaren Herzens dessen, was mein Vater Dr. Theodor Gaedertz aus seiner Bonner Studentenzeit beisteuerte, und was meine Mutter Emilie Gaedertz geb. von Leesen aus dem späteren Leben des Sängers zu Lübeck mittheilte.

Wenn der Leser von so außergewöhnlich reicher Mitgift hört, welche diesen „Denkwürdigkeiten" auf den Weg gegeben ist, kann er billigerweise Außergewöhnliches verlangen. Ob er voll und ganz befriedigt sein wird, vermag ich nicht zu wissen, nur zu hoffen. Innige Liebe und warme Begeisterung führten meine Feder.

Möge man das Bild des theuren Barden, das Bild seines eigenen Lebens und Seins, welches ich zu schildern unternahm, frisch und farbensatt dargestellt finden!

Was Tacitus von unseren heidnischen Vorfahren sagt, das soll sich auch an uns bewähren, den trauernden Verehrern Emanuel Geibels: Lamenta et lacrimas cito, dolorem et tristitiam tarde ponunt. Feminis lugere honestum est; viris meminisse.

Dr. Gaedertz.

Inhalt.

		Seite
I.	Vorwort	IX
II.	Vater und Mutter	1
III.	Aus der Jugendzeit	11
IV.	Student zu Bonn am Rheine	28
V.	Lübeck und Berlin	44
VI.	Dr. Geibel, Athènes	65
VII.	Es muß doch Frühling werden	77
VIII.	St. Goar und Freiligrath	91
IX.	Reise nach Württemberg	103
X.	Wanderjahre	112
XI.	Heirath und Professur	137
XII.	Die Münchener Katastrophe	153
XIII.	Preisgekrönt	166
XIV.	Krieg und Frieden	179
XV.	Stillleben in Lübeck	193
XVI.	Das Ende	210

Vater und Mutter.

Im Jahre 1798 am 11. Juni wurde ein blutjunger Geistlicher, der zweiundzwanzig Lenze zählte, als Nachfolger im Amte von Otto Friedrich Butendach zum Pastor der kleinen, evangelisch reformierten Gemeinde Lübecks erwählt: Johannes Geibel. Derselbe, geboren zu Hanau am 1. April 1776, hatte nach Absolvierung seiner theologischen Studien auf der hessischen Landesuniversität Marburg kurze Zeit in Kopenhagen eine Erzieherstelle bekleidet und auf Empfehlung des Bischofs von Seeland Friedrich Münter die Berufung nach der alten Hansestadt erhalten.

Von großen Geistesgaben, persönlicher Liebenswürdigkeit und stattlicher Erscheinung konnte es ihm nicht fehlen, daß er bald Herz und Hand einer anmuthigen Jungfrau aus vornehmer Lübeckischer Familie gewann. Elisabeth Luise Ganslandt[1]), am 19. Mai 1778 geboren, ward in der St. Marienkirche den 30. December 1798 als Eheweib ihm angetraut.

[1]) Deren Eltern waren: Röttger Ganslandt, geb. d. 26. Jan. 1740, Kaufmann in Lübeck, verheirathet am 6. April 1772 mit Johanna Wilhelmine Souchay, des Esaias Souchay Tochter, geb. d. 22. Dec. 1746, starb d. 25. Okt. 1818.

Im Kopulations-Regiſter [1]) heißt es darüber:

392. Laus Deo. 1798.

Decbr.
d. 30t. Dom. Den Sontag nach
Heiligen Weyn-Feſte u.
am Heiligen Drey
Cöngs Feſte
zum erſten u. zweten Mahl
Prediger der reformirten
Gemeine
Herr Johannes Geibel
und
Elisabeth Louise Ganslandt
durch Cons. des Herrn Cons.
Lembke Magnif:
werden Hochzeit machen bey der
Madame Ganslandt
in der Fiſchſtraße und
ſodan den Herrn v. d.
Hude Copul. werden.

Das junge Paar bezog das der reformierten Gemeinde gehörende und noch heute unverſehrt gebliebene ehemalige Paſtorat, in der unteren Fiſchſtraße 106 (jetzige Nummer 25) — zwiſchen Marienkirche und Trave — belegen: ein altes, in ſechs Stockwerken aufſteigendes Gebäude mit oben flach abgeſchnittenem Giebel, in der Mitte die Hausthür, das Portal von tüchtiger Steinmetzarbeit reich und künſtleriſch verziert, als ſchönſter Schmuck, als Symbol gleichſam, zwei Genien, die in ihren Händen Palmen und Kränze hochhalten;

[1]) Trau | oder | AbKündigungs-Buch | angefangen von | A. Klüver | Aº 1773. primo Jan. | Fortgeſetzet | von | Johann Jacob Bousset | als | erwehlter Küſter | unter Gottes Seegen | von | Ultimo December 1788 | bis den 31. Decbr 1801 | beendiget von | Reinhd Hinrh Schmidt.

die Diele — mit der alten Wanduhr — geräumig, im Hofe ein grünender Weinstock.

Das Praktische und Emsige, welches den Lübeckerinnen eigen zu sein pflegt, vereinte sich mit dem Netten und Adretten der Französinnen bei Frau Luise, die mütterlicherseits aus der vom Loiregestade nach Frankfurt am Main und Lübeck übergesiedelten Emigrantenfamilie Souchay de la Duboissière stammte. Johannes Geibel, tiefreligiös, doch nichts weniger als Pietist, besaß hinreißende Rednergabe und eine Persönlichkeit, welche ihren Zauber auf Niemanden verfehlte.

Aus meiner Knabenzeit erinnere ich mich seiner noch lebhaft, schreibt mir mein Freund und Landsmann Theodor Souchay [1]). Eine hohe, kräftige Greisengestalt, mit scharfblickendem und doch mildem Auge, das edle Antlitz umrahmt von silberweißer Locke, so sehe ich ihn im Geiste durch die Straßen wandeln und auf Spaziergängen in den schattigen Promenaden der Wälle sowie in den schönen Alleen vor Lübecks Thoren, ehrfurchtsvoll gegrüßt von allen Seiten, von Jung und Alt. So sehe ich ihn noch auf der Kanzel und am Altar stehen und in gewaltiger, poetischer Rede mit einer Ueberzeugungstreue, ohne jeglichen Zelotismus, zündend auf die Herzen seiner andächtigen Zuhörer wirken. In hohem Maße gesteigert wurde diese Wirkung durch sein sonores und wohllautendes Organ. Seine ganze imposante Erscheinung glich einem Helden im Priestergewande. Und er war ein Held. Das bewies er in jener Zeit des ersten Napoleonischen Kaiserreiches, nachdem Preußen in der Schlacht bei Jena zu Boden geworfen war, und nach der Schlacht in Lübecks Mauern, welche Blücher, auf Irrwegen von Jena flüchtend, gegen die Franzosen verlor. Der Marschall Davoust führte

[1]) Dessen Großvater mütterlicherseits war Bruder der Pastorin Geibel und hatte eine geborene Croll zur Frau, die Schwester meiner seligen Großmutter Senatorin Gaedertz sowie meiner Großtante Marty, deren Sterbehaus auch das Emanuel Geibels geworden ist.

damals seine bekannte Gewaltherrschaft in Hamburg und Lübeck als Statthalter Napoleons. Wer sich irgendwie Widersetzlichkeiten erlaubte oder sein politisches Mißtrauen erwarb, war entweder ein Kind des Todes oder einer sehr harten Haft gewiß. Er hatte befohlen, daß in allen Kirchen in das Gebet nach dem Gottesdienste ein Passus eingefügt werde, welcher den Kaiser und seine Regierung dem Schutz und der Gnade des Höchsten empfahl. Während diesem peremptorischen Befehl nun von sämmtlichen Geistlichen Folge geleistet wurde, that Geibel es nicht. Die reformierte Gemeinde war zwar nicht groß, und man kümmerte sich im Allgemeinen wenig um sie, aber die feinen Spürnasen der französischen Polizei erfuhren doch bald diese Unterlassungssünde, und die Sache kam vor Davoust. Geibel wurde sofort citiert. Der Marschall fuhr ihn barsch an und fragte ihn, ob er wohl wisse, daß sein Leben auf dem Spiel stehe, wenn er den Anordnungen der Regierung trotze. Geibel antwortete in kühler Gemüthsruhe, das wisse er wohl, allein er könne in diesem Falle doch nicht nach Vorschrift handeln, ohne seine Ehre als Deutscher einzubüßen. Davoust solle sich denselben Fall einmal umgekehrt denken in seinem Vaterlande Frankreich, und ob er dann Respekt vor einem französischen Prediger haben könne, welcher den Feind und Eroberer in sein Gebet schlösse? Als tapferer Soldat könne er diese Frage mit gutem Gewissen wohl nicht bejahen, ohne sich bloß zu stellen. Er möge mit ihm machen, was er wolle; so lange er auf der Kanzel, bete er nicht für den Feind seines Vaterlandes. Habe er die Wahl zwischen Ehrlosigkeit und Tod, so ziehe er den letzteren vor, denn wenn die Geistlichen keinen moralischen Muth bekundeten, was könne man dann von ihrer Gemeinde verlangen? — Diese furchtlose Antwort imponierte dem französischen Marschall so sehr, daß er Geibel ohne Weiteres entließ und ihn nicht mehr belästigte.

Gerade durch diese schweren Zeiten, in den Schreckenstagen von 1806 und in den folgenden sechs Jahren eines unheimlichen Drucks der Fremdherrschaft war der junge Prediger mit seiner neuen

Heimat eng verwachsen. Ernst Curtius[1]) erzählt, daß, als im Frühling 1813 die beiden Schwesterstädte sich erhoben, Johannes Geibel es war, der auf dem Markte zu Lübeck die von den Frauen heimlich gestickten Fahnen weihte, mit denen die Freiwilligen ins Feld zogen. Zwei Monate darauf kamen die Franzosen zurück. Geibel wurde nun als Verräther geächtet und mußte im schwedischen Hauptquartier Zuflucht suchen.

Ja, als Patriot und Seelsorger hat derselbe großen Segen gestiftet und ein neues Glaubensleben in der alten Hansestadt angebahnt. Curtius' Vater gehörte zu den lebendig Ergriffenen und konnte seine amtliche Stellung als Syndicus benutzen, um seinem Freunde fest zur Seite zu stehen, wenn pedantische Beschränktheit ihn etwa in seiner anregenden Wirksamkeit hemmen wollte.

Dabei war der alte Geibel auch dichterisch veranlagt. Ich habe früher sogar behaupten hören, er sei in noch höherem Grade Poet gewesen als sein Sohn Emanuel. Das ist natürlich sehr übertrieben. Auf dem Felde der geistlichen Liederdichtung hat er Einzelnes verfaßt, das an Paul Gerhardt und Philipp Nicolai erinnert und in verschiedenen Gesangbüchern einen Platz gefunden hat.

Geh auf, du heller Morgenstern;
Erleucht uns, ew'ges Wort des Herrn,
Du Anfang aller Dinge.
Das Leben bist du, bist das Licht,
Das herrlich unsre Nacht durchbricht;
Dein hohes Lob erklinge.
Kräftig, stille,
Herzdurchdringend,
Tod bezwingend
Wirkt dein Leben,
Uns Gefallne zu erheben —

[1]) Erinnerungen an Emanuel Geibel. Allgemeine Zeitung. München 1884. Nr. 212—214.

wie oft habe ich dieses Lied zu Lübeck in der Kirche mitgesungen! Der Geist der alten Sänger war in ihm neu erwacht.

Predigten und Schriften theologischen Inhalts sind von Johannes Geibel erschienen, zumal bei Gelegenheit des bekannten Verfahrens der Herzoglich Braunschweigischen Regierung wider seinen Sohn Karl. Im Manuscript existiert noch manches Gedicht und zwar, meines Wissens, durchweg geistlichen Charakters. Auf ein vergilbtes Blättchen, das vor mir liegt, schrieb er:

Im rosigen Lenze des Lebens
Da war mir das Herz so reich,
Ich lebte im kindlichen Glauben
Und fühlte den Engeln mich gleich.

Da kamen die Freuden geflogen
Und schmückten mit Blumen mein Haupt,
Gesucht hab' ich nimmer die Freuden,
Geliebt hab' ich nur und geglaubt.

Doch nun ist mir Alles entschwunden,
Es ist mir die Welt so alt,
Des Glaubens Farb' ist verblichen,
Das Leben trocken und kalt.

Es wogen die Sorgen im Busen,
Es darbet das liebende Herz,
Nur Sehnsucht ist mir geblieben;
Was heilet den sehnenden Schmerz?

Da droben über den Sternen
Da weilet der Friede nur,
Da fließet die Quelle der Freude,
Dort, dort ist der Seligen Flur.

O tragt mich, ihr himmlischen Mächte,
Hinauf vom irdischen Tand,
Daß Liebe der Liebende finde,
Den Vater im heimischen Land.

Ein anderes Poem, dessen Versmaß und Ton Emanuel bei Abfassung seiner Ballade „Schön Ellen" vorgeschwebt haben mögen, betitelt sich die „Rettung":

Wild brausten die Stürme der Zeit daher,
Es thürmten sich Wogen auf Wogen;
Ein gräßlicher Schaum war das Lebensmeer,
Der Himmel von Wettern umzogen:
Da schwebte ich hin auf leckem Schiff,
Umringt von tausend Gefahren;
Hier droheten Klippen und dort ein Riff,
Dort Ungeheuer in Schaaren.

Und immer stieg und stieg die Noth,
Verzweifelnd sank ich darnieder;
Zerrissenen Herzens rief ich: O Gott!
O Gott! hilf Du mir doch wieder!
Ein Sternlein laß leuchten in dieser Nacht,
Gebeut den wilden Gewalten!
Dann sei Dir mein Leben zum Opfer gebracht,
Dann will ich an Dich nur mich halten.

Und plötzlich verstummte der Stürme Wuth,
Hell ward es am Himmel droben,
Zum Spiegel geebnet die kochende Fluth;
Das Herz ward wieder gehoben.
Ich stand und sah ein Eiland grün,
Auf ewigen Felsen gegründet,
In himmlischen Farben und Düften blühn,
Laut ward mir der Friede verkündet.

„Komm," rief es mir zu, „komm eilend ans Land
Und ruhe von Deinen Mühen!
Hier findest Du Brüder, Dir Alle verwandt,
Hier Glauben und Liebe Dir blühen;
Hier wird mit Wahrheit die Seele erquickt,
Hier tröstet die Hoffnung die Herzen,
Und Alle, von ewigen Gütern beglückt,
Erfreun sich der Früchte der Schmerzen.

Wir dienen hier Alle einem Herrn,
Der liebend sich uns erworben!
Wer sollte dem Hohen nicht dienen gern,
Der für uns Alle gestorben?
Durch ihn sind wir versöhnt mit Gott,
Er gab mit Menschen uns Frieden;
Er lebt! und bei ihm ist nicht Noth und nicht Tod,
Mit ihm ist schon Himmel hienieden."

Ich folgte dem Ruf, dem Himmelsgesang,
Und fühlte mich neugeboren,
Der Geist des Friedens mich innig durchdrang,
Den längst in der Welt ich verloren.
Jetzt war ich in der Kirche des Herrn,
Auf ewigen Felsen gebauet,
Und in mir strahlte von Neuem der Stern,
Den einst als Kind ich geschauet.

O kommet doch, ihr, von des Lebens Mühn
Und heißen Kämpfen ermüdet!
Bei ihm wird euch Ruh und Erquickung blühn,
Kein Sturm, kein Wetter hier wüthet.
Kommt! Sanft ist sein Joch und leicht seine Last:
Wollt ewiges Heil ihr verscherzen?
Seht! Er, deß Macht die Welten umfaßt,
Er bittet um euere Herzen.

Goethes Mignon singt: „Kennst Du das Land, wo die Citronen blühn?“ und Geibel fragt:

Kennst Du den Born, aus dem die Jugend quillet,
Der ewig frisch das Erdenthal durchfließt?
Der Sehnsucht weckt und alle Sehnsucht stillet
Und Gottes Frieden in das Herz ergießt?
Kennst Du den Born? Es ist das Wort vom Leben,
Das Gott in seinem Sohne uns gegeben.

Trinkst Du des Borns, so wird Dein Auge helle;
Du siehst in Gottes Vaterherz hinein,
Und aus der Liebe Meer kommt warm die Welle
Und macht Dein sündbeflecktes Leben rein.
Trinkst Du des Borns, so wirst Du — sonst verloren —
Zu Gottes Kind erneuet, neugeboren.

Der Dichter führt in fünf weiteren Strophen aus, wie ein Trunk aus diesem Born neue Kräfte schafft, zur Liebe und zum Guten treibt, die Schmerzen kühlt, des Todes Stachel benimmt, den Geist zu stillem Werke anregt und ewige Jugend verleiht:

Drum sei ein Kind und glaube treu dem Worte,
Das Dir der Vater in dem Sohne spricht;
Die Liebe lieb', hoff' Alles von dem Horte!
Die ew'ge Liebe täuscht den Glauben nicht.
O trink des Borns! Im Glauben, Lieben, Hoffen
Ist ew'ge Jugend Dein, der Himmel offen.

In einem ebenfalls nur handschriftlich erhaltenen Liede ruft er mahnend:

Wachet! denn ihr wißt die Stunde,
Da der Herr erscheinet, nicht.
Plötzlich, hört's aus seinem Munde!
Kommt er, wie des Blitzes Licht.

Von der Engel Schaar umgeben
Wird er sichtbar niederschweben,
Nicht, wie einst, in Dürftigkeit,
Nein, in Gottes Herrlichkeit.

Die Posaune wird erschallen,
Und zu ihm, der sie erkennt,
Werden die Erwählten wallen,
Nimmer nun von ihm getrennt.
Aber seine Feinde zittern
Bleich vor seinen Zorngewittern,
Nun verstummt ihr frecher Spott,
Denn der Menschensohn ist Gott.

Wachet! auch die Todesstunde,
Die bestimmte, wißt ihr nicht!
Bald erstarrt die Red' im Munde
Und erlischt der Augen Licht.
Heil dann dem, der sich bereitet,
Der stets betet, wacht und streitet;
Ihm geht in der Todesnacht
Auf der ew'gen Sonne Pracht.

Als Johannes Geibel nach fast fünfzigjähriger seelsorgerischer Thätigkeit Ostern 1847 sein Amt niederlegte und am 11. April seine Abschiedspredigt hielt, worin er die Worte des den Aeltesten zu Ephesus Valet sagenden Paulus (Apostelgeschichte 20,32) auf seine Lage anwandte, empfand man den Verlust des würdigen Greises auf das Tiefste. In vielen schwierigen Lagen und Zeiten war er ja Lehrer und Freund, Rathgeber und Vorbild gewesen nicht nur seiner Gemeinde, sondern der ganzen Stadt, auch als Freimaurer, als Meister der St. Johannis-Loge zum Füllhorn. Dem Doktor der Theologie und Pastor der reformierten Gemeinde widmete das geistliche Ministerium eine ehrenvolle Adresse, und die heißesten

Segenswünsche begleiteten ihn bei der Uebersiedelung nach Detmold zu seinem ältesten Sohne Friedrich. Als dieser im Sommer 1849 durch einen plötzlichen und frühzeitigen Tod ihm entrissen wurde, zog den tiefgebeugten, rasch alternden Vater die Sehnsucht wieder nach dem lieben Lübeck, und hier starb er — sein treues Weib war ihm bereits am 7. April 1841, am Dienstage vor Charfreitag vorausgegangen — den 25. Juli 1853. Sein müder Leib wurde auf dem St. Lorenzkirchhofe vorm Holstenthore der Erde übergeben. Dicht neben den Erbbegräbnissen der verschwägerten Familien Croll, Gaedertz und Ganslandt erblickt der Wanderer ein einfaches, schwarzgußeisernes Kreuz, worüber eine Trauereſche ihre Zweige neigt; zu beiden Seiten je eine Tanne, desgleichen zwei kleinere zum Fußende des Rasenhügels: das ist der ganze Schmuck. Auf dem Kreuze aber steht zu lesen:

Johann^{s} Geibel, weiland Pastor der
evangelisch reformirten Gemeinde
zu Lübeck, geb. d. 1. April 1776, gest.
d. 25. Juli
1853.

Aus der Jugendzeit.

An reichem Kindersegen pflegt es in einem christlichen Pfarrhause selten zu fehlen, auch das Geibelsche litt daran keinen Mangel.

Acht Kinder entsprangen dem glücklichen Ehebunde; unter ihnen war das zweitjüngste Emanuel, berufen, der Stolz und die Wonne zu werden nicht nur seiner Angehörigen und seiner Heimat, sondern des ganzen deutschen Vaterlandes.

Im Lübeckischen Geburts-Register findet sich über dies freudige Ereigniß die folgende Eintragung:

№ 613.

Heute den Vier und Zwanzigsten October Eintausend Achthundert und Funfzehn in der Kanzley der Stadt Lübeck erschien Herr Johannes Geibel Ehrn Pastor bey der hiesigen reformirten Gemeinde in der Fischstraße wohnhaft und zeigte an: daß seine Ehefrau Elisabeth Louise gebohrne Ganslandt am siebenzehnten October Nachts Zwölf Uhr ein Kind männlichen Geschlechts gebohren habe, das die Vornamen Franz Emanuel August erhalten solle, und hat Herr Comparent diesen Geburtsact mit mir unterschrieben.

Johannes Geibel. C. H. Lembke secr.

Wir haben den alten Herrn Pastoren als begeisterten Patrioten kennen gelernt. Daher ist es begreiflich, daß gleichzeitig mit dem großen Freudenfeste zur Erinnerung an die Leipziger Schlacht, an die Niederwerfung Bonapartes, an Deutschlands Befreiung — 18. Oktober 1815 — im Familienkreise auch Emanuels Wiegenfest gefeiert wurde. So bildete sich allmählig die Mythe vom 18. Oktober als dem Geburtstage des Dichters. Dieser selbst hat jedoch bei offiziellen Anlässen, nach dem urkundlichen Kanzleiprotokoll, der Wahrheit die Ehre gebend, den 17. Oktober [1]) als solchen ausdrücklich bezeichnet, z. B. in seinem eigenhändig geschriebenen Curriculum

[1]) Hierauf wies ich zuerst hin in meinem Nekrolog auf Geibel (Biographisches Jahrbuch für Alterthumskunde. VII. Jahrgang. 1884).

vitae, das er bei der philosophischen Fakultät der Universität Jena im Jahre 1838 zwecks Erlangung der Doktorwürde einreichte.[1])

Indessen vorläufig war unser Emanuel noch lange kein Doktor, noch kein Bruder Studio, nicht einmal Gymnasiast, sondern ein kleiner, stämmiger, wilder Knabe mit schönen Gesichtszügen, mit vollem, kastanienbraunem, lockigem Haar und blauen Augen, der die ersten acht Lebensjahre in ungebundenster Freiheit genießen durfte. Der Gang vom Elternhaus in der unteren Fischstraße, die Trave und den Hafen mit seinen Kauffahrteischiffen entlang, durch den Schwibbogen des alterthümlichen Holstenthores nach den mit prachtvollen Bäumen gezierten Wällen, über die sogenannte Puppenbrücke zum äußeren Thore hinaus, wo damals die kleine reformierte Kirche stand; ferner häufige Spaziergänge zur idyllisch am Ufer gelegenen Lachswehr: — das sind die Stege und Wege aus des Dichters frühestem Jugendparadies. Dann kam der Ernst des Lebens: er wurde Ostern 1824 als Schüler in die sechste Klasse des Katharineums aufgenommen und trat schon Ostern darauf in die fünfte, welche er drei Semester besuchte, während er in der vierten, dritten und zweiten je zwei Jahre saß. In Prima blieb er drittehalb Jahre bis Ostern 1835 und zwar zuletzt als primus omnium.

Die Akten des Gymnasial-Archivs liefern dankenswerthe, von dem jetzigen Direktor Schubring zusammengestellte Aufschlüsse über Geibels Schulzeit, welche sich in zwei Abschnitte gliedert nach dem Wechsel der beiden Direktoren. Der alte Göring ließ sich Ostern 1831 pensionieren; ihm folgte Michaelis Friedrich Jacob, als Emanuel eben in die zweite Ordnung von Sekunda versetzt war. Die Zeugnisse des ersten Abschnittes von sieben und einem halben Jahre

[1]) Vgl. meinen Aufsatz in der „Gegenwart" No. 18. Band XXVII. 1885, der dem Senat von Lübeck nicht scheint zu Gesichte gekommen zu sein, da auf dem von Staatswegen errichteten Grabdenkmal des Dichters das falsche Geburtsdatum stehen geblieben ist.

sind sehr ausführlich und geben ein treffliches Bild seiner geistigen Entwickelung. Interessant ist es z. B., wie plötzlich in Untersekunda ein männliches Kraftgefühl, eine derbe Festigkeit und Selbstbeherrschung in die Erscheinung trat. Sein Interesse wendete sich, seiner Beanlagung entsprechend, nicht allen Unterrichtsgegenständen gleichmäßig zu; seine Lieblingsfächer waren Deutsch und Lateinisch, oft auch das Griechische und die Geschichte. Den neueren Sprachen widmete er erst gegen Ende der Schulzeit mehr Aufmerksamkeit; zur Mathematik scheint er weniger Neigung gehabt zu haben. Daß seine Auffassung richtig, leicht und treffend war, darin waren alle Lehrer einig, welche seine Denkthätigkeit oft geradezu überraschte. Der häusliche Fleiß richtete sich vorwiegend auf die schriftlichen Arbeiten. Es scheint ihm dabei weniger auf Fertigkeit und formale Gewandtheit, als auf langsames, sicheres und gründliches Fortschreiten, auf Verstand und Sorgfalt angekommen zu sein. Schon in Quarta heißt es, daß seine schönen Anlagen sich mächtig entfalten. In Tertia werden die besondere Sorgfalt, die Gedanken und der Ausdruck in den deutschen Arbeiten hervorgehoben; in der Gabe der Darstellung übertreffe er die meisten Schüler seiner Klasse. Folgende Stellen aus den Zeugnissen von Untersekunda sind von Professor Kunhardt geschrieben. „Im deutschen Stil mit Liebe arbeitend und mit Geist. Die Aufmerksamkeit in den deutschen Sprachübungen vorzüglich gut. Seine fast zu frühzeitige und zu weitgehende Belesenheit in modernen Schriften verleidet ihm die Trockenheit des Grammatischen; er scheint aber treffliche Anlagen zu ästhetischer Bildung zu haben.“ — „Kräftig ist sein Fleiß im deutschen Stil; selbst in den Stunden macht er aufgegebene Fabeln u. dgl., die andere kaum in Prosa zu Stande bringen, in ziemlich gelungener metrischer Einkleidung. Fortschritte tüchtig im deutschen Stil, auch in allem, wo Urtheil und Geschmack in Anspruch genommen wird. Im Lateinischen ziemlich befriedigend.“ — „Sein Fleiß war im Ganzen regelmäßig und angestrengt; er hat einen

sehr empfänglichen Sinn für alles ästhetisch Ansprechende, auch für die Energie der lateinischen Sprache. Im deutschen Stil hat er Alle übertroffen; etwas zum Uebertriebenen hinneigend sind seine phantasiereichen Darstellungen, nie blieb er eine Antwort schuldig. Forschritte sehr erfreuliche und viel versprechende, die lateinischen Exercitien nähern sich merklich der Korrektheit, es gelingen ihm auch die Uebersetzungen. Die Ueppigkeit in Behandlung derjenigen deutschen Stoffe, welche die Phantasie und das Gefühl anregen, ist ein erfreuliches Zeichen seiner geistigen Fülle. Als Beleg von der Energie seiner Einbildungskraft und der Leichtigkeit seines Versbaues kann eine von der ganzen Klasse mit Verwunderung gehörte Darstellung der Empfindungen des Germanikus beim Anblick des römischen Lagers im Teutoburger Walde dienen."

Im zweiten Abschnitt von Geibels Schulleben, wo die Entfaltung des Knaben zum Jünglinge und die geistige Ausreifung vor sich ging, sind die Zeugnisse bedauerlicherweise kurz und einsilbig abgefaßt. Aus der Obersekundaner-Zeit liegen dagegen schriftliche Beweise vor, daß er dem unter seinen Mitschülern gegründeten wissenschaftlichen Vereine angehörte, in welchem allwöchentlich Vorträge, Disputationen und Kritiken stattfanden. In seinem ersten Semester in Prima bildete sich die alte Bekanntschaft mit seinem Nachbar Ernst Curtius zu vertrauterer Freundschaft aus. Es war dies das einzige Halbjahr, da Beide die nämliche Klasse besuchten, denn Ostern 1833 verließ Letzterer das Gymnasium. Sie lasen sich zusammen in Goethe ein und schwärmten für Uhlands deutsche Volksweisen. Mit wahrer Freude gedenkt Curtius noch jetzt der Abendstunden, in denen sie aus den engen Straßen der hochgegiebelten Vaterstadt hinaus auf die dichtbelaubten Wälle gingen, sich des Anblicks der alten Kirchen freuten, über Wiese und Wald den Blick schweifen ließen und sich einander die Dichterverse vorsagten, welche zuletzt sich ihnen eingeprägt hatten.

Im November 1834 unterzog sich Geibel der Entlassungs-

prüfung, obligatorisch für solche, welche sich um Stipendien bewerben wollten. Sie forderte vier schriftliche Arbeiten, eine lateinische: De Nemesi sive divina justitia, eine griechische: Uebersetzung von Sallusts Catilina Kap. 1 und 2, eine französische: Frédéric Barberousse, und eine deutsche: Ueber die Grenzen der epischen und dramatischen Poesie in Rücksicht auf Inhalt und Form. Sie zeigen eine schöne Handschrift, sind aber nicht umfangreich. Der Anfang der deutschen lautet: „Alle Poesie kann von dreierlei Art sein, lyrisch, episch oder dramatisch. Das lyrische Gedicht ist das Erzeugniß des Augenblicks, es ist der reine Erguß dessen, was uns durchdringt und bewegt. Wenig deshalb bedarf hier der Dichter der eigentlichen poetischen Schöpferkraft, der Phantasie; er braucht nichts zu bilden und zu ordnen, sondern nur auszusprechen, was in ihm ist. Die Form allein hat er zu überwinden, und selbst diese kann ihm, da sie für das Lied theils so mannigfach, theils so fügsam und nachgiebig ist, nur geringe Schwierigkeiten in den Weg legen. Fast jeder Mensch hat daher eine Lebensperiode, in welcher er, des inneren Dranges voll, im lyrischen Gedichte sein Gefühl ergießt und seine Lieblingsgedanken der Melodie des Wortes anvertraut, aber thöricht wäre es, ihn deshalb schon Dichter zu heißen. Ganz anders jedoch, wie mit der Lyrik, verhält es sich mit dem Epos und Drama." Eine mündliche Prüfung scheint er nicht gemacht zu haben. Die größere Dissertation, wie sie die Abgehenden zu liefern pflegten, ist schon in dem Katalog als nicht mehr vorhanden bezeichnet, auch der Entwurf seines Prüfungs- und Abgangszeugnisses nicht aufzufinden. Nachdem am Freitag den 10. April 1835 Nachmittags von 3—5 Uhr die Prima noch im Griechischen und Englischen geprüft war, fand am Montag den 13. April Nachmittags 3 Uhr die Schulfeier statt. Nach der Versetzung der Schüler der ersten Klasse „trug der abgehende Primaner Emanuel Geibel eine kurze deutsche Abhandlung über das von ihm selbst gewählte und bearbeitete Thema vor: Ueber die Phantasie und ihre

Anwendung und Gesetze in den Künsten, und nahm zugleich im Namen der Abgehenden von der Schule Abschied."

Johannes Classen, sein Lieblingslehrer und väterlicher Freund, schreibt mir als Ergänzung hierzu: Noch sehr wohl erinnere ich mich dieser frei gesprochenen Abschiedsrede. Sie machte auf alle Anwesende einen großen Eindruck durch die Wärme des Vortrags und den Schwung der Worte. Emanuel war uns Lehrern ein sehr lieber und anziehender Schüler wegen der Lebendigkeit seiner Theilnahme und seines vorherrschend regelmäßigen Fleißes. Die griechischen Dichter zogen ihn vorzugsweise an. Seine deutschen Arbeiten waren nicht sehr eingehend und ausführlich, aber immer von selbstständigen Gedanken und Empfindungen erfüllt und meistens in gehobenem Ausdruck geschrieben. Bei allen seinen Mitschülern, seinen Altersgenossen, wie auch bei den jüngeren, stand er in vorzüglichem Ansehen und war bis zuletzt allgemein sehr beliebt. Das sprach sich namentlich darin aus, daß er bei den Schulfesten im Riesebusch zu Schwartau zum Anführer einer der mit einander kämpfenden Parteien gewählt wurde und sich energisch dabei betheiligte. — Er hat schon auf der Schule viele Beweise seines poetischen Talentes gegeben; doch blieben diese von uns Lehrern absichtlich mehr unbeachtet.

Geibel selbst gesteht, daß er insonderheit Friedrich Jacob und Johannes Classen, deren vertrauten Umganges er sich erfreuen durfte, immerwährenden Dank schulde. Der Erstgenannte interpretierte den Tacitus, Cicero und Horaz und machte ihn bekannt mit dem Geist und Wesen der römischen Klassiker, brachte ihm auch Gewandtheit im Lateinisch Sprechen und Schreiben bei. Letzterer behandelte die griechischen Schriftsteller Thucydides, Demosthenes und Sophocles, erschloß ihm die Kenntniß hellenischer Geschichte und Kunstdenkmäler, aber zugleich in den deutschen Stunden die Schönheit unserer Sprache und Dichtung. Der Unterricht dieser

beiden ausgezeichneten Männer hat auf ihn den nachhaltigsten Einfluß ausgeübt und die herrlichsten Früchte getragen.

In Geibels letzte Gymnasiastenjahre fällt auch die Genesis seiner ersten Liebe, welche auf sein Herzensleben und auf seine Poesie von unermeßlicher Einwirkung werden sollte.

Anno 1824 war die verwittwete Frau Cäcilie Wattenbach geb. von Hennings nach dem Tode ihres Gatten Paul Christian, eines angesehenen Hamburger Kaufmannes, nach Rundhof in Angeln gezogen, weil der Besitzer des Gutes Herr von Rumohr mit deren Schwester vermählt war. Wir Kinder sind dort aufgewachsen, — so berichtet mir Professor Wilhelm Wattenbach — darunter Cäcilie, geb. den 6. November 1815. Wir waren die beiden Jüngsten, und des Unterrichts wegen siedelte meine Mutter 1832 nach Lübeck über. Hier war die Syndica Curtius ihre Jugendfreundin, was uns gleich zu freundschaftlichem Umgange, namentlich auch mit Ernst, führte. 1833 kam Johannes Classen, der sich kurz darauf mit meiner Schwester Karoline verlobte und Ostern 1834 Hochzeit machte. Bei ihm war Marcus Niebuhr, der Sohn des Historikers, in Pension, bald auch noch andere, und das führte zu häufigerem Verkehr mit Schülern. So lernte ich Emanuel kennen, der dann oft Abends kam. Wir drei, er, Cäcilie und ich, wurden von dem alten Geibel, den wir Alle sehr verehrten, konfirmiert.

Am 6. November 1833 machte die Frau Pastorin Geibel eine Gratulationsvisite bei Wattenbachs aus Anlaß der Verlobung Karolinens mit Classen. Emanuel ließ es sich nicht nehmen, seine Mutter zu begleiten, um dem geliebten Lehrer seine Glückwünsche darzubringen. Wie erstaunte er, als er in dem ihm noch fremden Familienkreise plötzlich das Mädchen als Schwester der Braut begrüßen konnte, welches er etliche Tage vorher zuerst auf der Straße gesehen, in grauem, blauseiden gefüttertem Mantel und braunem Velbelhut, blondhaarig und blauäugig, mit den entzückendsten kleinen Händen und Füßen (er selbst erfreute sich solcher, weshalb er bei Damen

sehr darauf achtete), eine liebreizende Erscheinung, von der er die letzten Nächte geträumt! Das leicht entzündbare Herz des achtzehnjährigen Primaners hatte Feuer gefaßt. Als er die holde Jungfrau erröthen sah und Beide zum ersten Male mit einander sprachen, da war's um ihn geschehen; als er nun gar erfuhr, daß sie selbst auch heute ein Fest feiere, ihren Geburtstag, da kamen ihm seine Wünsche aus doppelt voller Seele. Nimmer vergaß er dieser Stunde, und in tiefer Wehmuth gedachte er noch im spätesten Alter dieser Begegnung, dieses frühen, ahnungsvollen Erwachens, dieses ersten schönen Traumes seiner Jugend.

Fortan war Emanuel ein oft und gern gesehener Gast im Wattenbachschen Hause und verfaßte auch zum Polterabende des jungen Paares ein kleines Spiel, worin Pierrot, Arlequin, Columbine und Troubadour auftraten. Er selbst sprach den Prolog und hatte die Rolle des Troubadours übernommen; Columbine ward von Cäcilie dargestellt, die folgendes Lied recitierte:

Kennt ihr Italiens
Seliges Land,
Ewig vom blauen
Aether umspannt?
Schwellende Früchte
Winken im Grün,
Flammende Rosen
Duften und glühn.

Himmel und Erde
Lieben sich dort,
Grüßen und träumen
Ewiglich fort.
Lieder und Küsse
Klingen und wehn;
Könnt ihr die Sprache
Der Liebe verstehn?

Glühende Wangen,
Klopfendes Herz,
Ahnendes Hoffen,
Sehnender Schmerz;
Thränen im Auge,
Wonn' in der Bruſt, —
Kennt ihr der Liebe
Selige Luſt?

Emanuel als Troubadour deklamierte darauf Verſe, die ein ſehr bezeichnendes Selbſtbekenntniß enthalten:

Die wahre Liebe kann nicht ſterben,
Weil ſie der Thau von oben tränkt. —
So kündet es mit freud'gem Ahnen
Der Gott, der mir im Buſen ſpricht;
Denn ſelbſt betrat ich noch die Bahnen
Der Liebe, die ich ſinge, nicht.
Und auch — o wollt mir nichts erwiedern —
Von ſolchen Früchten goldgeſäumt,
Von leiſen ſüßen Wiegenliedern
Hab' ich in ſtiller Nacht geträumt.

Der luſtige Pierrot beendet alsdann, während die Andern ſich entfernen, das Spiel mit folgenden Worten:

Nur wenig verſtand ich von dieſem zwar,
Doch iſt es, ſo ſcheint's, euch Allen klar;
So dank' ich denn für ein geneigtes Gehör,
Ein andermal, denk' ich, bringen wir mehr.
Für heute aber bring' ich dem Paar
Meinen alten Wunſch noch einmal dar:
Mögt ihr für immer bei Braten und Wein
Vergnügt und ohne Sorgen ſein!

Geibel ſchloß auch mit dem vier Jahre jüngeren Wilhelm Wattenbach, geb. 22. September 1819, Freundſchaft. Ihn weihte

er ein in seine stille, aber hell lodernde Neigung zur Schwester und schrieb ihm eines Tages ins Album:

Wie des Altars weiße Kerze
Sich im eignen Schimmer tödtet,
Während sie des Tempels Bilder
Noch mit heil'gem Lichte röthet:

Also muß in seiner Liebe
Mein entflammtes Herz verglühen,
Während hell aus seinem Innern
Gold'ne Liedesstrahlen blühen.

Seid zufrieden, Herz und Kerze!
Könnt ihr Schöneres erwerben,
Als in eurer höchsten Wonne
Aufzuleuchten und zu sterben?

Im Winter versammelte der Theetisch die Unzertrennlichen. Die Damen holten nach dem Abendbrod ihr Nähzeug hervor und nahmen Theil an den heiteren Gesprächen und lustigen Zukunftsplänen der jungen Männer. Im Frühling und Sommer wurden gemeinschaftliche Spaziergänge und Ausflüge in die anmuthige Umgebung der Stadt gemacht nach der Lachswehr, nach den Fischerbuden, Israelsdorf, Gothmund und Waldhusen. Ein Pfingsten 1834 unternommenes Picknick im Riesebusch begeisterte unseren Emanuel zu folgender Elegie:

Hellfreundlich strahlt in meiner Erinnerung
Ein Tag vor allen. Denk' ich des Tages nur,
So fließt's wie Morgensonnenschimmer
Mild und erwärmend mir durch die Seele.

Es war um Pfingsten. Prangend im Blätterschmuck
Erhob der Wald sich. Quellen durchrauschten ihn
Voll Lebensfreude, und die Vögel
Grüßten den wiedergekehrten Frühling.

Durch grüne Zweige schaute das Himmelblau
Ins Thal hernieder sonnig und wolkenlos,
Ich aber ruhte mit den Freunden
Unter den Buchen auf weichem Rasen.

Und schöne Mädchen waren uns zugesellt
Mit blauem Aug' und goldenem Lockenhaar;
So mischt man morgenrothe Rosen
Unter das dunklere Laub des Lorbeers.

Da flogen rasche Scherze von Mund zu Mund,
Und Lieder klangen, Kränze belohnten sie,
Und lustig aus dem dürren Reisig
Loderten immergeschürte Flammen.

So schwanden bald die flüchtigen Stunden hin,
Der Mond ging auf, er trennte die Fröhlichen,
Doch ich erlebt auf meinem Lager
Träumend den glücklichen Tag noch einmal.

Ja, wahrhaft glückliche Tage flossen ihm dahin in der Wattenbachschen Familie, im Umgange mit Curtius, Niebuhr und dem älteren Classen. Durch die beiden Letzteren wurde auch eine folgenschwere Bekanntschaft angeknüpft, nämlich diejenige mit dem geschätzten Kunsthistoriker Karl Friedrich von Rumohr. Derselbe lebte damals auf Rothenhausen unweit Lübeck und verkehrte gern mit Classen und mit jüngeren Leuten: sie waren oft seine Mittagsgäste, auch Geibel. Rumohr zeigte dann seine reichhaltigen Mappen, zu denen er höchst interessante und belehrende Erläuterungen gab.

So war ein Jahr dahingegangen und der 6. November abermals wiedergekehrt. Zu diesem Tage, dem Wiegenfeste Cäciliens, hatte ihr glühender Verehrer eine sinnige Huldigung sorgfältig vorbereitet. Zwölf Quartblättchen heftete er zusammen und schrieb darauf eine Auswahl seiner Erstlingsgedichte, welche er ihr mit folgender Widmung überreichte:

Zu des schönen Tages Feier
Winden wollt' ich einen Kranz,
Blumen sucht' ich aller Orten
Farbenhell voll Duft und Glanz,

Veilchen, blau und frühlingsheiter,
Rosen, roth wie Morgenlicht;
Aber, ach, der Herbst war kommen,
Und die Blumen fand ich nicht.

Wolle mir darum nicht zürnen,
Scheint die Gabe Dir zu klein;
Nur von bunten Liederblüthen
Kann der Kranz gebunden sein.

Wie stolz und glücklich dünkte er sich, als Fräulein Wattenbach, „seine liebe, theure Cecile", wie er sie später nannte, das Heftchen mit holdem Lächeln und dankbarem Händedruck annahm! Die erste Dedikation, das erste Werkchen, wenn auch nicht mit gedruckten Lettern hergestellt, wenn auch blos handschriftlich: — es lag doch ein ganz eigener Zauber in diesem Geschenke für den Geber sowohl wie für die Empfängerin! Und Letztere hat das unscheinbare Büchelchen aufbewahrt wie ein Heiligthum, nur die Vertrautesten einen Blick hineinthun lassen. Der zum größten Theil in die gesammelten Werke nicht aufgenommene Inhalt ist übrigens unverfänglicher Natur; keine leidenschaftlichen Liebesergüsse, wie man wohl vermuthen könnte, verrathen die vierzehn Lieder und Gedichte. Den Reigen eröffnet das nachmals von Reißiger komponierte Lied „An den Schlaf" (Komm, geliebte Nacht, ergieße Deinen milden Sternenschein). Darauf folgen, ein wenig an das „Nachtlied" (Ges. Werke I. S. 16) erinnernd, „Der Engel der Ruhe" und „Das Märchen". Des Dichters Liebe berühren allein und verkünden gleichsam durch die Blumensprache die drei Strophen:

Mir ist das Herz so schwer geworden,
So schwer geworden über Nacht,
Ich sinn' und sinn' und kanns nicht finden,
Was hat mein Herz so schwer gemacht?

Fast muß ich glauben, daß der Frühling
Hineingehaucht mit Klang und Lust,
Und daß ein Wald von bunten Blumen
Emporgeblüht in meiner Brust.

Und sieh, so ist's. — In meinem Herzen
Steht Blumenstern an Blumenstern;
Die will ich Dir, mein Kindchen, schenken,
Du hast ja sonst die Blumen gern.

Allgemeinere Seelenstimmungen sprechen sich in den Gedichten aus, welche betitelt sind: „In den Bergen", „Der Kirchhof" und „Trost". Die alte Sage von der „Loreley" wird neu besungen (durchaus verschieden von „Unter der Loreley". Ges. Werke II. S. 9) und das romantische „Zigeunerleben" (Ges. Werke I. S. 4 und 5). Aber nicht nur Spanien und zumal Sevilla schwebte ihm damals schon als Ziel seiner Sehnsucht vor — aus dieser Zeit stammt gleichfalls „Der Zigeunerbube im Norden" —, sondern auch, wie das Polterabendspiel zeigte, Italien und speziell Venedig. Für beide Städte war er wohl weniger durch Reiseschilderungen begeistert, als durch den Zauber, mit dem die Poesie sie umwoben hat. Bei dem Namen Venedig dachte er immer an die herrlichen Sonette Platens, welche er auswendig wußte. Seine Phantasie schwärmte von dieser Lagunenstadt, die er in „Drei Sonette" besang, von denen nur das letzte „Abendfeier" Aufnahme in die Werke (I. S. 63 und 64) gefunden hat. Merkwürdig klingen die Verse, in denen „Der Mönch" sich seiner Jugendzeit entsinnt mit dem Refrain:

O selig ist das Loos, geliebt zu haben,
Wer einmal glücklich war, muß stets es sein.

Die kleine, sehr gemischte, zum Theil offenbar unter dem Einfluß Byrons und der sentimentalen Lyrik Heines verfaßte Sammlung beschließt das „Lied des Todesengels“.

In demselben Novembermonat 1834 bestand Geibel das Abiturientenexamen. Der kommende Winter verfloß in alter Weise. Mehr und mehr bildete der Wattenbachsche Kreis den Anziehungspunkt für den jungen, verliebten Poeten. Einen besonders fröhlichen Abend, am 7. Februar 1835, brachte er mit Cäcilie in der Familie Boissonnet zu, welche, aus Lyon gebürtig, der französischen Kolonie angehörte. Sie führten dort die großen Kinder auf und stellten Bruder und Schwester vor. Noch im hohen Alter gedachte Geibel dieser gemeinsam verlebten Stunden mit schmerzlicher Wonne, und ihn überwältigte einmal förmlich die Erinnerung, als er seine Tochter zufällig über dem Lernen einer kleinen Rolle für ein Festspiel traf. „Ich mußte ihr von jenem glücklichen Abend erzählen, den wir bei Boissonnets mit einander verschwärmten. Wie steht das Alles noch frisch und farbig vor meiner Seele! Cäcilie zuerst in amaranthfarbener Seide, dann im weißen Kleide mit schwarzem Sammetgürtel. Das ist neben dem 6. November, da ich zuerst mit ihr redete, vielleicht in meiner ganzen Jugend der Tag gewesen, an dem ich des reinsten, völlig wolkenlosen Glückes genoß, und ich habe ihn lange Zeit hindurch alljährlich ganz im Stillen festlich begangen.“

Als nun die Stunde schlug, wo er der Heimat, dem Elternhause, dem Freundes- und Bekanntenkreise, darunter dem alten, seine Dichtungen und seine Entwickelung mit Interesse verfolgenden Fräulein Trinette Claudius, Tochter des Wandsbecker Boten, vor Allem aber seiner Jugendliebe Valet sagen sollte, als am 21. April 1835 die Reise nach Bonn am Rhein angetreten wurde, — bis Hamburg mußte er sich der Frau Bürgermeister von Lübeck anschließen, damit das treubesorgte Mutterherz den Liebling wenigstens bis dort in sicherer Begleitung wußte, — da ließ er sich kurz vorher noch einmal von Wilhelm Wattenbach dessen Stammbuch geben und

schrieb dem Bruder drei Abschiedslieder hinein, die eigentlich der Schwester galten.

1.

So soll ich von ihr scheiden
Und fortziehn in die Welt —
Sei still, sei still, mein Herze,
Und thu, was Gott gefällt.

Laß ab, laß ab vom Klagen,
Es wird schon gut so sein;
Sieh! Hoch am blauen Himmel
Da glänzt des Vollmonds Schein.

Und was ist alles Scheiden,
Wenn sie dich lieb behält —
Sei still, sei still, mein Herze,
Und thu, was Gott gefällt.

2.

Die Stunde schlägt, die Zeit ist hin,
Leb wohl, lieb Schwesterlein!
Und wenn ich nicht mehr bei Dir bin,
So denke freundlich mein.

O weine, weine nicht so sehr,
Uns trennt ja nur der Raum,
Und sehn wir uns auch nimmermehr,
Wir grüßen uns im Traum.

Der Wind von Norden braust und schwillt,
Es strömt die Regenfluth,
Laß strömen, laß brausen noch so wild,
Wir stehn in Gottes Hut.

Der führt die rechte Bahn uns fort,
Ob wir's auch nicht verstehn,
Und giebt uns hier einst oder dort
Ein frohes Wiedersehn.

3.

Du drücktest mir die Hand, und Gottes Frieden
Erglänzt' in Deinem Auge, da wir schieden;
So glänzt der Mond, wenn er vom Himmelsbogen
Sich wiederspiegelt in den blauen Wogen.

O bleib mir gut! Es soll im Weltgetriebe
Mich rein erhalten Deine reine Liebe;
Wenn Nacht und Sünde droh'n von allen Seiten,
Soll sie, ein lichter Engel, fest mich leiten.

Und willst Du meinen letzten Wunsch erfüllen,
Bete für mich auch, betest Du im Stillen;
Der Vater droben läßt ja gern geschehen,
Was seine Kinder für einander flehen.

Und nun leb wohl, und sollt' ein leises Singen
Sanftwiegend einst in Deinen Traum erklingen,
So denk', es seien meine sehnsuchtsvollen
Gedanken, die von fern Dich grüßen wollen.

Student zu Bonn am Rheine.

„Ob nicht in Einem meiner Enkel ein Baumeister steckt? Das war einst mein Traum; aber Beispiel und Verhältnisse trieben mich in die Theologie und von da weiter", dies interessante Bekenntniß hat Geibel in einem Briefe vom 1. November 1877 niedergelegt. Ein Baumeister! Nun, in anderem Sinne, als er's ursprünglich dachte, ist er ein solcher geworden für die deutsche Litteratur.

Gleich dem zweitältesten Sohne Karl sollte auch Emanuel nach dem Wunsche des Vaters Prediger werden und womöglich dereinst sein Amtsnachfolger bei der reformierten Gemeinde in Lübeck. „Kannst Du, können andere auf ihn wirken, daß er die Bedeutung der Theologie erkennt", schrieb der alte Geibel damals dem ihm befreundeten Bonner Professor Friedrich Bleek, „so wird dadurch ein sehnlicher Wunsch meines Herzens befriedigt. Mein Emanuel ist ein entschiedener Poet, und gerade das, wie herrlich es ist, kann für ihn eine Klippe werden. Wird das Flügelroß nicht von kräftigem, klarem Geiste geleitet, so geht es mit Jedem durch, der seinen Rücken besteigt. Da ich nun nichts kenne, was den Geist kräftig macht, als Religion, und was ihm Klarheit verhilft, als Wissenschaft, und da nach meiner innigen Ueberzeugung die Theologie im höchsten Sinne des Wortes allein die wahre Wissenschaft ist, so wünsche ich natürlich, daß er Theologie studieren möge. In dieser Hinsicht ist er noch unentschieden, seine Neigung gehet zur Philologie. Fürs Erste mag er dieser Neigung folgen, denn auch als Theologe muß er Philologe sein."

Am 3. Mai 1835, einem Sonntagmorgen, landete das Dampfschiff, welches den jungen Musensohn von Köln aus Rheinaufwärts

brachte, in Bonn. Er ließ sich schon zwei Tage darauf, dem väterlichen Willen gehorsam, als Studiosus der evangelischen Theologie und der Philosophie inscribieren und belegte im Sommersemester bei Nitzsch theologische Encyklopädie und Methodologie, bei Bleek Synopsis der drei ersten Evangelien, bei Brandis Logik, bei Welcker römische Litteraturgeschichte, bei Klausen Sophocles' Aias; im Wintersemester bei Nitzsch christliche Religionslehre, bei Brandis Geschichte der philosophischen Systeme, bei Welcker Mythologie, bei Klausen Aeschylos' Choephoren und römische Lyriker. Doch allmählig wurde das theologische Studium bei Seite geschoben, auch das der Philosophie. Aus den Quellen der Wissenschaft selbst zu schöpfen, die reiche Fülle des antiken öffentlichen und privaten Lebens in Kultur, Kunst und Litteratur zu genießen, die Macht der griechischen Tragiker, den Zauber der römischen Lyriker auf sich einwirken zu lassen, das war ihm vergönnt an der Hand der beiden letztgenannten Männer, die sich, seinem eigenen Geständnisse nach, die größten Verdienste um ihn erwarben.

Geibel fand gleich eine passende Wohnung im Hause des Uhrmachers und Mitglieds des evangelischen Presbyteriums, später nach Herstellung der rheinischen Eisenbahn Bahnhofsinspektors Hoffmann, Sternstraße Nr. 306, eine Treppe hoch nach hinten, wo er eine Stube mit Alkoven miethete und während der ganzen Bonner Zeit behielt.

Unterwegs, auf der achtzigstündigen Eilpostfahrt, saß er in demselben Wagen mit dem angehenden Studiosus der Rechte Moritz Koppe aus Wollup, einem Sohne des ausgezeichneten Agronomen und Landesökonomieraths Joh. Gottlieb Koppe. Beide theilten sich gegenseitig mit, daß sie soeben die Schule verlassen hätten, um in Bonn ihre Studien zu beginnen, und befreundeten sich in kurzer Frist in dem Grade, daß sie in Köln, wo sie sich einen Tag umsahen, dasselbe Zimmer bewohnten.

„Hier las Geibel einige seiner Gedichte vor", — so schreibt

mir der jetzige Königliche Amtsrath Koppe — „und es ist mir noch erinnerlich, daß „Der Zigeunerbube im Norden" einen tiefen Eindruck auf mich machte. In Bonn an der Landungsbrücke erwarteten mich drei meiner Berliner Freunde, die Gebrüder Moritz und Julius Sotzmann, Söhne des längst verstorbenen, auch als Kunsthistoriker bekannten Geheimen Oberfinanzraths J. D. F. Sotzmann, sowie Max Kahle, mit denen ich sofort in innigen Verkehr trat. Geibel schloß sich uns an.[1]) Im Sommer wanderten wir häufig Nachmittags in der herrlichen Umgebung umher. Bei einem dieser Spaziergänge nach Godesberg schüttelte er folgende Verse aus dem Aermel:

Da hab' ich einen Einfall:
Ach, wäre doch der Rheinfall
Kein Wasser-, sondern Weinfall;
Dann wär' er wahrlich mein Fall!

Zu Michaelis 1835 kamen verschiedene Hanseaten, darunter Ihr Vater und Marcus Niebuhr, nach Bonn. Sie waren mit Geibel befreundet, und das führte mich mit ihnen zusammen. Da Beide aber, wie es ganz natürlich war, eine starke Anziehungskraft auf ihn übten, verkehrten meine Berliner Kommilitonen und ich im Winter 1835/36 nicht mehr so häufig mit Geibel, blieb aber dauernd in freundschaftlicher Beziehung. Obgleich ich Jura studierte,

---

[1]) Zu diesem Kreise gehörte im Sommersemester 1835 auch vor Allem Heinrich Kruse, ein Sohn des um die pommersche Geschichte verdienten Andreas Theodor Kruse, Altermann des Gewandhauses in Stralsund, der, bald einer der vertrautesten Freunde Geibels, mir über die Bonner Zeit u. a. Folgendes berichtet: Wenn wir Nachts im Kahne, nicht mehr beim ersten Glas, von Plittersdorf nach Bonn zurückfuhren, deklamierte und improvisierte Emanuel unaufhörlich Ottave rime und ganze Sonette. Auch sang er angenehm und mit Empfindung. Wie Komponisten in Tönen, schwelgte er in der Sprache. — Er fiel durch Absonderlichkeiten auf, durch Ausbrüche von Leidenschaftlichkeit, aber Alle stimmten darin überein, daß er ein nobler Charakter war.

hatte ich doch warmes Interesse für die Philologie, und deshalb ging ich gern auf seinen Vorschlag ein, mit ihm den mir bis dahin unbekannten Aeschylos zu lesen. Wir verabredeten, daß ich jeden Morgen um acht Uhr in seine Wohnung kommen sollte. Einige Wochen wurde das auch regelmäßig durchgeführt. Später fand ich ihn häufig noch im Bette, und es ging dadurch ein erheblicher Theil der für unser gemeinsames Arbeiten bestimmten Zeit verloren. Damit unzufrieden, erklärte ich ihm, daß ich darauf verzichten müsse, ihn täglich Morgens aufzusuchen. Er entschuldigte sich, daß er öfter Abends bei Professoren in Gesellschaft sei und sich gerade in den Nachtstunden zu dichterischem Schaffen besonders aufgelegt fühle. In den nächstfolgenden Tagen fand ich ihn zur festgesetzten Stunde bereit, und als ich ihn eines Morgens nicht antraf, sah ich auf seinem Schreibtisch ein von ihm geschriebenes Gedicht liegen, das später unter der Ueberschrift „Apologie" in seinen Werken (I. S. 15) abgedruckt ist und nicht verfehlte, mich in eine günstige Stimmung zu versetzen. Uebrigens dauerten unsere gemeinsamen Studien nur noch kurze Zeit."

Es läßt sich nachempfinden, daß die Ankunft der beiden „Hanseaten", Marcus Niebuhr, des nachmaligen Geheimen Kabinetsraths des Königs Friedrich Wilhelm IV., und meines Vaters, Theodor Gaedertz, des jetzigen ersten Oberbeamten des Stadt- und Landamtes und Dr. jur. in Lübeck, dem stark entwickelten Heimatsgefühle Geibels neue Nahrung bot. Sie trafen ihn nicht gleich an, da er eine Reise nach Frankfurt und Hanau zum Besuch von Verwandten unternommen hatte. Erst am Abend des 30. Oktobers kehrte er zurück, angestaunt und kaum wiedererkannt von den beiden „Füchsen." Wie hatte sich sein Aeußeres verändert! „Er sieht ganz wie ein Künstler aus, wie ein Maler," schrieb mein Vater Tags darauf nach Hause. „Er trägt nämlich einen weißen Filzhut mit ungeheuer breitem, abstehendem Rande und — — einen niedlich gepflegten Schnurrbart." — Gelber, naturfarbener Rock, schwarze,

rothkarrierte Weste, ziemlich weite weiße Hosen, welche ihm um die Beine schlenkerten, vervollständigten seinen Anzug.

Wieder und immer wieder mußten die Zwei ihm erzählen, was sich inzwischen in der alten Travestadt zugetragen und worüber die Briefe ihm nicht erschöpfend genug Kunde gegeben, von den einzelnen Familienereignissen, zumal aus dem Wattenbachschen Kreise. Beim Schlendern durch die Straßen Bonns zog Emanuel meinen Vater vor das Ladenschaufenster einer Pfeifenhandlung, wo sich auf einem Pfeifenkopfe die Abbildung eines reizenden Mädchenantlitzes darbot, und apostrophierte ihn enthusiastisch: „Theodor, sag' mal, ist das nicht Cäcilie?" Seine Liebe zu ihr war mit nichten erloschen und sollte bald zu hellen Flammen auflodern. —

Die Magenfrage hat allzeit, besonders bei jungen, gesunden Burschen, die eben von den Fleischtöpfen des elterlichen Heerdes kommen, eine Hauptrolle gespielt; sie möge darum auch hier zuerst ihre Erledigung finden. „Ich werde mit Emanuel zusammen auf der Stube essen vom Montag den 2. November an", meldete mein Vater nach Lübeck. Ueberhaupt geben in Bezug auf Geibels damalige Lebensweise die an meinen seligen Großvater Senator Johann Heinrich Gaedertz, in weiteren Kreisen bekannt durch seine Privatgemäldegallerie, gerichteten Briefe wohl die authentischsten Mittheilungen. Es ist gar nicht uninteressant, zu erfahren, wie ein berühmter Mann weiland als Bruder Studio gelebt hat. Die Tagesordnung war die denkbar regelmäßigste. Das Frühstück bestand stets aus einigen Tassen Kaffe und einem Brödchen, das Abendessen gewöhnlich aus Thee und Fleischbutterbrod. Das Mittagsessen ließen sie sich aus einer Restauration kommen. „Von einer Portion speisen Geibel und ich. Es ist gerade so viel, daß ein jeder ebenzu gesättigt wird. Diese mäßige Lebensweise wird gewiß für Geist und Körper recht heilsame Folgen tragen. Das Mittagsessen, aus zwei Gerichten außer der Suppe bestehend, finden wir Beide ganz schmackhaft und genießbar, und es steht wirklich nicht dem Lübecker nach. Dazu

kommt aber noch die große Wohlfeilheit des Preises. Die Portion kostet sechs Silbergroschen, mithin für einen jeden drei Silbergroschen d. h. vier Schillinge. Kann man wohlfeiler und dabei doch so gut essen?!" — Allein schon am 5. December lauten die kulinarischen Nachrichten anders: „Beim Professor Bethmann-Hollweg waren wir zur Tafel. Er ist großer Freund und Liebhaber von Gemälden und vorzüglich von Kupferstichen. Wir haben uns nicht minder geistig wie körperlich gelabt. Geibel und ich wünschen von Herzen, daß dergleichen Magen-Erfrischungen und Stärkungen bald wieder passieren möchten. Denn, aufrichtig gesagt, das Essen ist doch nicht das Lübecker, was man hier täglich bekommt. Wir Beide haben jetzt an einer Portion tausend genug. Vorzüglich schlecht ist hier der Thee. Rahm kennt man gar nicht, sondern immer und ewig dünne Milch. Ich habe es deshalb vorgezogen, nach Geibels Vorgange, Rum dazu zu gießen. Geibel trinkt Lübecker Thee und zwar schwarzen, der bei weitem besser ist als der hiesige grüne. — Ich muß schließen, denn Geibel schreit jetzt nach Essen!" — Das Theetrinken mit Rum setzte den wackern Großvater in Sorge: „Junge Leute wissen nicht, was sie sich für großen Schaden dadurch thun. Suche auch Geibel hierauf aufmerksam zu machen, so thust Du ein gutes Werk, eines Freundes werth." — Wirklich fiel dieser Rath auf fruchtbaren Boden: „Daß Du hinführo keinen Rum zum Thee mehr trinken willst und auch Geibel davon abgebracht hast, macht mir viele Freude." — Die magere Zeit in Bonn hinsichtlich des Mittagsmahles sollte sich noch zum Schluß in sehr prosaischer Art aufhellen. Die Geschichte, so unwichtig an und für sich, entbehrt doch nicht einer humoristischen Pointe und gab Geibel später wiederholt Anlaß zu launigen Bemerkungen. Er hatte nämlich schon zu Anfang des Semesters, wie mein Vater mit ihm übereingekommen war, seinem Stiefelputzer den Auftrag ertheilt, für Beide dasselbe aus dem „Klotz" vom Wirthe Breuer zu holen. „Wir leben immer

in dem Wahn, unsere Magen mit Breuerscher Kost voll zu schlagen. Jede Woche ward dem Stiefelputzer das Geld ausbezahlt, um es dem besagten Gastwirthe zu bringen. Kurz vor meiner Abreise nun nach Holland kommt ein Dienstmädchen zu mir auf die Stube mit einer Empfehlung vom Wirthe Schmitz: Letzterer bäte mich, die ihm noch schuldigen fünf Thaler zu schicken. Man konnte sich die Sache bald erklären. Geibels Stiefelputzer hatte anstatt von Breuer, wie wir ihm befohlen, von Schmitz die Speisen geholt und die letzten fünf Thaler noch dazu in seine Tasche gesteckt. Und ersteren Betrug hat er nicht etwa nur die zwei letzten Monate getrieben, sondern gleich vom Anfang des Semesters an. Schade, daß wir nie von dem Essen gegessen haben, von dem wir wollten und glaubten!" —

Dem rohen Studentenleben blieben die Lübecker, welche eng zusammenhielten, gänzlich fern. Keinem stand der Sinn darnach, in den Bierhäusern herumzusitzen, in einem Zuge ganze Flaschen auszuleeren und die Zeit todtzuschlagen. „Um einen Blick in dies Treiben zu thun, habe ich eines Abends mit Geibel eine Kneipe besucht, die für die anständigste und gesittetste hier gilt. Aber wir sind doch nicht ohne Widerwillen fortgegangen."

Einmal feierte ein Kommilitone aus Pommern in Euskirchens Garten zu Poppelsdorf seinen Geburtstag. Es war eine milde, mondhelle, attische Nacht, die Laube beleuchtet, die Rheinweinbowle mit Rosen bekränzt. Beim allzu reichlichen Zutrinken war Geibel plötzlich verschwunden und entschuldigte sich am nächsten Morgen in einem langen Briefe: er verabscheue solch Pokulieren und habe wohl die Absicht gemerkt, daß man ihn habe unter den Tisch trinken wollen. Alles mit Maßen, lautete seine Devise. Im Uebrigen war Niemand mehr Kenner des edlen Rebensaftes und froher Geselligkeit ergeben, als Emanuel; einen Philister konnte man ihn wahrlich nicht schelten. Denn:

Ein Herz voll Lieb' und Lebensluſt,
Ein deutſches Lied aus freier Bruſt,
Ein Kelch von Rheinwein ſchwer,
Bruder, was willſt Du mehr?

Und wo der Liebe Roſen glühn,
Da muß ein ew'ger Frühling blühn,
Und goldner Sonnenglanz
Füllet die Seele ganz.

Darum willkommen, Rundgeſang!
Willkommen, heller Becherklang!
Bei Lieb' und Lied und Wein
Laſſet uns fröhlich ſein.

ſo ſchrieb er zur Erinnerung Demjenigen ins Stammbuch, bei deſſen Geburtstagsfeier er ſich heimlich davongeſchlichen hatte, dem nachmaligen Oberbürgermeiſter von Frankfurt an der Oder und Oberſtiftshauptmann, Geheimrath Alfred Piper.[1])

Geibel verkehrte eine Zeitlang in Bonn mit den Ruländern und veranlaßte auch meines Vaters Aufnahme unter dieſelben. Die

---

[1]) Dieſem meinem väterlichen Freunde ſind meine plattdeutſchen Dichtungen „Julklapp!" (Hamburg. 1879) gewidmet, worin Geibel, wie er mir damals ſchrieb, manch' Hübſches gefunden hat. Das Buch enthält u. a. eine Anekdote, welche ſich in Lübeck gelegentlich des Fackelzuges zutrug, den die Bürgerſchaft zu Ehren des in die Heimatſtadt zurückgekehrten Dichters 1868 veranſtaltete. — — Ein anderes Albumblatt, welches Geheimrath Piper aufbewahrt, von der Hand Kinkels, lautet:

Neues wollten wir nicht gründen,
Das ſich noch nicht feſt bewährt:
Nur dem alten uns verbünden,
Das als treu die Zeit gelehrt.

Denke Deines ernſten Freundes und unſerer wunderſamen Harmonie im Leben und Denken! Gottfried Kinkel.

Der Text bezieht ſich auf die Stiftung des bekannten Maikäfervereins in Bonn, der Wiege von Otto dem Schütz. — Geibel und Kinkel begegneten ſich erſt ſpäter in Bonn 1843 und bald darauf in St. Goar.

„Rulandia“, nach dem Wirthe Ruland in der Stockenstraße benannt, war eine freie Vereinigung von Studierenden, welche nicht nur von Patriotismus und dem Streben nach einem einigen und mächtigen Deutschland beseelt waren und daher mehr oder minder eine damals von unseren Regierungen verfolgte burschenschaftliche Gesinnung verriethen, sondern auch bei ihren Zusammenkünften in der Kneipe, rohem und wüstem Treiben abhold, (wie u. a. alle Zoten dort verbannt waren) einer edleren, heiteren Geselligkeit sich hingaben, wovon der regelmäßige Vortrag eines von einzelnen Mitgliedern verfaßten humoristischen Blattes Zeugniß ablegte.

Am wohligsten und behaglichsten aber fühlte er sich im engsten Freundeskreise, und da mein Vater sich ein gutes Piano gekauft hatte, so kam Geibel nicht blos jeden Mittag zur gemeinschaftlichen Mahlzeit in dessen Wohnung — Sandkaule Nr. 530 —, sondern nicht selten Abends. Dann sang er mit seinem schönen, vollen Bariton deutsche und schottische Volksweisen, die mein Vater auf dem Klavier begleitete, und improvisierte, durch die Musik in dichterische Stimmung versetzt, oder unterbreitete ein neu entstandenes Carmen dem Urtheil des Freundes. Häufig erschienen auch Niebuhr, Koppe, Piper und die Gebrüder Sotzmann zu diesen musikalisch-litterarischen Unterhaltungen. Bisweilen gab's Crambambuli, den Geibel vorzugsweise liebte. Da gerieth er erst recht in poetische Begeisterung und trug mit einem solchen Feuer und hinreißendem Pathos seine Lieder vor, daß sich mehrere Theilnehmer dieser Abende noch jetzt mit Genuß erinnern und schon damals förmlich und feierlich Abbitte thaten wegen des ihm zuerkannten Spitznamens „Säugethier“. Diesen aber hatte er sich selbst dadurch zugezogen, daß er einmal geäußert: ein Mensch ohne Sinn für Poesie sei nur ein Säugethier. Drob allgemeines Lachen und Entsetzen. Die Moral von der Geschichte war, daß mehrere Kommilitonen, welche seine Verse nicht gelten lassen wollten, ihn mit letzterem Namen belegten, der bald gäng und gäbe für ihn wurde.

Mir sind viele Briefe aus jener wie aus späterer Zeit von Studiengenossen zu Gesichte gekommen; da heißt es denn stets: das Säugethier läßt grüßen, das Säugethier hat ein Krokodil besungen, das Säugethier scheint verliebt zu sein u. s. w. Geibel faßte die Sache mit gutem Humor auf und unterschrieb sich oft selber so. Auch hieß er der Ghibellin, weil er von den Ghibellinen, wenn nicht gar von den Hohenstaufischen Kaisern selbst abstammen wollte, und obendrein hierin eine passende Umgestaltung seines Namens sah.

Die schönen Herbsttage verlockten natürlich auch zu kleinen und größeren Ausflügen. Geibel, der die herrliche Umgegend bereits vom Sommer her kannte, war meistens seinen lieben „Ostseeländern" und „Reichsstädtern" Führer und Cicerone. Von Rolandseck herab genossen sie die himmlische Aussicht, beleuchtet von der untergehenden Sonne. In die Weinberge ging's oft, wo es Jedem während der Lese freistand, nach Belieben zu nehmen, weshalb sie nicht die einzelnen Beeren, sondern die ganzen Trauben mit einem Mal aßen, was köstlich schmeckte. Eine weite Tour nach der Ahr und dem Laacher See entzückte die Norddeutschen vollends. Die Ahr, ein reißender Strom, ergießt sich unterhalb Sinzig in den Rhein. Sie wird von ihrem Ursprunge bis zu ihrem Ausflusse fast immer auf beiden Seiten von Bergen umgeben, die bald sich entfernen, bald ganz nahe an einander stoßen. Die Thäler, welche auf diese Weise gebildet werden, sind die romantischsten. Steil erheben sich die Berge in die Wolken, auf der höchsten Spitze oft mit einer alten Burg oder Ruine gekrönt. Sie bestehen meistens aus Schiefer, zuweilen auch aus Tuffstein. An allen Ecken und Kanten, wo nur das Gestein hat locker gemacht werden können, finden sich Weinstöcke, die an der Wurzel mühsam mit Mist und zerhacktem Schiefer überworfen sind. Daß die Trauben, welche stets der stärksten und nachhaltigsten Sonnenhitze ausgesetzt sind, einen feurigen Charakter annehmen, ist eine sehr natürliche Folge, so der berühmte Walporzheimer Rothwein, der hier wächst. Auch

an Mineralquellen, wie Heppingen, ist das Ahrthal reich. Einige Stunden südlich davon liegt ungemein reizend der merkwürdige, unergründlich tiefe Laacher See, welcher, mehrere hundert Fuß über des Rheines Oberfläche, früher ein Krater gewesen sein soll, wie denn überhaupt die ihn rings dicht umgebenden Berge fast ganz aus Lava und anderen Steinen vulkanischen Ursprungs zusammengesetzt sind. Er erhält sein Wasser aus unterirdischen Quellen. An seinem Ufer liegt das alte, ehrwürdige Kloster Laach. Die Freunde konnten sich nicht satt sehen an dieser eigenartigen Scenerie und glaubten, als sie von oben auf den anmuthigen See hinabblickten, in der Schweiz zu sein; so wenigstens dachten sie sich die kleineren Schweizer Seen mit ihren Umgebungen.

Ein anderes Mal, an einem kollegienfreien Sonnabend, mietheten sie sich eine Droschke, fuhren früh Morgens aus, bei heiterem, einladendem Wetter, besuchten Godesberg und, nachdem sie über den Rhein gesetzt, Königswinter. Nach einem froh zugebrachten Tage und nach manchen Abenteuern langten sie um Mitternacht wieder in Bonn an. „Wie herrlich, wie prachtvoll sich die Berge in ihrer violett-röthlichen Abendbeleuchtung ausnehmen, läßt sich nicht mit Worten beschreiben. Das muß man selbst sehen. In einer ganz anderen Gestalt zeigte sich das Siebengebirge vor einigen Tagen. Es war völlig mit Schnee bedeckt, und der blaue Himmel spiegelte sich in demselben. Ich konnte mir schon eine Idee machen von den Schweizer Bergen und Gletschern."

Der Winter 1835 zog mit Macht ein, bereits im November herrschte Frost. Am 14., dem Tage der silbernen Hochzeit meiner von Geibel verehrten Großeltern, deren Gesundheit er bei „Moselwein und Apfeltorte" ausbrachte, und wobei er sich im Geiste lebhaft mit meinem Vater unter die Gratulanten mischte, waren die Fenster dicht mit Eisblumen zugefroren und zehn Grad Kälte. So verlebten die Freunde denn wieder gemeinsam, bald auf des Einen, bald auf des Anderen „Bude" die länger werdenden Abende,

wenn nicht eine Einladung bei den Professoren Bleek oder Brandis dazwischen kam. Auch bei den sumptuösen Diners, welche der Jurist von Bethmann-Hollweg, der nachmalige Kultusminister, veranstaltete, trafen sie sich jedes Mal.

Geburtstage und sonstige Feste wurden nicht ungefeiert gelassen. Hervorgehoben sei besonders Sylvester 1835. Der Jahreswechsel ward in der Weise begangen, daß sich die intimsten Kommilitonen auf dem Zimmer der „Sotzmänner", Stockenstraße Nr. 1, bei einer dampfenden Bowle vereinigten. Jeder hatte sich verpflichtet, eine eigens zu dieser Zusammenkunft verfaßte belletristische Arbeit zum Besten zu geben. Geibel hatte zu dem Zweck eine Novelle geschrieben, mit trefflichen Illustrationen von Niebuhr, die — schon zu Weihnachten nach der Vaterstadt gesandt — dort das größte Interesse erweckte und Lokalberühmtheit erlangte. In Lübeck existierte nämlich früher unter seiner Leitung ein sogenannter poetischer Verein[1]), der viel Unsinn und Albernheit, zum Theil geistreich und charakteristisch, schuf. Dieser geistreiche Unsinn ist nur dem in diese Mysterien Eingeweihten verständlich. In diesem Geiste war auch jene Novelle gehalten, eine satyrische Ironie, wiewohl ihr Sujet ein ernstes und vernünftiges. Allein die Episoden, welche von Anspielungen auf die damaligen Verhältnisse und Ideen jenes Dichtervereins wimmeln, bilden gewissermaßen die Hauptsache darin. Das Ganze schildert drastisch die tollen Phantasieen des stadtbekannten, der Jugend zum Stichblatte des Witzes dienenden Lübeckischen Waarensensals Hering, welcher das Mißgeschick hatte, in der St. Marienkirche in eine Orgelpfeife der berühmten großen Orgel hineinzufallen und in derselben eine Nacht einsam zuzubringen.

---

[1]) Abbreviert: P. V. Dahinter witterte Direktor Jakob einen „politischen Verein" und veranstaltete eine große Untersuchung, welche natürlich für die jugendlichen Dichterlinge und Litteraturfreunde einen höchst gefahrlosen und ehrenvollen Verlauf nahm.

Die köstliche Geschichte, mit Laune vom Verfasser vorgelesen, erregte größte Heiterkeit unter der kleinen Sylvestergesellschaft, die sehr vergnügt sich erst um zwei Uhr trennte am 1. Januar 1836.

Wenige Tage darauf traf die durch einen Brief der Pastorin Geibel avisierte und an meinen Vater adressierte gemeinschaftliche Weihnachtssendung aus der Heimat ein. „Ich mußte selbst nach dem Zoll gehen, nachdem mir vorher angezeigt war, daß ein Packet für mich angekommen. Nachdem der Kontrolleur nichts Steuerbares darin gefunden, hob ich, da kein Packknecht oder Sackträger in der Nähe, die ganze Geschichte mit dem losgerissenen Leinen und Wachstuche auf meine Schulter und trabte meiner Wohnung zu, wo Emanuel schon sehnlichst auf mich wartete. Denn dessen Brief von seiner Mutter war bereits einige Tage früher angelangt, worin geschrieben stand, daß ihm sowohl wie mir aus Lübeck etwas geschickt würde. Das gab einen Jubel über die Geschenke!"

So rasch und frühzeitig der Winter hereingebrochen war, so schnell zog er schon Ende Januar wieder von dannen. Thauwetter trat ein, der Himmel ward heiter und lau die Luft. Der Rhein nahm seinen alten Gang, seine gewohnte Farbe an. Der herannahende Lenz erfüllte alle Freunde mit frohen Empfindungen, nur nicht Geibel. „Er hat seit einer Woche ganz urplötzlich eine fixe Idee. Er will nämlich mit einem Mal Ostern nach Berlin und hat deshalb auf der Stelle, damit nicht sein Entschluß wieder geändert werden könne, nach Hause geschrieben. Jeder wundert sich darüber, ich am meisten; mir wäre es sehr lieb gewesen, wenn er noch den Sommer hier geblieben wäre. Doch es ist ja noch gar nicht gewiß! Alles hängt von seinem Vater ab. Alle haben ihm abgerathen und rathen ihm noch ab. Während der Sommer in Bonn der angenehmste in der Welt, ist er in Berlin kaum zum Aushalten. Hier hat Geibel viele Bekannte, dort muß er sie sich erst suchen. Er spricht so viel vom Familienleben, das er hier ganz vermisse und für ihn ein Bedürfniß sei; dieses würde er sicher

in Berlin ganz nach seinem Geschmacke finden." — In den ersten Tagen des Februars kam die erbetene Erlaubniß. „Emanuel scheint darüber vor Freude außer sich zu sein und kann kaum Ostern erwarten. Da wird er denn, ehe er nach Berlin zieht, Lübeck vorher auf sechs bis sieben Wochen frequentieren und Manches von sich und von mir Euch erzählen. Seinen großen Backenbart, den er sich inzwischen hat stehen lassen, hat er schon abgenommen, um nicht zu auffallend in seiner Vaterstadt zu erscheinen."

Ja, oft schon weilte er in Gedanken dort. Wohin sich diese koncentrierten, erhellt aus einer Epistel, die er unterm 27. Februar an Wilhelm Wattenbach richtete:

Stand ich eben lang' an meinem Fenster,
Sah hinauf zum Mond, der durch die Wolken
Wandelte und dann im Blau erglänzte,
Und gedachte, wie ich, wenn er wieder
Ebenso am stillen Himmel strahlte,
In der trauten Heimat weilen würde.

Sieh, da trat ein Bild vor meine Seele,
Einfach, doch erquicklich anzuschauen.
In ein Zimmer sah ich; Bilder hingen
An den Wänden, auf dem Tische glänzte
Still die Lampe und im Kessel summte
Leise, leise sich ein Lied das Wasser.

Und herum im Kreise saßen traulich
Lauter liebe wohlbekannte Menschen
Freundlich scherzend und ergötzlich plaudernd,
Und auch Dich gewahrt' ich unter ihnen
Und zuletzt nicht minder auch mich selber,
In den Blicken stille Herzensfreude.

Wohl erkennst Du gleich des Bildchens Deutung;
Nimm darum es freundlich hin. Ich kann Dir
Außer ihm und tausend frohen Grüßen
Heute leider Anderes nicht senden.
Nimm es hin und hoffe, wie ich hoffe,
Daß es bald zur schönen Wahrheit werde.

Allmählig fanden die Zurüstungen zur Abreise statt. Die Kündigung seiner Wohnung bei dem braven Hauswirthe wurde ihm dadurch erleichtert, daß auf seine Bitte mein Vater sie miethete. „Ich beziehe zu Ostern eine andere Wohnung, nämlich beim Herrn Hoffmann, Uhrmacher, die Emanuel jetzt noch inne hat und ihm damals bei seiner Ankunft von Professor Bleek empfohlen ward. Diese, an sich sehr gemüthlich und nett, wird noch mehr durch eine Tapete gewinnen. Früher war sie nämlich nur geweißt (Kalkwand); jetzt hat Herr Hoffmann mir erlaubt, eine Tapete, die mir gefällt, auszusuchen. Der Preis ist für den Monat nur vier Thaler. Der Mann, soweit ich ihn kenne, und wie Geibel mich versichert, der ihn förmlich lieb gewonnen hat, höchst angenehm, freundlich, zuvorkommend und uneigennützig. Du wirst hoffentlich nichts gegen meinen Umzug einzuwenden haben.“ Mein Vater hat denn wirklich ein Jahrlang bis zu seinem Abgange nach Göttingen Ostern 1837 in Geibels Stuben gehaust.

Schon am 13. März 1836 konnte er nach Lübeck schreiben: „Emanuel wird nächsten Sonnabend oder Sonntag von hier gehen und den Freitag darauf wahrscheinlich bei Euch eintreffen. Seiner Mutter zu Gefallen wird er nicht als Student, sondern mehr als Privatmann auftreten. Weshalb er seinen Bart, selbst seinen Schnurrbart, in Bonn lassen und mit glattem Kinn und Gesicht vor Euch erscheinen wird.“ — Darauf antwortete mein Großvater am 22. April: „Geibel ist bei uns gewesen und hat uns Deine Grüße überbracht. Wir freuten uns sehr, einmal etwas Näheres über Dich und Deine Fortbildung zu hören!“

Geibels Abreise traf damals meinen Vater wohl am empfindlichsten. Sein Verhältniß zu ihm war von Tage zu Tage immer enger und fester geworden. Beide hatten in allen Dingen treu zusammengehalten. Vor seinem Fortzuge dichtete er für ihn einige übermüthige Strophen. „Theodor, Dir will ich nicht, wie den Andern, einen allgemein gehaltenen Vers ins Stammbuch schreiben, sondern" — und dabei lachte er schelmisch — „Etwas, das nicht blos Dich, nein, auch jeden Lübecker und — jede Lübeckerin, wenn's bekannt wird, mit Gaudium erfüllen muß. Item:

Zu Lübeck auf der Brücken
Da stehet ein Merkur,
Der zeigt in allen Stücken
Olympische Natur.

Er wußte nichts von Hemden
In seiner Götterruh,
Drum kehrt er allen Fremden
Den blanken Poder zu.

Mögen Dir diese freilich etwas burlesken Verse mitunter das frohe Bild der Heimath in die Seele rufen, und zugleich damit das ihres Autors,

Bonn den 15ten März 1836. Deines Freundes und Landsmanns Emanuel Geibel (Ghibellin und Sängethier).

Natürlich ist dieses Blatt bis auf den heutigen Tag sorgsam aufbewahrt worden. Daß der in seiner Art klassische Text in Lübeck bald von Mund zu Mund ging, läßt sich begreifen; er ist im Laufe der Zeit zum Volksliede geworden, hat Nachahmungen und Parodieen hervorgerufen, während der Name des Verfassers dabei allmählig ganz in den Hintergrund trat.

Fast täglich war Geibel in der Jugendzeit über die Holstenthor- oder Puppenbrücke mit ihren alten, steinernen Statuen geschritten, unter ihnen der den Rücken nach Westen, gegen das damals

dänische Holstein, kehrende Gott Merkur, welcher nackt, nur mit Hut und Flügelschuhen bekleidet, dasteht.

Daß dieses kleine, für meinen Vater in übermüthiger Laune hingeworfene Scherzgedicht später die Ursache zur glücklichsten Wendung im Leben unseres Dichters sein sollte, das hat wohl Niemand weniger geahnt als Geibel selbst.

Lübeck und Berlin.

Sehnsucht trieb den jugendlichen Poeten in die Vaterstadt, Sehnsucht nicht nur nach den Eltern, sondern auch nach dem Wattenbachschen Kreise, nach — Cäcilie. In Bonn war sein Verkehr mit den Familien kein zwangloser gewesen, und junge hübsche Mädchen gab es dort damals unter den nicht zahlreichen Professorentöchtern kaum. Wie anders in Lübeck, wo in fast allen Häusern, mit denen seine Verwandten freundschaftliche Beziehungen unterhielten, liebliche Jungfrauen heranwuchsen! Geibels ganze Individualität war auf weiblichen Umgang veranlagt, seine Muse bedurfte dessen, und sein Herz konnte den Augenblick nicht rasch genug herbeiwünschen, wo es ihm wieder vergönnt war, derjenigen ins Auge zu schauen, die er während seines ersten Studienjahres in der Ferne nimmer vergessen hatte. Aber in den kurzen Ferien kam es, trotzdem sie sich häufig sahen und auf Spaziergängen trafen, zu keiner Erklärung. Doch, auch unausgesprochen, verstanden sich Beide. In dieser Zeit schrieb er zwei Gedichte auf lose Blätter, welche, von

seiner eigenen Hand mit dem Datum April 1836 bezeichnet, vor mir liegen und seine geheimen Liebesempfindungen offenbaren:

1.

Du neigst das Haupt so leise,
Du blickst mich an so still,
O rede, was Dein Auge
Schweigend mir sagen will.

Mir schwillt vor Deinen Blicken
Das Herz so unruhvoll;
Ich weiß nicht, ob ich hoffen
Oder verzagen soll.

2.

Vor dem Thore bei den Linden,
Wo die frischen Lüfte wehn,
Dacht' ich heute Dich zu finden,
Dacht' ich heute Dich zu sehn.

Und ich suchte, und ich spähte
Scharfen Blickes allerwärts,
Jeder grüne Schleier wehte
Grüne Hoffnung mir ins Herz.

Doch umsonst. Du bliebst verborgen,
Und vergebens war mein Gang.
Und bis morgen — ach, bis morgen
Ist es doch noch gar so lang.

Neben dem Wattenbachschen Heim, in der Beckergrube im alten Paulischen Hause, bildete das Nöltingsche Haus, Ecke der König- und oberen Johannisstraße, den Hauptanziehungspunkt. Beide Stätten haben den lokalen Hintergrund für manches Geibelsche Gedicht abgegeben. Ein Faustabend beim schwedischen Konsul Nölting mit seinen lebenden Bildern stand ihm noch bis ans Ende

hell in der Erinnerung. Vor Allem blieb ihm der Moment der Gartenscene unvergeßlich, wo Cäcilie, die Sternblume in der Hand, als Gretchen neben ihm stand. Nachher zogen sie sämmtlich im Kostüm in den Keller hinunter, um dort das Bild aus Auerbachs Keller zwischen den Fässern zu stellen. Hugo von Pleßen figurierte als Mephistopheles, Jette Nölting als Frau Marthe.

An einem anderen Abend, ebenfalls in einer gemüthlichen Gesellschaft bei Nöltings, improvisierte Emanuel dichtend und singend zugleich das „Lob der edlen Musika". Dieser lustige Musikante, der einst am Nil spazierte, mit dem Refrain:

O tempora, o mores!
Gelobet seist du jederzeit, Frau Musika —

bekanntlich in alle Kommersbücher, nicht aber in seine Werke übergegangen, war in der That das Produkt eines Moments. Sein jüngerer Bruder Konrad, ein tüchtiger Künstler und höchst origineller Mensch, nachmals Organist an der reformierten Kirche, begleitete ihn auf dem Piano, auch aus dem Stegreif. Bei dem genialischen Naturell der beiden Brüder war dies sehr wohl möglich. Sie sollen öfter dergleichen ausgeführt haben. Das Lied machte begreiflicherweise großes Furore, und die Anwesenden baten, es mit Text und Musik aufzuschreiben. Daß bei der schriftlichen Fixierung eine nachträgliche Feile angewandt wurde, ist bei der tadellosen Form, in welcher es auf uns gekommen, fast anzunehmen.

Im Fluge war der Monat verstrichen, die Vakanz vorüber, und es ging nach der preußischen Haupt- und Residenzstadt Berlin. Hier begrüßte den Ankömmling sein Landsmann und einstiger Schulkamerad Ernst Curtius, der schon seit einem Semester Göttingen verlassen und die Berliner Universität bezogen hatte. Eine freundliche Stube in der französischen Straße Nr. 54 bei einer verwittweten Frau Busch wurde gemiethet und sofort das Belegen der Kollegien besorgt, nämlich bei August Boeckh Metrik, bei Gustav

Droysen Aristophanes und Einleitung in die griechische Komödie, bei Karl Lachmann Properz, bei Johann Eduard Erdmann philosophische Unsterblichkeitslehre. In den späteren Semestern verdankte er dem Professor Otto Friedrich Gruppe die genaueste Kenntniß der römischen Dichter Tibull, Properz und Ovid; und Franz Kugler führte ihn in das Studium der Archäologie ein, wozu die herrlichen Kunstdenkmäler im Königlichen Museum den ersten Anstoß gaben. Die Theologie war somit endgiltig bei Seite gesetzt.

Empfehlungsbriefe öffneten ihm das Haus von Henrik Steffens, Neander und Lachmann; doch zu intimerem Umgange kam's nicht. Die für seine Zukunft wichtigste Bekanntschaft machte er an Frau von Arnim (Bettina), bei der ihn sein Gönner Herr von Rumohr einführte. Vorläufig aber hatte es mit der formellen Antrittsvisite sein Bewenden. Bitter sah sich Geibel getäuscht. Wonach sein Herz sich so sehr gesehnt, traulicher Familienverkehr, blieb aus. Ja, mein Vater behielt Recht; der Sommer in Berlin war kaum zum Aushalten, vollends nicht für den Poeten:

Muß doch in dieser Königsstadt am Strand
Der seichten Spree, in diesem ew'gen Sand
Mir ohne Rettung Seel' und Leib verstäuben.

Hätte er nicht Curtius und Kruse vorgefunden, er wäre am liebsten wieder von dannen gezogen. Allein deren ernstere wissenschaftliche Studien und wohl auch die weiten Entfernungen ließen es nicht zu einem so vertrauten Zusammenleben kommen, wie vor Allen Emanuel es gewünscht und gehofft hatte.

So oft er Kruses habhaft werden konnte, den er seinen besten Kritiker nannte und daher besonders gern in seine litterarischen Bestrebungen einweihte, schleppte er ihn in seine Wohnung und las von seinen neuesten Sachen vor — in der ihm eigenthümlichen, donnerrollenden Weise. Dann senkte er das Haupt, gleichsam den Richterspruch erwartend. „Ich erinnere mich", schreibt mir Heinrich

Kruse, „daß Emanuel mir einmal ein Gedicht ‚Ave Maria' vorlas, welches früher schloß:

Ave Maria! Erd' und Himmel scheinen
Bei diesem Wort sich liebend zu vereinen.

Später begegnete es ihm, wie er selber klagt, daß er zu viel feilte. Diese Verse sind einer schwächeren Lesart zum Opfer gefallen. Ich sagte nichts als ‚Ave Maria' mit englischer Aussprache. Es traf ihn wie ein Blitz. Er gestand, daß Byron im Don Juan sein Vorbild gewesen, und ich gab ihm gern zu, daß sein Gedicht an sich schön sei".[1])

Groß war Geibels Freude, als er eines Tages auf der Universität Adolf Friedrich von Schack sah, mit dem er bereits in Bonn, jedoch nur flüchtig, in Berührung getreten und der zur Vollendung seiner juristischen Studien nach Berlin gekommen war. Derselbe hatte eben eine Reise durch Italien, das südliche Frankreich und die Pyrenäen unternommen und war nur durch den damals noch wüthenden Carlistenkrieg gehindert worden, weiter in dies sein Lieblingsland vorzudringen. Geibel war unermüdlich, seinen Erzählungen zuzuhören, und sprach oft sein lebhaftes Verlangen aus, jene Gegenden auch kennen zu lernen. Schon von der Schulzeit her hatten ja Sevilla und Venedig seine Phantasie beschäftigt und zu dichterischen Ergüssen begeistert. Als es ihm ein paar Jahre später beschieden war, mehrere Tage in der Lagunenstadt zuzubringen, schrieb er nach dem Platenschen Vorbild einen größeren Sonettenkranz, der anonym in einem Taschenbuch erschien, und noch am Abend seines Lebens verfaßte er für einen Zeichner zur Illustration Distichen über Venedig, welche bisher unveröffentlicht vor mir liegen. Sevilla

---

[1]) Dasselbe stammt übrigens schon aus dem Jahre 1834 und ist enthalten in dem seiner Cäcilie gewidmeten Heftchen als drittes der Venedig besingenden Sonette.

malte er sich nach dem bekannten Liede von Brentano mit den reizendsten Farben aus, aber auch Don Juan sowie Lope de Vegas „Stern von Sevilla", der damals in der Bearbeitung von Zedlitz auf den deutschen Theatern gespielt ward, und für den er eine große Bewunderung hegte, umkleideten diese Hauptstadt der spanischen Romantik für ihn mit einem zauberischen Glanze. Das Verlangen, Spanien zu sehen, hat ihn durch das ganze Leben begleitet, aber es blieb ihm versagt, dasselbe zu befriedigen, wie er denn auch Florenz, Rom und Neapel nie besuchte; in seiner Jugend, als er von Gesundheit und Körperkraft strotzte, verhinderten ihn die Verhältnisse daran, nachher machte es ihm sein früh eingetretenes Siechthum unmöglich.

Schack, obgleich als Student der Rechte immatrikuliert, pflegte doch vorzugsweise das Studium der orientalischen Sprachen, gab sich aber zugleich eifrig der poetischen Produktion hin. Letzterer Hang trug dazu bei, ihn noch inniger mit Geibel zu verbinden. Beide hatten gelesen, die englischen Dramatiker aus der Zeit der Königin Elisabeth, wie Rowley und Decker, Beaumont und Fletcher, seien in der Taverne „Zur Meermaid" zusammengekommen, um gemeinschaftlich Schauspiele zu verfassen. In Nachahmung hiervon vereinigten sie sich — wie mir Graf Schack mittheilt —, mehrmals wöchentlich am Abend in einer Berliner Weinstube der Königstraße, im Buderschen Restaurant. Hier wurde der Plan einer Tragödie entworfen und in allen Theilen besprochen; dann übernahm Jeder die Ausarbeitung einer Scene, welche bei der nächsten Zusammenkunft vorgelegt werden mußte. Das Stück rückte ziemlich weit vorwärts, blieb jedoch unvollendet. Sie überzeugten sich nämlich, daß die Handlung, welche an einem kleinen italienischen Hofe vorging und auf sehr abgenützten Motiven beruhte, wenig Interesse darbot. Das Manuscript dieses jugendlichen Versuches behielt Geibel, und er zeigte es seinem Mitarbeiter später einmal in München, wo sie es zu ihrem Ergötzen lasen.

Ein anderes Lokal, in welchem die intimeren Freunde häufig zusammenkamen, war die durch das Andenken an den Verfasser der Teufelselixire und an Devrient geweihte Weinstube von Lutter und Wegner, Ecke der Französischen- und Charlottenstraße. Als sie dort eines Abends um den Tisch bei goldenem Rüdesheimer saßen, fiel Allen der faltige Zug des Mißmuths im Antlitze Emanuels auf. Sie schalten ihn, der doch früher so frisch und leichten Sinnes zu sein pflegte, und daß seine Muse ganz und gar feiere. Er aber entgegnete, ihm gehe es wie der Nachtigall; setze man die ins sandige Meer, dann würde sie auch nicht mit süßem Schall den Staubgewölken ihre Lieder klagen. In Berlin fehle ihm die Natur, Wiese, Wald und Wasser, der Sonnenaufgang im Gebirge, — kurz, hier könne er nicht Poet sein:

O gebt mir jene schöne Zeit zurück,
Da mich im alten Lübeck schon ein Blick,
Ein Gang ins Freie schon begeistern konnte —
Das schwarze Rathhaus, das bethürmte Thor,
Die Brücke mit den Bogen und davor
Der Wall, der seine Schattenwipfel sonnte;

Und hohe Kirchen rings voll Orgelklang
Und zack'ge Giebel und den Fluß entlang
Die flaggenden Schiffe mit gewölbten Bugen,
Die einst, soweit des Meeres Woge rollt,
Des Ostens Purpur und des Südens Gold
Zur Königin des Hansabundes trugen.

Und blühende Gärten um die Ufer her
Und wald'ge Hügel und zuletzt das Meer,
Das blau am fernen Horizonte dunkelt.
O lust'ge Fahrt, im leichten Segelboot
Dort hinzugleiten, wenn schon flammenroth
Des Leuchtthurms Schimmer auf den Wassern funkelt.

Doch soll ich nicht die Heimat sehn, so laßt
Am Rhein mich wohnen, wo schon einst als Gast
Das alte Bonn mich freundlich aufgenommen;
Wo von der sieben Berge duft'gen Höhn
Die Burgen in des Stromes Spiegel seh'n,
Vom Abendrothe feurig angeglommen.

Wo an der sonnenheißen Felsenwand
Der Winzer singend mit geschäft'ger Hand
Die Reben pflanzet und die Trauben schneidet,
Und durch die grüne Fluth im Takt gewiegt
Das Dampfschiff seine Silberfurchen pflügt,
Ein Riesenschwan, in tiefes Schwarz gekleidet.

O führt mich dorthin wiederum, da soll
Sich mein Gesang des kühnsten Schwunges voll
Wie eines Adlers Flügelschlag erheben:
Da will ich stolz der Lorbeerkronen Zier
Erkämpfen und aus prächt'gen Liedern mir
Des Dichterfürsten Purpurmantel weben.

Da will ich steigen auf den Drachenstein
Und schauend auf die Berg' und in den Rhein
Vom Gotte trunken in die Harfe schlagen,
Daß alle Herzen rings im deutschen Land
Aufhorchen von des Liedes Ton gebannt,
Und daß es forthallt bis zu späten Tagen. —

Doch hier versiegt mein Klang. Mit trägerer Fluth
Schon wälzt durch meine Adern sich das Blut.
Ich selbst bin matt, wie soll ich euch entzücken?
O Sand und Staub und Sand ohn' Unterlaß! —
Der Dichter sprach's und nahm das volle Glas
Und schlug es auf den Tisch in hundert Stücken.

Aus dieser schwermüthigen Stimmung, in der sich gleichermaßen Sehnsucht nach Lübeck und Rückerinnerung an Bonn ausspricht, riß ihn der Besuch seines Vaters, welcher mit dem jüngsten Sohne Konrad im Juli für mehrere Wochen nach Berlin kam und in demselben Hause Quartier fand. Das übte die heilsamste Reaktion auf sein ganzes Wesen aus. Bei ihrer Abreise rief er fröhlichen Herzens: Auf Wiedersehen!

Denn schon standen die großen Sommerferien vor der Thüre. Am 13. August wurden die Kollegien fast alle geschlossen. Wenige Tage darauf weilte Geibel im Schooße seiner Familie. Die Aussicht, bis Ende Oktober in der Heimat bleiben zu können, stimmte ihn vergnügt und heiter. Mit einem Schlage war er wieder der alte, ausgelassene, zu Schelmenstreichen gern aufgelegte Jüngling. Dieser Umschwung zeigt sich am deutlichsten durch einen Vorfall, den ein Brief an meinen damals noch in Bonn studierenden Vater höchst ergötzlich schildert: „Geibel ist gegenwärtig hier in Lübeck. Er läßt Dich grüßen und außerdem noch folgende Geschichte erzählen: Neulich Abend waren wir, einige lustige Bursche und ich, recht fidel gewesen, und der Wein mochte uns schon etwas zu Kopfe gestiegen sein, als wir den Einfall bekamen, den Merkur anzupinseln. Es hatte schon Zwölfe geschlagen. Wir rafften schnell einen großen, an einen Stock befestigten Pinsel und ein Tintenfaß zusammen und zogen so zur Holstenbrücke hin. Als wir am äußeren Thore ankamen, wurde uns bemerkt, die Thorsperre sei angegangen, und Niemand könne passieren. Darauf bedeuteten wir der Wache, daß es gar nicht unsere Absicht sei, das Thor zu sprengen. Alsobald traten wir zum Merkur und beklecksten dessen Hinterbacken. Eben mit diesem Experiment fertig, kam die Patrouille, glaubend, es wolle sich Jemand dort ertrinken, und fragte: was machen Sie da? — Es erfolgte keine Antwort. — Sie werden die Güte haben, uns in die Wache zu folgen. — Einer von uns: Mein Herr, ich

bin Lübecker Bürger. — Dann gehen Sie, gehen Sie, wohin es Ihnen gefällig! — Finis Ghibellini historiae."

Dieser lustige Streich mußte natürlich meinen Vater, dem das „göttliche" Scherzgedicht dediciert worden, ganz besonders interessieren. Er sah im Geiste, wie halb Lübeck auf den Beinen war, um den angeschwärzten Mercurius in ponte zu beaugenscheinigen, und wie dann unterm Jubel der lieben Jugend die Mohrenwäsche vor sich ging.

Aber nicht nur der Götterbote mußte sich solchen Spaß ruhig gefallen lassen, sondern auch Se. Magnificenz der präsidierende Bürgermeister Frister, d. h. nicht justement denselben Spaß, doch einen ähnlichen, wohlverstanden! Diesen hochweisen Herrn hatte Studiosus Geibel auf dem Strich. Eines Abends, aus einer fröhlichen Kneiperei mit etlichen gleichgesinnten Brüdern heimkehrend, entfernten sie von verschiedenen Tabacks- und Cigarrengeschäften die draußen vor den Läden auf einem Postament befindlichen Mohren, um dieselben behutsam in Reih und Glied vor der Wohnung des gestrengen Regenten aufzupflanzen. Welcher Schreck nun für die alte Magd, als diese, nichts Böses ahnend, in jungfräulicher Unschuld am nächsten Morgen die Hausthüre öffnet, um den am Griff hängenden Brodbeutel hereinzunehmen und die frischen Zwiebacke und Milchbrödc ihrem Gebieter zum Kaffe zu bringen! „O Gott, o Gott, o Gott, wo hew ik mi verschreckt! Herr Börgermeister, o kamen S' doch un kiken S' doch un sehn S' mal, 't is to gruglich! Dor buten steiht 'ne ganze Reeg von luter swarte Gesellen!" Se. Magnificenz geruhen mit schnell geordneter Frisur und weißem, hochstehendem Halstuche, in Schlafrock und Schuhen vors Portal zu treten: wehe! Da grinst ihn ein Dutzend Mohren an, ohne die schuldige Reverenz zu machen. Die Bande rippt und rührt sich nicht vom Flecke. Der hohe Herr bläst mächtige Dampfwolken aus seiner Staatspfeife, und die Mohren scheinen höhnisch aus ihren kurzen Kalkpfeifen dasselbe zu thun. „Rieke, das ist ein crimen laesae majestatis. Da soll doch gleich ein Donnerwetter! — — Rieke, wir lassen die Sache doch lieber auf

sich beruhen! — — Rieke, pack' Sie die Kerle mit an, es darf kein Aufsehen geben!" Herr und Magd tragen nun die Schwarzen auf die Diele. Allein, schon war es lebendig geworden in der Nachbarschaft; die Brodfrau hatte geklatscht, und der erste Lübeckische Bürger, das Oberhaupt der Stadt, brauchte für den Spott nicht zu sorgen. —

Wie? höre ich meine schöne Leserin ungeduldig fragen. Hatte Geibel nur Sinn für derlei Allotria? hatte er keine Augen für seine Jugendliebe? — O gewiß, und er empfand es mit namenloser Wonne, daß auch sie ihm gut geblieben. Es begann eine köstliche Zeit, die trotz ihrer dämmerhaften Ungewißheit doch wieder so einzig schön war. Die im April angefangenen Spaziergänge wurden in Begleitung mehrerer Freunde und Freundinnen bald aufs Neue aufgenommen. Hinaus ging es zum Burgthor, die Allee entlang, vorbei an den Landhäusern und Gärten, unterm Schatten der prachtvollen Lindenbäume, und dann ins Gehölz, wo man lustwandelte oder im grünen Moose lagerte. Was in diesen Tagen und Stunden des Jünglings Seele bewegte, hat er damals auf lose Blätter geschrieben und zum Theil durch das Datum gekennzeichnet.

1.

Aus Deinen Augen leuchtet
Es still wie Mondenlicht,
Die Mondenstrahlen weben
Sich lieblich zum Gedicht.

Das Lied, das klingt so leise,
So leis und wunderfein,
Von Deinem Herzen sagt es
Und von der Liebe Dein.

2.

Ich hatt' es fast vergessen,
Was heißet glücklich sein,
Da bricht so unermessen
Der Freude Glanz herein.

Ich schau, wie all mein Sehnen
Erfüllt nun vor mir steht —
O Gott, ich hab' nur Thränen,
Doch Thränen sind Gebet.

Den 24sten Aug. 1836.

3.

So lang der Mond noch drüben lacht
Ueber den Bäumen,
O lasset uns in schöner Nacht
Von Liebe träumen!

Berauschend, wie ein langer Kuß
Sei'n diese Stunden,
Wer weiß, wie bald der Ueberfluß
Des Glücks entschwunden.

O laßt in Lieb' und in Gesang
Uns selig schwärmen! —
Uns bleibt ein ganzes Lebenlang,
Um uns zu härmen.

Den 30sten Aug.

4.

Es wehen Hörnertöne
Wohl durch die stille Luft,
Und Busch und Strom verschwimmen
In Mondes Glanz und Duft.

Will sich der Himmel neigen
Hernieder in mein Herz?
Will meine Seele steigen
Auf Flügeln himmelwärts?

O nein, es sind nicht Flügel,
Es ist der Himmel nicht,
Es ist in meinem Herzen
Der Liebe süßes Licht.

Den 30sten August.

5.

Groß und glänzend steigt der Mond
Aus den Wipfeln, aus den hohen,
Fern vom Wall den Fluß herüber
Schallen Hörner und Hoboen.

Und wir wandeln Arm in Arm
An den Gärten fort im Kühlen,
Selig schweigend, denn in Worte
Faßt sich nimmer, was wir fühlen.

Nur zuweilen heimlich will
Der Gedanke mich durchschauern,
Ob die Fülle dieses Glücks
Allzu groß nicht, um zu dauern?

6.

Wie dünkt' ich noch gestern mich Königen gleich,
Wie flog bis zum Himmel mein Sinn,
Ach gestern, ach gestern, wie war ich so reich,
Und heut ist Alles dahin!

Der Mund, der so hold mir und freundlich gelacht,
Ist plötzlich geworden so stumm,
Ihre Lieb' und mein Glück sind verwelkt über Nacht,
Und ich kann es nicht fassen, warum.

Den 8ten Sept

7.

Ich habe lange gestanden
Heut Nacht vor Deinem Haus;
Es war so still, so dunkel,
Kein Schimmer glänzt' heraus.

Da ruhtest Du wohl glücklich
Auf Deines Lagers Flaum
Und dachtest in der Stille
Des blöden Träumers kaum.

Das Laub flog von den Bäumen
Und trieb mir ins Gesicht,
Und als ich sah zum Himmel,
Hing er in Wolken dicht.

Ach Alles, Alles dunkel,
Was einst ich hell gemeint!
Da hab' ich lange gestanden
Und still für mich geweint.

Den 8ten Sept.

8.

Nun muß ich endlich gehen,
Verronnen ist die Frist,
Und soll sie nimmer sehen
Die all mein Leben ist.

Wie war ich stolz und heiter!
Doch Glück und Glas zerbricht,
In Scheiter ging, in Scheiter
Die frohe Zuversicht.

Das ist's, warum in Schmerzen
Sich meine Seele kränkt:
Ich weiß nicht, ob im Herzen
Sie meiner noch gedenkt.

9.

Wo Menschenwitz und Erdennoth
Zwei Liebende geschieden,
Da kommt der milde Engel Tod
Und bringet ihnen Frieden.

Er nimmt die Allverlaßnen gern
In seinen stillen Nachen
Und läßt sie auf dem schönsten Stern
Vereinigt auferwachen.

Hangen und Bangen, höchstes Entzücken, des Glückes Gipfel, aber auch das schnelle, wehmuthsvolle Zerreißen der süßesten Bande — aus unmittelbarster Empfindung dem Herzen entsprungen, werden diese Lieder einen unauslöschlichen Eindruck ausüben auf jedes empfängliche Gemüth. Geben sie doch ein treues Spiegelbild seiner damaligen Stimmungen.

In der Lektüre des ihm kongenialen Byron fand er Ruhe wieder. Ja, Byron allein hatte auch solche Qualen der Seele durchzukämpfen gehabt, bei ihm konnte er Trost finden. Dessen Drinking song (Fill the goblet again) übersetzte er und entlud sein zorniges Herz in folgenden Strophen:

Wohl entfremdet das Herz der Geliebten ein Wicht,
Mit der Sonne flieht Freundschaft — Du änderst Dich nicht,
Du alterst, — wer nicht? — doch was hegt noch die Welt,
Deß Werth mit den Jahren stets höher sich stellt?

Doch ob uns die Lieb' auch das Höchste gewährt —
Wenn ein Andrer noch unsere Göttin verehrt,
So ergrimmt's uns — wen nicht? — Du bist frei von Verdruß,
Denn je mehr Dich genießen, je größrer Genuß.

Dies Lied nebst einer Uebertragung aus Don Juan (Canto II, St. 185) und dem Farewell sandte er vor seiner Abreise im Herbst 1836 an Fräulein Sophie Wattenbach, Cäciliens ältere Schwester:

Fahrwohl! Drang je ein heiß Gebet
Für Andrer Heil zum Himmelsthor:
Ist meins nicht ganz in Luft verweht,
Nein, Deinen Namen trägt's empor.
Umsonst sind Thrän' und Wort zumal, —
Mehr als in blut'gen Thränen quoll
Aus schuld'gem Aug' in Todesqual,
Liegt in dem Wort: Fahrwohl! Fahrwohl!

Mein Aug' ist starr, die Lippe schweigt,
Doch in des Hirns, des Busens Schooß
Erwacht die Qual, die nimmer weicht,
Und der Gedanke ruhelos.
Ich mag, ich darf nicht klagen hier,
Verlangt der Gram auch seinen Zoll,
Weiß nur: Vergebens liebten wir,
Und fühle nur: Fahrwohl! Fahrwohl!

Hätte er diese sein innerstes Empfinden offenbarenden Gedichte direkt an Cäcilie geschickt, es wäre besser gewesen, an sie, die des Geliebten

plötzlich verändertes, sonderbares Benehmen mit tiefster Betrübniß erfüllte. Jetzt blieb es ihr ein ungelöstes Räthsel, und sie litt unsäglich darunter. Ach, wie oft wenden wir kurzsichtigen Menschen, sei es aus Stolz, sei es aus Scheu, uns nicht gleich an die rechte Quelle! Er hätte schon damals erfahren, daß er sich selbst einen Nebenbuhler fingierte, und sich wie ihr viel Herzeleid erspart. — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Kaum war Geibel Ende Oktober 1836 zur Fortsetzung seiner Studien wieder nach Berlin zurückgekehrt, als Ernst Curtius von dort schied, dem ganz unerwartet die Erzieherstelle bei den Söhnen des nach Athen berufenen Bonner Professors Brandis durch Klausen angeboten wurde. Am Tage vor der Abreise, im November, vereinigten sich Curtius, Geibel und Schack noch einmal bei Lutter und Wegner. Die Zurückbleibenden beneideten den Freund, daß er so bald den geheiligten Boden Griechenlands betreten sollte, und stießen, bevor sie sich trennten, auf baldiges Wiedersehen in Athen an. Da Keiner der Beiden damals eine Aussicht hatte, seinen Wunsch zu realisieren, war es auffallend, wie derselbe doch in nicht ferner Zeit in Erfüllung ging. Am letzten Abend versammelte sich eine wehmüthig-frohe Abschiedsgesellschaft im Restaurant der alten Post in der Königstraße. Als das Posthorn klang und die schwerfällige Kutsche aus dem Hof herausrollte, hörte Curtius durch die stille Nachtluft Emanuels kräftige Stimme: „Ernst, ich komme Dir nach!“ —

Das ihm bisher so unsympathische Berlin sollte schon im Winter sich von der vortheilhaftesten Seite zeigen und ihn derart fesseln, daß er — die Ferien abgerechnet — dort bis zum März 1838 blieb. Das Residenzleben bot ungeahnte gesellschaftliche Reize, und der zum Theil sehr freundschaftliche Verkehr mit den namhaftesten Schriftstellern wie Wilibald Alexis, Chamisso, Eichendorff, Gruppe, Houwald, Kopisch, Kugler, Raupach und Schöll, die er meistens durch des alten

Hitzig väterliche Vermittelung kennen lernte, regte seinen Geist und sein poetisches Schaffen kräftig an.

Er wurde auch Mitglied des sogenannten „Tunnel". Hierüber verdanke ich dem Justizminister Herrn Dr. Friedberg die folgende Mittheilung: In diesem Verein von Dichtern, Dichterlingen und Nicht-Dichtern, zu deren letzteren ich gehörte, ward ich mit Geibel bekannt und habe ihn dann öfter im Hause von Heinrich von Mühler — dem Dichter und späteren Minister — gesehen. Namentlich erinnere ich mich eines Abends, an dem er sein „Ein lustiger Musikante" recitierte, während Frau von Mühler seine Recitation am Klavier begleitete, wie er auch zum öfteren unter Begleitung der seinen Versen folgenden Wirthin des Hauses in gar anmuthiger Weise Improvisationen von Gedichten recitierte. — Auch der Herausgeber der zweiten Auflage der Mühlerschen Gedichte bestätigt im Vorwort, daß bei diesen wöchentlichen Zusammenkünften extemporierte Poesieen gleich in Musik gesetzt wurden, zumal wenn Geibel als Gast zugegen war. Daß übrigens der Verfasser des berühmten Liedes „Grad aus dem Wirthshaus komm' ich heraus" später als Minister dem Verfasser des nicht minder berühmten Krokodilliedes in wohlwollendster Weise seine mächtige Unterstützung angedeihen ließ, ist eine der vielen glücklichen Fügungen im Leben Geibels.

Der Arnimsche Kreis aber und vor Allem Bettina selbst übten auf den damals im ersten Safte jugendlicher Produktionslust stehenden Dichter die größte Anziehungskraft. Er schwärmte für Bettinas schöne Töchter, deren freundlicher Antheil ihn zu rüstigem Fortstreben ermuthigte. Ein paar Anklänge an diese Zeit finden sich in den Jugendliedern. Es konnte nicht fehlen, daß ihm, dem neuen Frauenlob, dem modernen Romeo, die Mädchenherzen heiß entgegenschlugen. Auch sein leicht und lebhaft empfindendes Herz blieb nicht kalt. Als er in einer großen Gesellschaft bei Rudolf Köpkes Eltern eine Jungfrau von idealer, geradezu überwältigender Schönheit sah und Wilibald Alexis ihn plötzlich ihr vorstellte, stand er völlig verwirrt und geblendet

und wußte den ganzen Abend kein vernünftiges Wort hervorzubringen. Dann traf er sie häufig im Kuglerschen Kreise und glühte im Stillen fort; aus jener Zeit stammen die ersten sechs Stücke des Troubadours, das Lied: „Du mit den schwarzen Augen“ und das kleine Märzgedicht: „Mir ist es eben angethan“. Sie war dort heiter und gütig gegen ihn, wie gegen Alle; allein seine Befangenheit und ein eigenthümlicher Zug sauberer Kühle und jungfräulicher Unnahbarkeit, der ihm durch ihr ganzes Wesen, selbst durch ihr virtuoses Klavierspiel zu gehen schien, hielt jede innigere Vertraulichkeit fern, und er bildete sich nie ein, daß sie seine stille Neigung erwidere. Als er im Spätherbst wieder nach Berlin kam, war sie bereits der früheren Sphäre fast ganz entrückt; sie glänzte als gefeiertes Talent im Hensel-Mendelssohnschen Hause, und er sah sie nur noch von fern oder in großer Gesellschaft, und seit 1847 gar nicht mehr. Dann brachen die mächtigen Stürme der Revolutionsjahre herein, die mit ihrer furchtbaren Aufregung so Vieles verschütteten; und er konnte es ohne leidenschaftliche Erregung vernehmen, daß sie sich verheirathet habe und in der Schweiz glücklich und in stattlichen Verhältnissen lebe. Als Geibel im Jahre 1875 ihre Todesnachricht erhielt, bekannte er: „Tonys Bild steht noch heute im vollen Glanze seiner bezaubernden Schönheit in meiner Seele; die Kunde von ihrem Hinscheiden mußte mich doppelt erschüttern, weil mir jede Stufe des Ueberganges verhüllt geblieben und nun unmittelbar neben die Erinnerung an die strahlendste Jugendfülle der Tod getreten war. Sie hat, wie ein prachtvoller Stern, ein Stück meines Lebensweges erleuchtet; ich werde sie niemals vergessen.“ — Sie war auch das einzige Weib gewesen, bei dem ihn, wie er selbst gesteht, eigentlich die Macht der Schönheit überwältigte; in allen übrigen Fällen war das, was ihn zog, der geheimnißvolle, manchmal erst spät entdeckte Reiz des Innern, der sich in den leiblichen Formen ausdrückte, und der dann freilich mit der Erscheinung nie in direktem Widerspruch stand. Schwerlich würde er je ein Mädchen geliebt haben, dessen äußere Erscheinung

ihn nicht auch angezogen hätte. Dieser Zauber der Erscheinung konnte aber sehr geistiger Natur sein; ein Seelenschimmer auf unregelmäßigen Zügen, ein rührender Blick aus kurzsichtigem Auge, ein unwiderstehliches Lächeln um einen gewöhnlichen Mund. Selbst Gesichtszüge, die von Anderen unbedeutend gefunden wurden, konnten ihn rühren und fesseln, wenn er an ihnen den Ausdruck edler Erregung oder tiefer Leidenschaftsfähigkeit wahrzunehmen glaubte. —

Bettina hatte den jungen Dichter immer fester in ihr Herz geschlossen und als mütterliche Freundin wohl gemerkt, wie ihn besonders, wenn von Curtius ein begeisterter Brief aus Athen kam, Sehnsucht nach dem alten Hellas beschlich. Drei Vierteljahre waren bald seit dem Abschiede in der Königstraße verflossen, als er durch Bettina und deren Schwager Karl von Savigny zu einer Hofmeisterstelle im Hause des bei der griechischen Regierung beglaubigten russischen Gesandten Katakazi vorgeschlagen ward. Indessen vorläufig war's nur eine große Hoffnung, keine Gewißheit, und er befand sich ganz in der Lage, die Curtius nach dem Empfange des ersten Briefes von Klausen in höchste Spannung versetzte. Die Forderungen waren derartig, daß er sie mit gutem Gewissen befriedigen zu können glaubte, die Bedingungen glänzend (freie Station und 2000 Francs). Zwar hatte er zwei ihm unbekannte Nebenbuhler, war aber der am besten Empfohlene. Viel besonnen hatte er sich bei der Sache nicht, viel überlegt auch nicht. Für seine persönliche Stellung versprach er sich wenig Angenehmes, im Gegentheil mancherlei Beschwerde und Ungemach; aber er sollte Athen sehen und alle Tage Sonnenschein haben! Noch ehe die Entscheidung eintraf, legte er sich auf das Studium der französischen Sprache, die fürs Erste das Verständnißmittel zwischen ihm und der Familie sein mußte.

Kurz vorher hatte Heinrich Kruse einen ähnlichen Wirkungskreis auf dem Gute Paulsgnade bei Mietau in Livland angetreten. Als Beide in einer engen Kneipe fröhlich und wehmüthig zugleich Valet tranken und hoffend und zagend in die Zukunft blickten, dachte wohl

Keiner von ihnen daran, daß in wenigen Wochen sich ihm eine Aussicht eröffnen könnte voll warmen südlichen Sonnenscheins. Jetzt drängte es ihn, froh und guter Dinge, seinem Freunde, noch als die Sache in der Schwebe, Botschaft zu schicken. „Sollte sich's realisieren, so grüße ich Curtius von Dir, und wir wollen auf dem Parthenon Deine Gesundheit trinken."

Die entscheidende Antwort kam — den 1. März 1838 — zu Gunsten Geibels. Damit beginnt einer der wichtigsten Abschnitte in seinem Leben. Die Eindrücke seiner griechischen Fahrten blieben ihm völlig frisch und ein unschätzbarer Besitz bis in sein Greisenalter hinein, während sich so vieles Spätere bis zur Unkenntlichkeit verwischte.

Zu großen Vorbereitungen hatte er keine Zeit. Doch Eines war noth, die Erwerbung des ganz unerläßlich erscheinenden Doktortitels. So wandte er sich am 10. März unter Einreichung einer lateinisch geschriebenen vita an die philosophische Fakultät in Jena mit der Bitte, ihm den Doktorgrad zu ertheilen. Da ihn die Umstände verhinderten, seine Abhandlung de elegiacis Romanorum poetis vor seiner Abreise zu vollenden, bat er um Verleihung der Würde und versprach die Dissertation nachträglich einzusenden; er hoffe unter dem reinen Himmel und von den Denkmälern des klassischen Alterthums umgeben leichter und ersprießlicher die Arbeit fertig zu stellen. In einem bei den Akten befindlichen Schreiben verbürgte sich Professor Dr. Rheinwald in Berlin für die Wahrheit jener Zusicherung, und auf Grund dieser Bürgschaft wurde Geibel in absentia promoviert.

Dann, nach kurzem Aufenthalte in Lübeck, und nachdem er noch in Altona, wo die Wattenbachsche Familie sich gerade zu Besuch aufhielt, von Cäcilie Abschied genommen hatte, in alter Weise, doch ohne sich zu erklären, ging die Reise durch die Lüneburger Haide über Braunschweig, Halle, Leipzig nach Bayern hinein über Hof, Baireuth, Nürnberg und München. Die schöne Fahrt durch Tyrol, das alte Verona mit dem Palast der Capuletti, das blühende Vi-

cenza, das prächtige Padua wurden nur im Fluge berührt. Dagegen fesselte ihn Venedig einige Tage. Er bedauerte jetzt mehr als je, die farblosen Sonette gedichtet zu haben. Die wunderbare Stadt zeigte sich ihm in der Wirklichkeit doch ganz anders, als in der jugendlichen Einbildung. Venedig erschien ihm wie ein steinernes Märchen, eine Stadt der Wunder, noch immer großartig über alle Erwartungen; aber es wehte ein Hauch der tiefsten Wehmuth in diesen Kanälen, zwischen diesen Marmorpalästen, die nicht selten leer ihrem Verfall entgegensahen. Er fürchtete, es werde eine Zeit kommen, wo die Lagune über die Trümmer prächtiger Kirchen hinwegspüle, wo Seegras und hohe Meergewächse wild aufgeschossen über zerbrochenen Säulenschäften wuchern und bei stillem Mondlicht ein einsamer Fischer rudernd sein traurig Lied singe, an derselben Stelle, wo noch jüngst zwischen Lampengeflimmer die bunte Menge sich drängte.

Am 16. Mai schiffte sich Geibel in Triest ein zur Fahrt nach Griechenland.

Dr. Geibel, chez Mr. Mr. de Catacazy, Ministre de Russie, Athènes.

In Griechenland! Welch ein Klang liegt in dem Worte! Es ist so viel Himmelblau, so viel Sonnenschein, so viel selige Freiheit darin; geschweige der Erinnerungen, die farbig und blühend daraus sich hervordrängen, wie die purpurnen Blumen aus den Felsspalten des Penthelikon. Täglich durchschweifte der junge Doktor

vom lieblichen, eine Stunde von Athen gelegenen Kephissia aus, wo der russische Gesandte während des heißen Sommers wegen der dort herrschenden kühleren Temperatur eine prächtige Villa bewohnte, mit immer neuem Vergnügen die herrliche Gegend, welche vor Allem um die Zeit des Sonnenunterganges sich mit Reizen schmückte, wie sie das Auge des Nordländers in der Heimat nie erblickt. Dann lag das Parnesgebirg, massenhaft in violettbraune Schatten gehüllt scharf abgegränzt vor dem durchsichtigen Goldschmelz des westlichen Himmels, der Gipfel des Hymettus leuchtete in tiefem Roth, während Meer und Inseln sich in blauer Nebelferne verloren. Ja, es war Alles so schön, wie's Byron in seinen Gedichten beschrieben.

Ernst Curtius hatte ihn im Mai 1838 bei seiner Ankunft im Hafen Piräus begrüßt. Es gab schwerlich einen größeren Kontrast, als die Stellungen beider Freunde. Ersterem blühte das Glück, bei Brandis in einem Hause zu leben, wo er volle Befriedigung seiner geistigen Bedürfnisse fand, während er in manchen Aeußerlichkeiten wohl mehr als sonst sich einschränken und mit patriarchalisch griechischer Einfachheit vorlieb nehmen mußte. Bei Geibel war es gerade umgekehrt. Seine Stellung erschien äußerlich glänzend. Er hatte ein geschmackvoll eingerichtetes Zimmer, einen Bedienten, die häufige Benutzung eines vortrefflichen Pferdes, und die Tafel, an der er speiste, war mit allen Sorten einheimischer und fremder Weine besetzt, selbst der deutsche Rheinwein fehlte nicht. Aber der Born der Wissenschaft kann im Hôtel eines Gesandten nicht sprudeln, wenn es gleich an geistreichen Leuten in dem Katakazischen Cirkel nicht gebrach. So lange Curtius auch in Kephissia weilte und er sich an seinem Umgange erquicken konnte, lebte er wie im Paradiese; aber schon Mitte Juni zogen Brandis und Familie nach dem Piräus, und erst spät im Herbst trafen sie zu Athen wieder zusammen. In der Zwischenzeit vermißte er wohl Vieles, und seine Thätigkeit als Erzieher der beiden begabten, doch schwer

zu behandelnden Knaben erwies sich als keine leichte. Indessen er befand sich ja in Griechenland, und zwei Freundinnen waren ihm aus der Heimat dorthin gefolgt: Die Erinnerung und die Muse.

Attika lernte er bald ganz kennen. Er erstieg den Gipfel des Penthelikon, sah Marathon und schaute von den Trümmern des Pallastempels auf Kap Sunium in das weite blaue Meer hinaus. Da lagen die Inseln um ihn her im Sonnenglanze. Sein Auge vermochte sich nicht satt zu sehen an dem herrlichen Anblick, und seine Seele jauchzte mit Byron: The isles of Greece, the isles of Greece!

In dieser gehobenen Stimmung schrieb er unterm 3. Juni an Heinrich Kruse: „Wärest Du doch bei uns! Wie wollten wir drei Philhellenen, Du, Ernst und ich, mit einander schwelgen in den Genüssen, die die Natur und die Litteratur des Landes so reichlich darbieten! Du würdest gerade der sein, der uns ausfüllte. Wir drei vereinigt, wer mag es mit uns aufnehmen?"

Das klingt zwar etwas übermüthig, war aber Geibels vollste Ueberzeugung, der gleich sehr Kruses wissenschaftliche Kenntnisse wie gediegene Bildung als Gelehrter und Weltmann schätzte. „Wenn Du auch bis jetzt noch die Philologie fast ausschließlich zum Gegenstande Deiner Forschungen machst, so hege ich doch immer die stille Hoffnung, Du werdest uns ein zweiter Lessing aus Rußland zurückkehren und mit klarem Blick, mit strengem Wort und offener Stirn einst dem vielfachen litterarischen Unwesen unserer Zeit steuern. Wir brauchen einen solchen Mann, und Du, Heinrich, der Du mit aller Fähigkeit dazu begabt bist, solltest Dich nicht immer stolz verneinend in den gefahrlosen Mantel der Wissenschaft hüllen, sondern auch einmal den schweren Harnisch anlegen und das Schwert umgürten, das blanke haarscharfe Schwert der Kritik. Fürwahr, ich sehe Dich schon in die Schranken reiten, auf tanzendem Roß, offen das Visir, den Helmbusch hoch. Und die Gegner lesen mit Zittern auf Deinem Schild die kurzen Worte, welche einst Front de Boeuf

als Motto führte: Cave, adsum.“ Daß in dem Freunde vor Allem ein bedeutender Dramatiker steckte, konnte Geibel damals freilich noch nicht ahnen.

Unter dem südlichen Himmel ging ihm besonders die mit Curtius gemeinschaftlich begonnene Verdeutschung griechischer Dichter mit großer Leichtigkeit von Statten. Für den Kabinetsrath Brandis, den Vorleser der Königin Amalie, schufen Beide in ihren Mußestunden die trefflichsten Uebersetzungen. Auch an eine metrische Uebertragung der Elektra des Sophocles machte sich Curtius, und Geibel fing in gleicher Weise mit dem Philoktet an. Nur über die strophischen Maße waren sie nicht ganz derselben Meinung. Ersterer wollte sich mit Ausnahme der Auflösungen dem antiken Metrum anschließen; Letzterer war zu der Ueberzeugung gekommen, daß dies für ein deutsches Ohr nicht allein nicht wohllautend, sondern sogar peinlich sei, und beschränkte sich für die genaue Nachbildung auf den Jambus, Trochäus, Daktylus und Anapäst, indem er für die zusammengesetzteren Maße die entsprechende deutsche lyrische Form suchte; ja ihm schien, daß Schiller Recht hatte, wenn er beim Wiedergeben der Chöre geradezu den Reim anwandte.

Als Ersatz für Kruse sandte ihm sein guter Stern, beinah ein Jahr darauf, im Frühling 1839, einen anderen Studiengenossen, nämlich Adolf Friedrich von Schack. Mit schwerem Herzen waren Beide damals von einander geschieden. Schack hatte inzwischen sein juristisches Examen gemacht und aus Gesundheitsrücksichten einen längeren Urlaub genommen, den er zu einer ausgedehnten Reise benutzte. Ueber Italien und Sicilien kam er nach Athen, und der Zufall wollte, daß ihm bei seinem ersten Ausgange in der griechischen Hauptstadt Curtius auf der Straße begegnete. Dieser führte ihn sogleich zu Geibel, und nun begannen schöne Tage im gemeinsamen Zusammenleben. Allerdings war Emanuel, wie mir Graf Schack schreibt, nicht glücklich in seiner abhängigen Stellung, so sehr er das Glück, sich auf attischem Boden zu befinden, zu würdigen wußte,

und sehnte sich darnach, dieselbe verlassen zu können, was er denn auch nicht lange darauf ins Werk setzte. Die Zeit des Tages, welche er frei hatte, verbrachten sie stets mit einander, und in diesen Stunden war er meist sehr heiter. Da die Hitze schon groß, benutzten sie den frühen Morgen zu Spaziergängen unter den Ruinen und in der Umgebung Athens. Wenn der Sonnenbrand das Gehen zu beschwerlich machte, ließen sie sich unter den Säulen des Jupiter Olympicus oder an der Quelle Kalirrhoe nieder oder ruhten auf den Stufen des Parthenon, von wo ihr Blick nach dem Meer und der Insel Salamis hinüberschweifte. Ein oft aufgesuchter Lieblingsplatz war das in einer Schlucht am Abhang des Hymettus schön gelegene Kloster Sirjani. Dort streckten sie sich in dem Schatten eines Oelbaumes nieder, und Geibel trug seine neu entstandenen Gedichte vor, die sich keineswegs sämmtlich auf das südliche Land bezogen, sondern in denen sich häufig Sehnsucht nach seiner nordischen Heimat aussprach. Neben eigenen Poesieen lasen sie dort beim Summen der Hymettusbienen auch viel in den Werken Platens, welcher unter den Modernen, so sehr er manche Andere, namentlich Uhland, Eichendorff und Heine schätzte, sein Lieblingsdichter war. — Mit Curtius vereint unternahmen Beide eine Fahrt nach Eleusis und brachten den Manen des Aeschylos den Zoll ihrer Verehrung an seinem Geburtsorte dar, dessen Todesstadt zu Gela, dem heutigen Terra nuova in Sicilien, Schack erst kurz zuvor besucht hatte. Der heilige Mysterientempel, den er dreißig Jahre später wieder dem Boden entstiegen sah, war damals so von Schuttmassen und Erdschichten überdeckt, daß man nicht den Platz, wo er gestanden, anzugeben wußte.

Nach einem Ausfluge in den Peloponnes und besonders einem Aufenthalt in dem während des Mais mit den schönsten Gegenden der Schweiz wetteifernden Eurotasthale kam Schack nur noch auf kurze Zeit nach Athen und nahm von den Freunden in Kephissia Abschied. Beide beneideten ihn lebhaft, daß er das herrliche Jonien, daß er

die Wiege des Homer von Melos sehen und dann einen Ritt über das Schlachtfeld von Troja, sowie von dort weiter bis an den bithynischen Olymp machen wollte.

Bald darauf lösten sich auch für sie die Verhältnisse, welche sie nach Hellas geführt hatten. Brandis kehrte nach Bonn zurück, und Geibel kündigte, da er dem Wunsche des Gesandten, die Seinen nach Rußland zu begleiten, nachzukommen keine Lust verspürte. Beide, nunmehr frei und unabhängig, unternahmen am 15. August 1839 ein schon lange geplantes, köstliches gemeinsames Wander- und Studienleben zu Land und zu Wasser, die berühmte Inselreise im ägäischen Meer. Von welchem schönen Einfluß dieselbe auf Geibels Muse gewesen, ist bekannt; aber auch sein gelehrterer Kamerad wurde hier aufs Neue zum Poeten. Als Perle der Cykladen erschien ihnen das fast im Mittelpunkt der Inselgruppe belegene Naxos, dessen Reize sie derart fesselten, daß der Aufenthalt unvergeßlich in ihrer Erinnerung blieb.

„Es waren Wochen der schönsten Freiheit und Muße, die wir in den Klöstern von Naxos verlebten, still und zurückgezogen und doch voll mannigfacher Anregung, die uns aus dem Alterthum, dem Mittelalter und der Gegenwart zuströmte. Wir lernten die Menschenwelt von ganz neuen Seiten kennen und betrieben dabei allerlei Studien, verbesserten und ergänzten unsere deutsche Anthologie aus den griechischen Lyrikern und überraschten uns gegenseitig mit allerlei Gelegenheitsproduktionen in Ghaselen und Sonetten," berichtet Curtius, der einem gastfreundlichen, aber ganz verarmten, sein kleines Grundstück selbst bebauenden Coronello, dem Vertreter der höchsten Aristokratie der Insel, dessen Frau aus dem Hause Crispo stammte, und deren einziger Sohn Francesco als nachgeborener Herzogsenkel die lebhafteste Sympathie erweckte, folgende Ode zueignete:

Am Pfad des Berghangs wandelten wir mit Luſt,
Anſchauend Deine göttergeſegnete
Herbſtflur, o Naxos, die ſich weithin
Gegen das Meer, das beſonnte, hinzieht.

Da rieſſt Du huldvoll uns die Ermüdeten
In Deines Weinbergs ſchattiges Traubendach
Und ſchnittſt von Deinem Rebgewinde
Uns die gereifteſten ſchönſten Trauben.

Ein Lied gebührt Dir; jenem ein flüchtiger Dank,
Der ſeinen Prunkſaal öffnet dem Wanderer
Und aus des Ueberfluſſes Füllhorn
Giebt, was er ſelber verlernt zu ſchätzen.

Kalt bleibt das Herz ihm; ohne die Gottesfurcht
Uebt er des Gaſtrechts heiligen alten Brauch;
Ihn ſegnet nicht mit jener ſüßen
Freude des Gebens der ew'ge Vater.

So will ich Dir, o Guter, ein bleibendes
Denkmal errichten und mit des Liedes Kranz,
Der nimmer welkt, wenn mir die Muſe
Lächelt, das Haupt Dir, das edle, kränzen.

Arm biſt Du, mühvoll haſt Du dem Felſenhang
Im Sonnenſchein und Sturme den kleinen Dank
Der Reben abgerungen, welche
Freundlich umblühn die beſcheidne Hütte.

Jetzt ſiehſt Du froh bei jeglichem Morgenroth
Den vollen Fruchtkorb hängen am Arm des Sohns,
Der aus der nahen Stadt des Abends
Kehrt, den Gewinn in den Schooß Dir legend.

Doch mehr als dies hat heute der Wanderer
Dankvoller Blick Dein gütiges Herz erquickt,
Da froher sie aus Deinem Gärtchen
Schieden als aus dem Palast des Königs.

Drum werden — denn auch unserer Zeiten Gott
Ehrt hoch der Gastfreund — voller die Trauben glühn
Und unter Deiner Palme Schatten
Blühende Enkel Dich lang umspielen.

Drei Wochen, bis Mitte September, weilten sie auf Naxos. Ein scharfer, stürmischer Nordwest machte eine frühzeitigere Abfahrt unmöglich. Südostwind brauchten die Freunde, welche in dieser unfreiwilligen Verbannung ein Gedicht für die Wattenbachsche Familie zusammen verfaßten, das durch Witz und Humor sich auszeichnet und wohl einer Veröffentlichung werth ist:

Naxos, 11. Sept. 1839.

Das Beste ist das Wasser, so sagt Pindar
Und meint damit zunächst des Meeres Fläche,
Denn diese bringt die Perlen als Gewinn dar,
Sodann den Strom, man trinkt ihn ohne Zeche;
Zum dritten meint er, deutlich thut's der Sinn dar,
Die Bäch', insonderheit die Wattenbäche,
Die Abends gern beim Strickstrumpf oder Nähzeug
Den Gästen rüsten ihr berühmtes Theezeug.

Auch uns ward jener hochbeglückten Schaar Loos,
Wir weilten, wo beim Thee der Dichter Weihrauch
Emporstieg, lasen Götz und Ponce[1]) und Carlos
Und manchmal schlugen wir sogar die Leir' auch;

[1]) Ponce de Leon. Ein Lustspiel von Clemens Brentano.

Spät ging's nach Hause, doch nicht stets gefahrlos,
Denn uns benebelte der Schwärmerei Rauch,
Und bei des Blutes aufgeregtem Kreislauf
Ist in Fünfhausen[1]) oft gewagt der Eislauf.

Des Sommers aber am Gestad' der Trave
Lustwandelten wir Sonntags auf der Lachswehr,[2])
Wo sich der Bäume schattiges Konklave
Den Fluß entlang zieht neben des Verhacks Wehr;
Dort sannen wir manch' tönende Oktave,
Es meinte Jeder, daß er Friedlands Max wär',
Doch sprühten wir auch Flammen wie der Hekla,
Es war umsonst, es fand sich keine Thekla.

O goldne Zeiten Primas und Sekundas,
Wo wir zuerst gepflegt der goldnen Musa,
Wo noch wir lasen: Ibitis per undas,
Indeß der Blick den Katzen draußen zusah;
Wo uns, wenn eben vollgepfropft der Mund aß,
Kunhardt[3]) erschien als schreckliche Medusa
Und eifernd sprach: Ei, ei, was ist mir dieses,
Sie essen, und wir reden vom Anchises! —

Wo seid ihr hin? Ihr seid ein fernes Weiland;
Vorbei, vorbei, das ist das Allerweltsloos.
Jetzt aber sitzen wir auf Naxos Eiland
Und können nicht vom meerumflossnen Fels los.
Südostwind brauchen wir, doch her von Mailand
Brach ein Nordwest lautschallenden Gebells los,
So daß des Herzens immerwache Sehnsucht
Umsonst den Weg per undas nach Athen sucht.

---

[1]) Straße in Lübeck.

[2]) Idyllisch am Ufer der Trave gelegener Vergnügungsort vorm Holstenthore.

[3]) Weiland Professor am Lübeckischen Gymnasium.

Drum strebten, bis nach jener Stadt wir heimziehn,
Nach Tröstung wir beim Dichten dieses Spätlings.
Verzeiht die harte Form! Wenn Zwei am Reim ziehn,
Rechts geht der Eine dann, der Andre geht links.
Und könnt ihr aus dem Lied nicht Honigseim ziehn,
So taugt es doch zum Umschlag eines Brätlings;
Doch ward sogar zu diesem Zweck zu schofel es —
Gebt uns die Schuld nicht, sondern Mephistopheles!

Endlich stellte sich günstiger Wind ein. An Bord des griechischen Schiffes rief Curtius vom Meere aus zur Abendstunde der lieblichen Insel das folgende Abschiedssonett zu:

Leb wohl, mein Naxos! sieh, es schwellt gelinde
Das Segel sich und führet mich von hinnen.
Noch seh' ich ferne deine weißen Zinnen
Und gebe diesen letzten Gruß dem Winde.

Hab' Dank für jede Lust; gleich einem Kinde,
Dem leicht und harmlos noch die Stunden rinnen,
Hab' ich bei dir gelebt, und dies gewinnen
Ist ja des Lebens schönstes Angebinde.

Wann werden wieder zu so holdem Frieden
Mich duft'ge Pomeranzengärten laden,
Wo gerne mir genaht die Pieriden?

O blühe, stille Wohnung der Najaden,
Und bleibe gern vom lauten Markt geschieden,
Dir selbst genug, du schönste der Cykladen!

Sonnabend den 21. September langten sie über Hermupolis wieder zu Athen an und mietheten hier eine Wohnung, unweit des Lysikrates-Monuments, dicht neben dem neuerbauten Hause des Quartiermeisters Rupp, der sogenannten „Rupp-Burg". Diese ward jetzt der Mittelpunkt einer deutschen Kolonie. Am 18. Oktober, zur

Nachfeier von Emanuel Geibels Geburtstage und zum Gedächtniß an die Völkerschlacht bei Leipzig, wurden Feuer angezündet, Raketen stiegen aus dem Garten auf, und Ernst Curtius deklamierte zum fröhlichen Nachtmahl sein von Allen mit Begeisterung angehörtes Siegeslied:

Im Lande, das der Freiheit Wiege,
In dem zuerst der Päan klang,
Wo um die Stirn mit blut'gem Siege
Der erste Lorbeerzweig sich schlang,
Wo frevelnde Barbarenhorden
Die Fluren und Altar verheert,
Bei Marathon geschlagen worden
Durch der Begeistrung Flammenschwert:

Da ziemt es wohl, den Tag zu feiern
Des Freiheitskampfes hoch und kühn.
Drum kränzt mit Lorbeern eure Leiern
Und euer Schwert mit Myrthengrün;
Und wie Athen bei allen Mahlen
Aristogitons hat gedacht,
So denkt bei schäumenden Pokalen
Der Helden unsrer Völkerschlacht!

Wohl trieb ein ungeduld'ges Streben
Uns Alle in ein fernes Land,
Wo an dem buntbewegten Leben
Die Jugend ihr Gefallen fand;
Doch blieb das Herz dem Vaterlande,
Es blieb uns voll Begeisterung,
Denn unzerstörbar sind die Bande,
Und unsre Liebe ewig jung.

Wenn auch die Heimat selbst vergessen
Des Heldenbluts, das für sie floß,
Ein König gottlos und vermessen
Die Lust verbot, die Kirchen schloß,
Wenn kaum noch ein Oktoberfeuer
Auf deutschen Bergen einsam glüht,
Uns sei der Schlachttag hoch und theuer,
Da unsre Freiheit aufgeblüht.

Ist auch das Werk noch nicht gelungen,
Darum, ihr Brüder, zaget nicht;
Der einmal sich hat aufgeschwungen,
Der Geist strebt immer fort zum Licht.
Am Himmel fliegen Wolkenschatten,
Und Dunkel deckt der Erde Raum,
Doch Sonnenkraft kann nicht ermatten;
Die Uebel schwinden wie ein Traum.

Drum stehet ihr bei unsern Fahnen
Und bliebet ihr am Lateran
Wie unter Griechenlands Platanen
Den deutschen Sternen zugethan:
So hebet hoch den vollen Becher,
Stoßt an auf unsers Volkes Ruhm,
Und ewig sei, ihr deutschen Zecher,
Die Freiheit unser Heiligthum!

In dem nahenden Winter vollendeten die beiden Landsleute ihre Uebersetzungen aus griechischen Dichtern, welche unter dem Titel „Klassische Studien“ im Jahre 1840 zu Bonn erschienen und der Königin Amalie mit einer von Geibel verfaßten, schwungvollen Elegie gewidmet sind: eine Huldigung für die schöne Herrscherin, ein Gruß an das auferstandene Hellas, ein bleibendes Denkmal des treuesten Zusammenlebens zweier gleichgearteter deutscher Jünglinge

auf klassischem Boden, eines Zusammenlebens, welches nun bald zu Ende gehen sollte.

Anfangs April 1840 kamen nämlich der Göttinger Professor Karl Otfried Müller und Adolf Schöll nach Athen, um Griechenland und Kleinasien in archäologischer Rücksicht zu studieren. „Sie suchten uns eines Morgens in unserer Wohnung auf, und von dieser Stunde an gehörte meine ganze Zeit dem theuren Lehrer," sagt Curtius. Mit begeisterungsvoller Verehrung schloß sich auch Geibel dem kurz darauf jählings verstorbenen Müller an, jedoch gerade dieser Umgang in dieser Umgebung ließ ihn klar und deutlich erkennen, wie viel ihm an einem exakten Gelehrten mangelte, daß er seiner ganzen Individualität nach ein solcher nie werden konnte. Was Müller wußte, schaute Geibel poetisch, und er faßte sein gewonnenes Glaubensbekenntniß zusammen in das Distichon:

Viel zu wissen geziemt und viel zu lernen dem Dichter,
Aber der Thor nur verlangt, daß ein Gelehrter er sei.

In dieser Stimmung überfiel ihn Heimweh. Ende April lag Athen hinter ihm. Auf der Rückreise nach Norddeutschland stand rings die Natur in junger, prachtvoller Maienblüthe; er aber überdachte ernst und schweigsam seine Zukunft.

Es muß doch Frühling werden.

Ende Mai befand sich der junge Philhellene wieder in Lübeck, wieder im Elternhause.

Was nun?

„He is nix, he hett nix, un he makt nix!“ sagten kopfschüttelnd die Leute und bedauerten den hochverehrten Herrn Pastor, daß er an diesem „verlorenen“ Sohne solch Herzeleid habe. Des Doktors absonderliches und fremdartiges Aeußere machte die nüchternen Reichs- und Hansestädter vollends stutzig. „Wo süht he narrsch ut! He is ja woll rein katholsch worden, kik doch!“ hieß es, wenn er mit langem, welligem, bis zum Nacken herunterhängendem Haupthaar, mit französischem Knebelbarte und buntem, im Winde flatterndem Halstuche, im schwarz sammtenen Schnürrock und mit rothem Fez ein Lied trällernd durch die Straßen ging.

„Ut dem ward mein Dag nix!“

Es ist das uralte Wort vom Propheten, der nichts in seinem Vaterlande gilt, dessen Bitterkeit Jeder durchkosten muß, der aus Reih' und Glied heraustritt, der anders dichtet und trachtet, als wie die Sippe und Gevatterschaft sich's ausgeheckt hat. O dieses Bekritteln und Nörgeln, wodurch einem aufstrebenden Talent schier aller Muth benommen werden kann! O diese Bevormundung, dies Besserwissen, dies freundschaftliche Rathertheilen! Jeder glaubt ein Recht dazu zu haben und meint es ja so gut. Und nun erst unter den ehemaligen Schulkameraden, Studiengenossen und Stadtgelehrten so manche, deren Scheel- und Schmähsucht mit dem Grade ihres beschränkten Horizontes wächst!

Wohl dem, der unentwegt, unbeirrt, wenn auch einsam, sein Ziel verfolgt! Das Bewußtsein seiner eigenen, inneren Kraft vermag ihm Niemand zu rauben. Und es kommt eine Zeit der Anerkennung. Alle, die jetzt noch auf Emanuel Geibel mit mitleidigem Achselzucken sahen oder hinterrücks vornehm die Nase rümpften, bei Kaffe- und Theekränzchen oder hinterm Bierkruge über ihn, den Litteraten, den Streber, raisonnierten, der etwas Apartes, etwas Besseres sein wollte, als ein gewöhnlich Menschenkind, sie wurden später wie umgewandelt und priesen sich glücklich, eines Blickes,

eines Händedruckes, eines Wortes von ihm gewürdigt zu werden und — eines Autographs! Und dann sprachen sie wohl gar zu Hinz und Kunz: „Haben wir's nicht immer gesagt, der wird noch einmal der Stolz unserer Vaterstadt?!" — —

„Die zur Vernunft gekommene Welt braucht keine Lieder, ich kann sie nicht entbehren; sie sind für mich der Himmel, die Luft des Lebens, mein Lenz im Herbst und Winter; ohne sie würde mir der Mai, würde mir selbst die Liebe werthlos sein; lieber sterben, als ohne sie leben!" — zu diesem Glaubensbekenntniß war Geibel unterwegs auf der Heimreise gelangt. Der Entschluß stand fest, sich fortan ganz der Dichtkunst zu weihen.

So besorgte er denn jetzt mit allem Fleiße die Zusammenstellung seiner zerstreuten Poesieen, welche schon vor Jahresfrist bei Duncker in Berlin erschienen wären, hätte ein in der Hänelschen Druckerei zu Magdeburg ausgebrochener Brand sein Manuscript nicht zerstört. Echtes Gold wird klar im Feuer. Ja, der jugendliche Autor konnte nun eine, wenn auch noch nicht von allen Schlacken gereinigte, so doch mehr geklärte und geläuterte Sammlung im Sommer 1840 darbieten. Die „Gedichte", der ersten Lieder frühe Gabe, sind der Gattin seines Freundes, Klara Kugler, gewidmet. Zu ihr, der liebenswürdigen, noch im Alter blumenhaft anmuthigen Frau, stand er fast wie ein jüngerer Bruder; und es läßt sich daher denken, wie tief ihn später, 1874, die furchtbaren Vorgänge in München erschütterten, welche er noch dazu nicht auf einmal, sondern in stets gesteigerter Schrecklichkeit tropfenweise durch die Zeitungen erfuhr. [1]) — —

[1]) Eine wahrheitsgetreue und doch mit pietätvoller Schonung geschriebene Darstellung der ganzen Tragödie findet sich in den biographischen Notizen, welche Adolf Wilbrandt einer nachgelassenen Novelle seines unglücklichen Freundes Hans Kugler vorausschickt: „Im Fegefeuer" (Wien 1874). Freilich ging er dabei von einem Standpunkte aus, den Geibel nicht theilte, da er sich — wenn auch der kirchlichen Orthodoxie gegenüber ein großer Ketzer — doch nicht zu den Kindern der Welt im Heyseschen Sinne zählen durfte.

Ein Bändchen Gedichte! Es war doch immerhin Etwas und zwar gedruckt, broschiert und auch in zierlich rothem Einband mit Goldschnitt, was man sich für ein paar Mark kaufen, was, wenn's flott ging, den Grund zu einer bescheidenen jährlichen Rente legen konnte, der Anfang eines Geschäftchens so zu sagen; und die Lübeckischen Handelsherren, die „Käufer und Verkäufer", um mit Geibel selbst zu reden, sahen ihren spekulativen Kollegen, der ja eigentlich nur „in anderer Waare machte", schon mit günstigeren Augen an.

Aber, um gerecht zu sein, nicht Alle dachten so philiströs; es gab auch eine kleine Schaar kunstbegeisterter Leute in Lübeck. Besonders hervorzuheben ist hier das uns bereits bekannte Haus des Konsuls Nölting, dessen musikalisch hochbegabte Gattin gern ästhetisch gebildete Männer und Frauen in ihrem gastlichen Heim zu ungezwungener Unterhaltung versammelte. Namentlich im Sommer war dort Nachmittags und Abends immer offene Tafel für die näheren Freunde. Nöltings bezogen zur heißen Jahreszeit ein Landhaus auf dem eine halbe Stunde von der Stadt belegenen Gute Krempelsdorf, das, dem alten Herrn Souchay gehörig, sich noch heute im Fideikommiß von dessen Familie befindet. Die Nöltingschen Knaben waren Altersgenossen und Schulkameraden von Theodor Souchay, und so verbrachten wir — erzählt mir dieser liebe Freund — als gute und getreue Nachbaren in einem und demselben von Gehölz und Wiesen umgränzten großen, parkartigen Garten unsere Freistunden Tag ein Tag aus. So kam es denn, daß ich Emanuel sehr häufig sah. Wir Jüngeren umringten oft die ernsten Gruppen der Erwachsenen auf der Veranda, wo der Dichter mit lauter, volltönender Stimme die farbenreichste Schilderung von Hellas entwarf oder neue Poesieen vorlas. Er trug den bei Studenten und Künstlern in Mode stehenden Sammtrock mit Schnüren und beim gemüthlichen Zusammensein im Garten,

gleich einigen anderen Hausfreunden, ein rothes griechisches Fez mit blauseidener Quaste, wobei aus Tschibuks türkischer Taback geraucht wurde. Das Alles gab der Gesellschaft ein morgenländisches Aussehen und imponierte unserer Kinderphantasie, wie ein Märchen aus tausend und einer Nacht. Aus dieser Zeit[1]) stammt das von Otto Speckter gezeichnete, sehr gut getroffene Bildniß Geibels mit dem Facsimile: „Es muß doch Frühling werden!" Jawohl, damals stand unser Dichter im vollsten Lenze seines blüthen- und früchtereichen Lebens.

Im Jahre 1840 berührten nach einander Kruse und Schack Lübeck. Ersterer kam aus Skandinavien, wo er den Sommer zugebracht. Er hatte sich in Lund die „Klassischen Studien" gekauft und glaubte die beiden Uebersetzer noch in Athen. Aber als er eines schönen Augusttages durch die Fischstraße ging, erscholl es mit Donnerstimme von oben herab: „Heinrich!" In dem Fenster stand, den Fez auf dem Kopfe, mit rothen Pantoffeln und einer allmächtigen Wasserpfeife Emanuel. Die Freude des Wiedersehens

---

[1]) Richtiger ein paar Jahre später, Anno 1843. Dies Portrait ist vervielfältigt auf dem Sr. Majestät Kaiser Wilhelm gewidmeten und von Karl Becker, einem Schüler Eduard Mandels, gestochenen „Erinnerungsblatt" (Lübeck 1884). Nur die ähnlichsten Bilder sind in dem kunstsinnig zusammengestellten Cyklus aufgenommen und vom Dichter mit eigenhändigen Unterschriften, zu jeder Lebensperiode passend, versehen. Das bisher unbekannte jugendliche Mittelstück malte Rehbnitz, ein Schüler und Schwager Overbecks, für Geibels Mutter 1834 vor der Abreise nach Bonn; darunter steht der Vers:

Das war in jungen Tagen
In goldener Frühlingszeit,
Da mir verhüllt noch lagen
Des Lebens Qual und Streit.

Die Portraits aus den Jahren 1852, 1856, 1860, 1866 und 1871 sind gleichfalls vorzüglich. In frühester Jugend, in den Mannesjahren wie im Greisenalter zeigt der herrliche Kopf des Verklärten denselben edlen, durchgeistigten Ausdruck, den er bis ans Ende seiner Erdentage bewahrt hat.

war groß. Das väterliche Haus mußte genau in Augenschein genommen werden, zumal das prächtige Portal mit den Genien, den Engel- und Löwenköpfen, Blumen und Früchten, rechts und links zur Seite eine allegorische weibliche Figur und ein Ritter in voller Rüstung. Ueber die geräumige Diele schritten sie hinauf von Stockwerk zu Stockwerk bis zum höchsten Boden, bis zur Dachrinne, dem Lieblingsversteck aus des Dichters Knabenzeit, von wo ihm „zwischen die Dächer geklemmt der spitz aufsteigenden Giebel, umkreist vom Fluge der Tauben" die ehernen Choraltöne der Glocken zu St. Marien entgegenklangen — unter der Lektüre von Grimms Volksmärchen, Fouqués Zauberring und Schillers Tragödien —, und von wo er den weit offenen Blick über die untere Stadt, die Trave und die lindenbeschatteten Wälle genoß bis zu des doppelten Thors mächtigen Thürmen hinaus. Abends saßen die Studiengenossen zusammen im Rathskeller, im hallenden Gewölb der „Rose", und tauschten beim Rheinwein gegenseitig ihre Erlebnisse aus. Geibel klagte, daß seine Gedichte wenig Beifall fänden. Erst als Franz Kugler eine geharnischte Recension schrieb, wandte sich die allgemeine Aufmerksamkeit dem Büchlein zu, das bald darauf eine Auflage nach der anderen erleben sollte. Kruse selbst lobte, was zu loben war, indeß ein gewisser Mangel an Originalität machte ihn bedenklich. „Das hätte ich," — schreibt mir mein alter Gönner — „wie ich später fühlte, mehr verdecken sollen, denn einem Anfänger nützt gerechte Anerkennung weit mehr, als noch so verdienter Tadel. Wir schieden übrigens als die besten Freunde, wie wir es ohne die leiseste Störung bis zuletzt geblieben sind."

Auch Schack, der etwa um dieselbe Zeit durch Lübeck reiste, hielt nicht mit seinem Urtheil hinterm Berge, daß in dem Bändchen sich Einflüsse beinah aller damals beliebten deutschen Lyriker kund gaben, daß es jedoch viel Schönes enthalte. Der wanderlustige Jurist war nach seiner Anwesenheit in Athen noch ein volles Jahr unterwegs geblieben, indem er sich aus dem Morgenlande (er hatte

Aegypten durchstreift und einen Ritt durch die Wüste nach der wunderbar in das Felsengebirge gehauenen alten Stadt Petra unternommen) von einem englischen Dampfer über Malta nach Gibraltar tragen ließ, dann länger in Sevilla und Granada verweilte, den größten Theil Spaniens durchzog und sich endlich in Lissabon einschiffte, um über England heimzukehren. Auf der Fahrt durch Norddeutschland hörte er, Geibel sei schon wieder in seiner Vaterstadt, weshalb er ihn dort aufsuchte. Es schien mir, meldet Graf Schack an mich, als sehne sich Emanuel nicht eben nach Hellas zurück, wo er bei dem ihm eigenen Unabhängigkeitssinne in dem Verhältniß, welchem er sich fügen mußte, manche unangenehme Erfahrung gemacht hatte. Allein obgleich er sich der Rückkehr in sein theures Lübeck freute, fand ich ihn doch in gedrückter Stimmung. Er erkannte die Nothwendigkeit, sich irgend einem Amt als Lehrer an einer öffentlichen Schule zu widmen, und einer solchen Stellung war er in tiefster Seele abgeneigt. Gerade damals war die erste Sammlung seiner Gedichte erschienen, ohne anfänglich Beachtung zu finden. Er gab mir den kleinen Band, mit dessen Inhalt ich längst vertraut war, und ich ließ es mir lebhaft angelegen sein, Freunde dafür zu gewinnen. Kurz darauf fügten es günstige Umstände, daß ich, ohne es zu ahnen und ohne mir deshalb ein Verdienst zuschreiben zu können, dazu beitrug, Geibel in eine seinen Wünschen entsprechende Lage zu versetzen. Als Legationssekretair an den in Gott ruhenden Bundestag zu Frankfurt beordert, las ich dort in Abendzirkeln, besonders in dem mir sehr sympathischen bei der Frau Geheimräthin von Günderode, verschiedene seiner Lieder vor, und dieselben fanden in hohem Maße den Beifall des Oberst Joseph Maria von Radowitz, des nachmaligen katholischen Abgeordneten, Generals und Ministers, welcher als preußischer Militairbevollmächtigter in Frankfurt weilte. Radowitz stand bekanntlich in sehr intimen persönlichen Beziehungen zu König Friedrich Wilhelm IV., versäumte nicht, die Aufmerksamkeit des Monarchen

auf den jungen Poeten zu lenken und gab so den ersten Anlaß dazu, daß Letzterem in der Folgezeit ein Jahrgeld bewilligt wurde, welches ihm ermöglichte, sich ganz der Dichtkunst zu widmen. —

Doch einstweilen lag dies noch im Schooße der Zukunft verborgen, und schwere Schicksalsschläge sollten ihn treffen, wenn auch, Gottlob! nicht zu Boden drücken. An einem trug er, der blöde Träumer, wie er sich selbst nennt, die Schuld. Wohl zog es ihn nach wie vor mit magischer Gewalt hin zu seiner Jugendliebe, aber das entscheidende Wort konnte er nicht über die Lippen bringen. Cäciliens Verwandte sahen natürlich alle mit Betrübniß, wie sie sich in aussichtsloser Leidenschaft verzehrte, bis endlich ihre Mutter ihm einmal Abends untersagte, die Tochter nach Hause zu geleiten.

Einer alten vertrauten Freundin, Marianne Wolff, verwittweten Immermann, die noch als Greisin in Geistesfrische und Rüstigkeit zu Hamburg lebt, schüttete er Jahrzehnde später sein Herz aus. „Sie ist," sagt er von ihr, „eine seltene Frau, geistvoll durch und durch, bei großer innerer Einfachheit reich und tief gebildet wie Wenige, vom Leben zu fast männlicher Energie erzogen und doch voll des feinsten, echt weiblichen Verständnisses. Wohnte sie in Lübeck, so würde ich an ihr den Freund haben, der mir fehlt. Denn sie vermag eben auf Alles einzugehen, was mich bewegt und erfüllt, sie giebt im Austausch ebenso viel zurück, als sie empfängt, und ein Gespräch mit ihr ist selbst bei abweichender Meinung immer fruchtbar und anregend."

Nach dem Tode Emanuels und Cäciliens theilt mir nun durch die Güte Dritter diese ehrwürdige Matrone aus ihren Tagebüchern ein Bekenntniß mit, dessen Authenticität geeignet ist, das ganze Verhältniß ins rechte Licht zu stellen und daher für sich selber spricht: „Vom 29. August bis 6. September 1860 war Geibel bei uns. Auf unseren gemeinsamen Spaziergängen rollte sich allmählig das Bild seines inneren Lebens vor mir auf. Was er erlebt, verschuldet und gelitten, bleibt in mich versenkt; es war nicht nur sein Leben,

es waren auch Geheimnisse Anderer, die mit demselben verknüpft waren. Eines aber schreibe ich nieder, damit es bewahrt bleibe, ein Auftrag, ein Versprechen: Wir gingen vor dem Abschiede noch durch den thauigen Garten, die Bilder der durchlebten Tage zogen durch die letzten Gespräche, und diese wandten sich zu Cäcilie. Sollte ich plötzlich sterben, sagte Emanuel, so schreiben Sie ihr, daß ich sie immer lieb gehabt habe, daß sie mir zuerst die Schönheit des Daseins in der Liebe erschlossen habe, daß ich ihr immer dankbar geblieben sei für Alles, was ich durch sie empfangen. Ich weiß, was ich an ihr verschuldet, ich weiß, daß ich die Nemesis solcher Schuld erfahren, daß sie mir durch mein Leben gefolgt ist. Gern wäre ich noch einmal zu ihr getreten, ich kann es nicht, weil wir Beide frei sind; aber ihr Bild ist unzerstört in meiner Seele, und was sie mir gewesen, das habe ich nicht verloren, obgleich jugendlicher Unverstand und Heftigkeit uns aus einander rissen, und die Menschen zerstören halfen, was hätte heilig bleiben sollen. Noch weiß ich und fühle fast, wie ihr Auge sich zu mir aufschlug, wenn ich ins Zimmer trat, noch empfinde ich den ganzen Reiz, den ihre Erscheinung in jene frühen Tage warf. Einen Brief von ihr habe ich kürzlich gefunden, der mich hätte zu ihr rufen müssen, wenn mich das trotzige Herz nicht beherrscht hätte; ich habe ihn mit heißen Thränen gelesen."

Ein tiefer Seufzer entringt sich unserer Brust. Eines kann und wird uns trösten, die Thatsache, daß doch noch die Wunde im Herzen Beider ausheilen sollte, als das Alter kam und die Jugend ihnen wie ein Traum erschien. — — — —

Ein Unglück kommt selten allein. Seine innigst geliebte Mutter wurde ihm am 7. April 1841 nach kurzem Krankenlager entrissen. Was er an ihr verloren, verkündet eine seiner schönsten Elegieen, in der auch dem theuren Vater ein ehrendes Denkmal gesetzt ist.

In der doppelt qualvollen Seelenstimmung griff er gleich nach Pfingsten mit beiden Händen zu, als Karl Freiherr von der Mals-

burg auf Eschenberg bei Kassel, ein Bruder Ernst Ottos, des Calderon-Uebersetzers, und Freund seines Vaters, ihn zu sich auf sein Schloß lud. Der Aufenthalt in der liebenswürdigen Familie dieses kunstsinnigen Edelmannes war für ihn gewissermaßen ein Bad der Reinigung und Wiedergeburt. Hier machte er in herrlichen, an Cäcilie gerichteten Liedern seinem beklommenen Herzen Luft, hier schuf er die politischen „Zeitstimmen", hier ermöglichte die an spanischen Werken reiche Bibliothek erwünschte Fortsetzung seines Studiums der spanischen Litteratur: es war ein glückliches, produktives Jahr und die Trennung keine leichte. Heiter und frisch vollendete er zu Lübeck im Herbst und Winter 1842 seine Sammlung altspanischer Volkslieder und Romanzen und bearbeitete sein erstes Schauspiel „König Roderich."

Inzwischen hatte sein alter Gönner Herr von Rumohr sich es angelegen sein lassen, der zwitterhaften Existenz Geibels ein für alle Mal ein Ende zu machen. Eines Tages fragte er ihn in geheimnißvoller Weise, ob er nicht abgeneigt sei, in Beziehungen zu einer nordischen Großmacht zu treten? Geibel, welcher nicht ahnte, worauf diese diplomatische Frage zielte, erwiderte: er sei nicht abgeneigt. Bei seiner nächsten Anwesenheit in Berlin wirkte Herr von Rumohr ein lebenslängliches Jahrgehalt für seinen Schützling vom Preußenkönige aus. Friedrich Wilhelm IV. liebte einen guten Witz und vernahm daher mit besonderem Wohlgefallen das Scherzgedicht vom Gott Merkur: „Zu Lübeck auf der Brücken". Wie Rumohr den Namen des Verfassers nannte, erinnerte sich der Monarch, daß bereits Radowitz auf diesen hoffnungsvollen Poeten seine Aufmerksamkeit gelenkt hatte, und ging in bester Laune auf den Vorschlag ein, wonach durch Kabinetsordre vom 24. December 1842 der Finanzminister Herr von Bodelschwingh authorisiert wurde, dem Dichter Emanuel Geibel jährlich dreihundert Thaler aus dem Allerhöchsten Dispositions-Fonds zu zahlen.

Dem drohenden Zwiespalt im Wesen und Wirken Geibels war

durch diese Königliche Gnadenbezeugung ein glückliches Ziel gesteckt, welche ihn, frei von kleinlichen Sorgen, zum Hohenpriester seiner Kunst in behaglicher Muße heranreifen ließ. Sein Dankgedicht „An den König von Preußen" ist zugleich sein treu beobachteter Wahlspruch. Als erneuten, schwachen Ausdruck des innigen Dankgefühls übersandte der Dichter unterm 20. April 1843 ein Exemplar der Zeitstimmen. In dem Begleitschreiben heißt es: „Freilich fühlt Niemand tiefer als ich, wie sehr noch die meisten dieser Gedichte in Gehalt und Form einer schonenden Nachsicht bedürfen, und wie sie deshalb kaum würdig sein mögen, in Ew. Majestät Hände zu gelangen, allein auf der anderen Seite läßt mich die freundliche Theilnahme, welche Ew. Majestät jedem ernsten, wenn auch noch unerfüllten Ringen nach einem hohen Ziele gewähren, dennoch den Muth finden, diese aus bewegtem Herzen in eine stürmische Zeit hinausgesungenen Lieder darzubieten. Möge die Zukunft meinen heißesten Wunsch in Erfüllung gehen lassen und mir es dereinst vergönnt sein, Ew. Majestät ein größeres und würdigeres Werk zu Füßen zu legen." Der König nahm das Schriftchen huldvollst auf und ließ dem Verfasser für diese willkommene, seinen dichterischen Beruf und seine ehrenwerthen Gesinnungen von Neuem bekundende Gabe aufrichtigen Dank bezeigen.

Noch in demselben Jahre wünschte Geibel, dem hohen Protektor seinen ersten dramatischen Versuch, das Trauerspiel „König Roderich" dedicieren zu dürfen. Da er jedoch in allen Dingen, welche die Hofsitte angehen, völlig unerfahren war, ersuchte er den bevollmächtigten Minister Oberst von Radowitz, dessen Bekanntschaft er mittlerweile bei einem kurzen Aufenthalte in Karlsruhe gemacht hatte, die Sache bei dem Monarchen gütigst vermitteln zu wollen.

Die Tragödie ist der ältesten Geschichte Spaniens entnommen; sie behandelt den Sturz des westgothischen Reiches und das Eindringen der Mohren unter Tarik in die Pyrenäische Halbinsel. Der Stoff schien zur dramatischen Bearbeitung um so geeigneter,

da wir hier aus dem Zusammenstoßen einzelner mächtiger Charaktere Ereignisse von welthistorischer Bedeutung sich entwickeln sehen. Roderich, der letzte der westgothischen Könige, verführt die Tochter seines treuesten Anhängers und Feldherrn, des Grafen Julian, der von Ceuta aus mit Erfolg wider die andrängenden Mohren kämpft. Eben hat der Graf die Feinde in offener Feldschlacht bezwungen, eben ihren Frieden erbittenden Gesandten mit Stolz und Hohn entlassen, als die unglückliche Tochter bei ihm erscheint und ihm das furchtbare Geheimniß ihrer und seiner Schmach eröffnet. Nach kurzem aber heftigem inneren Kampfe entschließt sich der gekränkte Vater, die bisherigen Gegner zu seinen Bundesgenossen zu erwählen; sie sollen das Schwert in seiner Hand sein, um den gewaltigen Beleidiger zu züchtigen. In dieser Absicht führt er die Mohren nach Spanien über. Aber bald wird das Verhängniß größer, als sein Wille; der Feind, den er nur als Mittel benutzen wollte, wächst ihm über den Kopf, und der durch die Noth wieder zum Heldenbewußtsein erweckte König, aber zugleich auch das gothische Reich und Julian selbst können dem Untergange nicht entgehen. Als versöhnende Figur geht Roderichs Vetter, Pelayo, durch das ganze Stück, derselbe Pelayo, von dem bis auf heute die Herrscher Spaniens zählen, und an dessen Person sich daher am Schlusse die poetische und historische Beruhigung von selbst anschließt.

Dies ist kurz zusammengedrängt der Inhalt des Dramas. Daß der Stoff, schreibt Geibel aus Weinsberg, zu den wirksamsten Scenen Anlaß gebe, werden Sie aus dieser freilich höchst unvollkommenen Skizze ersehen. Ob aber die Ausführung mir irgendwie gelungen sei, ist eine andere Frage, die ich natürlich am wenigsten zu beantworten wage. Nur soviel darf ich von dem Stücke sagen, daß es mit Ernst, Liebe und Hingebung, zugleich mit stetem Hinblick auf die Möglichkeit einer Darstellung gearbeitet wurde.

Auf des Herrn von Radowitz warm empfehlende Anfrage erklärte sich Friedrich Wilhelm IV. zur Annahme der Widmung gern

bereit. Die Nachricht hiervon beantwortete Geibel erst am 16. Januar 1844 von Stuttgart aus. Er hatte in der Zwischenzeit Mancherlei erlebt, und besonders beschäftigte ihn Georg Herweghs revolutionaires Auftreten, worüber der Brief einige Schlaglichter wirft: „Wie innig mich Ihre gütige Mittheilung erfreut, ja ich darf wohl sagen erhoben hat, brauche ich Ihnen gewiß kaum auszusprechen. Thut doch nichts dem schaffenden Geiste so wohl, als von einer edlen Natur, welche durch Begabung wie durch Geburt zur Vertretung der höchsten Interessen berufen ward, in seinem Ringen und Kämpfen beachtet und — so weit eben die Würdigkeit reicht — anerkannt zu werden. Ihrem Rathe folgend habe ich nun, da nach mancher Verzögerung der Druck bei Cotta begonnen hat, einen Prolog oder vielmehr eine Zueignung dazu geschrieben, die ich jedoch nicht der Presse übergeben möchte, ohne sie vorher Ihrem Urtheile vorzulegen. Ich schließe daher das Manuskript bei mit der Bitte, demselben einen Blick zu schenken, und dafern Ihnen irgend eine Aenderung wünschenswerth erscheinen sollte, mich mit einer Zeile freundlich davon in Kenntniß zu setzen.[1]) — Der zweite Band unseres überrheinischen Poeten wird Ihnen gewiß schon zu Gesichte gekommen sein. Mich haben diese Lieder nur darum schmerzlich berührt, weil sie den völligen Untergang eines großen Talentes beurkunden. Was in ästhetischer Hinsicht noch gut ist, stammt entweder aus früherer Zeit oder ist ein schwächerer Nachhall derselben. Das eigentlich Neue ist ebenso formlos als unklar, ebenso poesielos als frech. Herwegh hat den Gott in seiner Brust erschlagen; mit Schrecken wird er das einst spüren; mit Entsetzen wird er zugleich gewahr werden, daß er jetzt nicht mehr umkehren *kann*, und daß sein Weg vorwärts ins ewig Leere geht. Er, der aufging wie ein Stern, wird haltlos verwehen, wie ein gelbes Blatt im Winde. Seinen gegen

[1]) Diese Zueignung ist mit einigen unbedeutenden Varianten dem Stücke vorgedruckt worden.

mich und Freiligrath gerichteten Angriff habe ich ruhig verachten können. Streiche, die nicht treffen, schmerzen nicht. Doch läßt sich auf solche Dinge nicht anders antworten, als durch Schweigen. — Vielleicht ist es mir vergönnt, wenn ich gegen Ende des nächsten Monats auf meiner Rückreise nach Norddeutschland Karlsruhe berühre, Sie persönlich aufzusuchen und mich dann über Manches, was mich erfüllt und bewegt, weitläuftiger auszusprechen."

Ostern 1844 erschien die fünfaktige Tragödie im Buchhandel, und Geibel beeilte sich, das erste Exemplar dem Könige von Preußen ehrfurchtsvollst zu übermitteln. „Zwar fühle ich wohl," lautet es in dem Begleitschreiben, das weder Ort noch Datum trägt, „da ich meine Arbeit jetzt schwarz auf weiß, und durch den Druck mir gewissermaßen entfremdet, wieder betrachte, wie viel derselben, namentlich was die schärfere Zeichnung der Charaktere betrifft, zu dramatischer Vollendung mangelt, und wie ich deshalb vielleicht besser gethan haben würde, Ew. Majestät gnädiges Interesse erst für ein späteres und reiferes Werk in Anspruch zu nehmen; allein es beseelt mich der tröstliche Gedanke, daß Ew. Majestät dem jugendlich ungestümen Sinne freundlich nachsehen werden, wenn er zu früh das Verlangen hegte, eine Frucht darzubringen und den Dank für empfangene Huld öffentlich auszusprechen. Dies Vertrauen auf Ew. Majestät Nachsicht ist es zugleich, was mir die Kraft verleiht, ungebrochenen Muthes und mit erweiterter Erfahrung mich neuen Arbeiten zuzuwenden in der Hoffnung, daß es mir endlich doch vergönnt sein werde, etwas zu schaffen, was des von Ew. Majestät mir so gnädig bezeigten Wohlwollens würdig sein möge."

Friedrich Wilhelm IV. ließ dem Autor schriftlich seine Theilnahme ausdrücken für das Werk, „womit Sie ein neues Feld Ihrer dichterischen Thätigkeit beschritten haben, und werde Mich freuen, die Ihnen verliehene reiche Gabe der Dichtung auch auf diesem Gebiete bewährt zu finden."

Geibel verwarf später seine Schöpfung und nahm die Zueignung in die Juniuslieder unter Streichung des Titels König Roderich auf. Auch in den gesammelten Werken fehlt das nur in Lübeck und einmal in Weimar mit schwachem Achtungserfolge aufgeführte Drama, welches für die Entwickelungsgeschichte Geibels als Dramatiker immerhin Berücksichtigung verdient.

St. Goar und Freiligrath.

Karlsruhe, Weinsberg, Stuttgart — wie kam Geibel dorthin? Von St. Goar. — Doch das ist eine eigene Geschichte, die von Anfang an erzählt sein will.

Wie bereits erwähnt, hatte der Escheberger Aufenthalt ihm Muße und Gelegenheit geboten, eine Reihe spanischer Volkslieder und Romanzen zu übersetzen, welche er um Neujahr 1843 dem Drucke übergab in der Hoffnung, daß sie als ein nicht uninteressanter Beitrag zur Kunde fremder Litteraturen in Deutschland aufgenommen werden möchten. Als er Umschau hielt, wem er wohl das ihm lieb gewordene Büchlein widmen solle, blieb sein Blick auf einer eigenartigen Erscheinung, auf Ferdinand Freiligrath, ruhen. Ja, ihm möchte er dasselbe zueignen, nicht nur, weil er, selbst Poet und Uebersetzer, die Arbeit am besten zu würdigen und beurtheilen wußte, sondern noch mehr aus einem Gefühle von Dankbarkeit, von herzlicher Zuneigung, das ihm seine Gedichte, namentlich die letzten, einflößten. Denn ihn

hatte dessen kräftiges Ueberwinden einer blendenden Manier, die obendrein bei der Menge Preis und Nachahmung fand, noch inniger davon überzeugt, daß es Freiligrath mit der Poesie als Kunst heiliger Ernst sei, wie sich das leider in damaliger Zeit von sehr Wenigen sagen ließ. Dessen schöne Worte bei Immermanns Tode hatten Geibel tief in der Seele bewegt und ihn in jener Stunde ein gleiches Gelübde ablegen lassen; und in innerster Brust hatte er den Gruß an die Romantik mit- und nachempfunden.

So wandte er sich denn unterm 3. Februar 1843 an Freiligrath, den er in Darmstadt glaubte, mit der Anfrage, ob ihm die Dedikation genehm sei, und fügte hinzu: „Sollte das Frühjahr Sie wieder nach St. Goar führen, so werde ich — so Gott will — die Freude haben, Sie von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, da auch ich mir für den Sommer irgend ein stilles Plätzchen am Rheine auszufinden gedenke, um dort in Muße meinen historischen und poetischen Studien zu leben."

Freiligrath, der ohne sein Zuthun auf Veranlassung des Kanzlers von Müller und Alexander von Humboldts durch Allerhöchste Ordre vom 9. März 1842 gleichfalls ein preußisches Jahrgeld (300 Thlr.) genoß, welches Hofrath Gries in Hamburg bis zu seinem Ableben bezogen hatte, war schon im Oktober desselben Jahres nach St. Goar übergesiedelt und begrüßte warm die Doppelbotschaft Geibels. Damit öffnete sich diesem für das künftige Sommerhalbjahr die erquicklichste Aussicht. Die endliche Erfüllung seines lange gehegten Wunsches, in wechselseitiger Anregung mit einem wirklichen Poeten und von dem überlegenen Freunde gehoben und gekräftigt dem großen gemeinschaftlichen Ziele zustreben zu dürfen, erfüllte ihn mit der innigsten Freude. Die Hoffnung, auch Levin Schücking dort zu treffen, war ein zweiter mächtiger Magnet. Ueberdies stand St. Goar ihm von seinen Studentenjahren her gar schön und lieb im Gedächtniß. Allerlei wissenschaftlicher Bedarf ließ sich ja ohne Mühe von Bonn herbeischaffen, wo er aus alter Zeit mit manchen Professoren

und Docenten befreundet war. „So hoffe ich denn," erwiderte er im Anfang März, „auf eine schöne, für mich in jeder Hinsicht förderliche Zeit, die mir um so inniger wohlthun wird, je weniger mein hiesiger Aufenthalt für einen freieren und allgemeineren Austausch der Gedanken geeignet sein konnte. Sie kennen ja das Leben in den Handelsstädten aus eigener Erfahrung. Gleich nach Ostern denke ich Lübeck zu verlassen und meine Reise, wenn auch nicht ohne alle Umwege, doch so einzurichten, daß ich die Pfingsttage bei Ihnen bin. Eine freundliche, vor allen Dingen sonnige Wohnung läßt sich hoffentlich schon auftreiben."

Erst am 24. Mai traf Geibel zu St. Goar ein. Nun begann ein unvergleichliches Poetenleben. Beide Dichter lernten sich auch als Menschen lieben, und das trauliche Du griff sofort Platz. Der fünf Jahre ältere Freiligrath war verheirathet und hatte sich in dem zwischen Berg und Strom gelegenen Orte, gegenüber dem Lurlei-Felsen, unterhalb der Ruine Rheinfels, zu der eine Nußbaumallee hinaufführt, beim Apotheker Ihl (sein „Ilium") häuslich eingerichtet. Frau Ida, geborene Melos, eine Weimaranerin, deren Kinderspielen mit seinen Enkeln Goethe noch gelächelt, von reichster Geistes- und Herzensbildung, die „schlanke Lilie von St. Goar", sowie deren liebenswürdige Schwester Marie, scherzhaft „Maruschka" oder „Schnur" genannt, wurden Geibels beste Freundinnen. Den Mittelpunkt für die kleine auserwählte Kolonie bildete das gastliche Heim des Landrathes Karl Heuberger, eines gern mit Künstlernaturen verkehrenden Mannes und ehrenwerthen Beamten, dessen blonde Töchter, vor Allem die ein schönes poetisches Talent besitzende Mathilde, zur Erhöhung anmuthiger Geselligkeit nicht wenig beitrugen. Die durstigen Kehlen bestrebten sich umsonst, dem Herrn Landrath ein „Loch im Keller" zu trinken, welches er später hätte für Geld sehen lassen können; der Vorrath war gar zu groß, und schier unerschöpflich floß die Quelle, trotzdem die im Sommer stattgefundene Verlobung von Freiligraths Hausgenossin, Luise von Gall, mit Levin Schücking einen

erneuten Sturm auf die gewaltige Batterie feinsten Rhein- und Moselweines veranlaßte. Vergnügungspartieen in die prachtvolle Umgegend wurden unternommen, und namentlich ward im „goldenen Pfropfenzieher", einer Schenke zu Oberwesel, häufig Einkehr gehalten, wacker gezecht und viel „gespenstert".

Wie herzlich sich Geibel an Freiligrath angeschlossen hatte, erhellt aus dem Umstande, daß, als Letzterer eine kurze Reise nach Geisenheim und Darmstadt Ende Mai antrat, Geibel förmlich Sehnsucht nach ihm empfand und schon am 3. Juni eine Epistel nachschickte voller Romantik und Humor. Ihm träumt, im Sonnenschein auf Sankt Johannisberg Elfguldenwein zu schlürfen, holden Gedanken hingegeben; da naht Bacchus auf goldenen Sohlen und berührt mit dem Thyrsosstab von Weingerank ihm das Haupt. Und sieh! Vor seinem schlummernden Blick wird es hell, er schaut lange Gänge und Keller, drinnen Faß an Faß vom saubersten Gebinde, Goldlackflaschen auf dem Sims und ein würzig süßer Duft in dem Raum, als blühten Lenz und Herbst vereinigt. Da — ein Schlag! — Wand, Gewölbe und Fußboden werden durchsichtig. Er sieht rings die Wurzeln der Reben stehen, wie krystallenes Grün emporstrebend zum Lichte, vom funkelnden Sonnenglanz umflossen. Wunderzarte Elflein führen durchs Geröhr den Thau in Silberkrügen, und plötzlich gewahrt er sich in einer reizenden Mädchenschaar, Gesang erschallt, die Schönste reicht ihm einen vollen Römer . . .

Das war ein ros'ger Trunk! Tief sog ich sonder Nippen,
Kaum weiß ich, war's am Wein, war's an des Mädchens Lippen.
Und damit wacht' ich auf.
Dies Eine däucht mir klar,
Daß Lades[1]) Kellerraum des Traumes Schauplatz war;

[1]) Lades in Geisenheim waren Inhaber einer großen Weinhandlung, machten ein gastliches Haus und ließen auch an Freiligrath, Geibel und Schücking öfters Einladungen ergehen.

Es wollte sicher mir der Gott den Vorschmack gönnen
Deß, was zu Geisenheim ich hätt' erleben können;
Vielleicht auch schrieb er selbst, wenn ich's nicht that, den Brief
Und meldet' euch den Traum, derweil ich eben schlief.

Doch jetzt, mein Wüstenroß, Aegypter von Geblüte,
So rein als ob gezeugt in Pücklerschem Gestüte,
Genug der Sprünge jetzt! Rasch! Mach Dich auf den Pfad,
Den Rheingau wie ein Blitz durchfleug zum Freiligrath
Und also sprich zu ihm: O König der Kamele,
O großer Baribal, o deutsche Rheinweinkehle,
O pflichtvergeßner Strolch! In Darmstadts Weichbild schwärmt
Dein Fuß, indeß daheim die Schnur sich einsam härmt.
Wir schmachten hier nach Dir wie der gehetzte Eber
Nachts nach dem Sprudelquell — ja, wie Du selbst nach Leber,
Und Du — o Treuebruch! — Du zeigst am gelben Main
Agraff' und Waffe nur und lässest uns allein.

Doch keine Frevelthat begeht sich ohne Sühne,
(Schon Klytemnestra sprach's auf der Hellenen Bühne)
Und diese letzte wird Dir nicht vergeben; merk:
Ich rüste Dir daheim ein schrecklich Rachewerk;
Sei's daß ich Deinen Durst mit Seewein einst erquicke,
Sei's daß ich gratis Dir Herrn Steinmanns Werke schicke,
Sei's daß auf hast'gem Gang ich Dich zerschmelz' in Schweiß,
Sei's daß mit falschem Brief ich kreuze Deinen Gleis.
(Wer sollt' im letzten Fall mir wohl als Helfer taugen?
Vielleicht Dein Freund Levin mit den Gespensteraugen?!)

Bis aber jene That der Rache wird geschehn,
Gehab Dich wohl, o Freund. Auf bald'ges Wiedersehn!

In jener Zeit wurde Freiligrath, was Geibel schon längst war, politischer Dichter, allerdings von grundverschiedener Tendenz, nicht

mit einem Schlage, sondern fast unmerklich aus innerster Ueberzeugung. Dieselbe spricht sich am energischsten aus in dem 1844 erschienenen „Glaubensbekenntniß". Diese Sammlung von Zeitgedichten hatte einen außerordentlichen Erfolg, sollte ihn aber auch aus dem gefahrlosen Geleise eines behaglichen Poetenlebens herausreißen. Das wußte Freiligrath sehr wohl. Der erste Schritt, den er that, war freiwilliger Verzicht auf die Pension in einem an den Minister Eichhorn gerichteten Schreiben (datiert Ostende, 14. September 1844), woraus ersichtlich, daß er das Jahrgeld bereits seit dem 2. Januar nicht mehr erhoben hatte. Laut Erkenntniß des Ober-Censurgerichts in Berlin vom 24. Juli 1845 wurde nicht nur der Debit des „Glaubensbekenntniß" innerhalb der Königlich preußischen Staaten untersagt, sondern auch auf Vernichtung erkannt. Schon am 24. Januar war eine Ordre erlassen, wonach gegen den Dichter als preußischen Unterthan bei seiner Rückkehr, wenn er sich im Inlande betreten lassen sollte, mit der Untersuchung zu verfahren sei.

Freiligrath war nach kürzerem Aufenthalt in Asmannshausen und, wegen der Kränklichkeit seiner Gattin, im Bade Kronthal bei Frankfurt direkt nach Ostende gereist und hatte für den Winter Quartier in Brüssel genommen. Das Leben daselbst sagte seinem an das Geräusch einer großen Stadt kein Gefallen findenden Gemüthe so wenig zu, daß er zum Frühling durch Belgien und Elsaß-Lothringen nach der Schweiz zog und einen stillen, freundlichen Wohnort in Meyenberg bei Rapperswyl während des Sommers und Herbstes sich erwählte, um im Spätjahre nach Hottingen bei Zürich überzusiedeln. Sicherlich wäre er am liebsten an den Rhein zurückgekehrt, was auch bei seiner Entfernung von St. Goar in seiner Absicht zu liegen schien, indem er dort seine Mobilien zurückgelassen. Durch die Zeitungen verbreitete Gerüchte aber und die gegen ihn ergriffenen Maßregeln trieben ihn ins Exil und im Juli 1846 nach England, um in London aufs Neue das harte Brod kaufmännischer Dienstbarkeit zu essen.

Zur Charakteristik Freiligraths wie auch Geibels, obschon nur in zweiter Linie, gereicht ein dem Königlichen Oberpräsidenten der Rheinprovinz Herrn von Schaper zu Koblenz eingehändigter und durch den Staats- und Minister des Innern Graf von Arnim Sr. Majestät dem Könige vorgetragener Bericht des Landrathes Karl Heuberger. Wir wollen die bedeutsamsten Motive daraus hier an uns vorüberziehen lassen.

„Als Freiligrath nach St. Goar kam, befand er sich gleichsam noch im Stande politischer Unschuld, doch war der nähere Umgang mit einigen, wenn auch gemäßigten Liberalen zu Darmstadt nicht ohne befruchtenden Einfluß geblieben. Die Keime einer Sinnesänderung schlummerten noch in ihm. Bis dahin waren seine Gedichte ohne politische Beziehung, etwa das eine auf den Tod Diego Leons abgerechnet, welches ihm den Tadel der Liberalen zuzog. Diese gaben sich damals schon viele Mühe, ihn zu sich hinüberzuziehen. Der ihm ganz unbekannte Herwegh wandte sich sogar brieflich an ihn. Er hielt sich aber standhaft, und das anmaßliche Schreiben des als Briefsteller berüchtigten Dichters war vielleicht mit eine Veranlassung, daß er im Januar 1843 in dem Gedicht „Ein Brief" als entschiedener Gegner dieses wahnwitzigen Demagogen auftrat. Nun hatte er es mit den Radikalen, die bis dahin in der Hoffnung, ihn zu gewinnen, ihn noch geschont, gänzlich verdorben. Es ist bekannt, wie man in fast allen öffentlichen Blättern über ihn herfiel. Ich war einer der wenigen von seinen Freunden, die sich seiner warm annahmen (Beilage No. 69 der Rhein- und Mosel-Zeitung von 1843). Und nicht nur in den Zeitungen, sondern auch in den meisten Briefen seiner ziemlich ausgebreiteten Korrespondenz wurde selbst von Solchen, auf deren Zustimmung er glaubte rechnen zu dürfen, wenn auch nicht in der Sache, doch in der Art und Weise und der Wahl des Zeitpunktes ihm Unrecht gegeben und die Besorgniß ausgesprochen, daß es um seine Popularität geschehen sei. Wie man insbesondere ihm das Königliche

Gnadengehalt zum Vorwurf machte und durch dasselbe seine Gesinnung zu verdächtigen suchte, darf ich als bekannt voraussetzen. Man hat neuerdings, noch vor Kurzem in No. 355 der Kölnischen Zeitung vorigen Jahres, dieselbe Taktik gegen Emanuel Geibel versucht.[1]) Ich traue diesem zu, daß er durch das Geschrei des Marktes sich nicht werde irren lassen. Auch Freiligrath schien dasselbe Anfangs zu verachten, aber — gutta cavat lapidem saepe cadendo. Er wurde mit sich selbst uneins, bekümmerte sich nun mehr, als früher, um Politik, und in der Gährung seines Innern gingen die zu Darmstadt gestreuten Saaten auf. In dem intensiven Gemüthe des Dichters, dem es an politischer, wie an philosophischer Durchbildung zu sehr fehlt, um die gährenden Elemente unserer Zeit aus höherem Standpunkte und an der Hand der Geschichte kritisch beurtheilen zu können, gestaltete sich nun das Bild eines unterdrückten mißhandelten Deutschlands, welchem nur durch die Losungsworte des von Frankreich zu uns herübergepflanzten Liberalismus, „Konstitution, Preßfreiheit" u. s. w. zu helfen sei. Zu diesem Ziele mitzuwirken glaubte er sich berufen. Schillers Wort „Der Dichter muß mit seinem Volke gehen" war

[1]) Hermann Grieben hatte die Freundlichkeit, mir darüber nähere Mittheilung zu machen: Im Feuilleton steht voran eine Besprechung von Simrocks deutschem Heldenbuch, unterzeichnet H. Püttmann. Als Miscellen folgt dann Ankündigung einiger Probeblätter der Hannoverschen Morgenzeitung, die vom 1. Januar 1845 an statt der Hannoverschen Posaune unter Redaktion von Harrys im Hahnschen Verlage erscheinen sollte. Diese Probeblätter hatten zwei Erzählungen von Viktor Strauß gebracht, auch Poesieen von Geibel. Ueber diese schrieb nun der Kölnische Miscellaneus, vermuthlich Püttmann, der damals, als Andree Chefredakteur war, die Litteratur besorgte, Folgendes: „Unter Gedichten von Emanuel Geibel ist eines „Nachts am Meere" sehr schön und erinnert durch nichts an die leidige Taschenspielerei, die dieser Lyriker mit seinem unstreitig bedeutenden Talente zu treiben pflegt, und welche nicht selten an die Redensart der Philadelphia, Bosco u. s. w. erinnert: Geschwindigkeit ist keine Hexerei! (Auch Geschmeidigkeit und das Buhlen nach „hohem" Beifall ist eher etwas anderes als Hexerei.)" — H. Püttmann ging 1845 nach der Schweiz, wo er sich in die kommunistischen Agitationen einließ. Möglicherweise ist auch nur der eingeklammerte Satz von ihm angehängt.

oft in seinem Munde. Er verwechselte nur leider die Partei mit dem Volke. Sein vermeintlicher Ruf zum Politiker war aber eine arge Selbsttäuschung, da, seiner ganzen Natur nach, die Politik ein für ihn durchaus ungeeignetes Element ist. Dazu gesellte sich der Glaube, daß er in der öffentlichen Meinung, für welche er fälschlich das Parteigeschrei der öffentlichen Blätter nahm, einer Wiederherstellung bedürfe, obwohl die rasche Folge neuer Auflagen seiner Gedichte ihn vom Gegentheil hätte überzeugen können. In diese Zeit fallen seine „Flottenträume", welche zuerst im Morgenblatt erschienen und in den Zeitungen viel besprochen wurden. Bei meinen, wie ich glaube, hinreichend bewährten Ansichten und Gesinnungen werden meine hohen Vorgesetzten mir zutrauen, daß ich in meinem freundschaftlichen Verkehr mit Freiligrath redlich bemüht war, ihn von der gefährlichen Richtung, in welche er zu verfallen schien, möglichst abzulenken. Dasselbe thaten die ihm näher stehenden, sich damals hier aufhaltenden Freunde Levin Schücking und Emanuel Geibel. Wir ermahnten und warnten ihn aufs Dringendste, aber vergebens. Er entgegnete: „er könne nicht anders dichten, als ihm die Gedanken zuströmten, und was sich in seinem Gemüthe abspiegele, müsse er in Gedichten wiedergeben. Seine Dichtungen seien des Dichters Welt und Sein". Doch war von einem Schritte, wie er ihn später gethan, keine Rede . . . Entscheidend war die unglückliche Bekanntschaft mit Hoffmann von Fallersleben. Freiligrath selbst, in seinem Gedichte an ihn, bekennt den Einfluß, den derselbe auf seine Sinnesänderung gehabt. Die Bekanntschaft und die besungene Expektoration im Gasthofe zum Riesen in Koblenz fand um die Hälfte des Monats August 1843 statt. Bei weitem die meisten und heftigsten Gedichte des Glaubensbekenntnisses sind mit späterem Datum bezeichnet . . . Im Sommer 1844, während Freiligrath im Bade Kronthal sich aufhielt, war Hoffmann eine Zeitlang in dem nahe gelegenen Bade Soden. Ob Beide in Briefwechsel gestanden, ist mir unbekannt.

Ich habe durch obige Darstellung nicht im mindesten eine Ver-

theidigung Freiligraths liefern, sondern nur zeigen wollen, welchen Gang die so viel Aufsehen erregende Sinnesänderung eines Mannes genommen, der mit reichem poetischen Talente begabt, von einer liebenswürdigen Persönlichkeit, im Privatleben von großer Gutmüthigkeit und beinahe kindlicher Milde, viel mehr zu innerem Geistes- und Gemüthsleben, als zu äußerem Hervortreten geneigt, plötzlich als ein so heftiger Oppositionsschreier in die Politik, von welcher er theoretisch und praktisch nichts versteht, sich geworfen hat. Unedle Beweggründe, deren man ihn hin und wieder wohl zu verdächtigen gesucht, sind ihm fremd gewesen. Seine ökonomischen Verhältnisse sind keineswegs günstig. Er ist, bei einer keineswegs großen Produktivität, lediglich auf den Ertrag seiner Gedichte angewiesen. Das Gnadengehalt, auf welches er verzichtete, wird er empfindlich entbehren. Was aber noch mehr ist, zur Zeit, als er erst im Beginn seiner politischen Gedichte war und die Umkehr vom betretenen Wege noch ganz in seiner Hand lag, wurden von Weimar aus, wo man die Erneuerung des früheren Glanzes litterarischer Berühmtheiten zu beabsichtigen schien, ihm sehr günstige Anerbietungen, in Bezug auf Titel und Einkommen, zu einer dortigen Stellung gemacht, in welcher er ganz sorgenlos seiner Muse hätte leben können. Er schlug sie aus, um seiner Ueberzeugung zu folgen.

Keiner von seinen Freunden hat vielleicht entschiedener und schärfer die Mißbilligung seines Schrittes ausgesprochen als der gehorsamst Unterzeichnete . . . Nicht minder habe ich ihm die brieflichen und mündlichen Aeußerungen anderer Freunde, deren Urtheil ihm nicht gleichgültig sein kann, mitgetheilt, z. B. von Geibel, Schücking, Justinus Kerner, Wilhelm Smets. Auch die vielfältigen tadelnden Urtheile in öffentlichen Blättern, selbst in amerikanischen, müssen ihm die Augen öffnen. Wie ich ihn kenne, will dies aber Zeit haben. Die Gedanken gähren nicht schnell in ihm und verlangen Zeit zur Abklärung . . . Ich hoffe von seiner guten, kräftigen Natur, daß es ihm gelingen werde, die fremden, schädlichen Stoffe auszuscheiden,

und daß dann sein Genius aus den sumpfigen, nebelhaften Niederungen der politischen Poesie sich wieder aufschwingen werde zu den freien, heiteren Höhen echter Dichtkunst, wo er dem Vaterlande Würdigeres liefern kann, als versificierte Zeitungsartikel. Es wäre traurig, sollte ein solches Talent im Auslande verkommen, wie Heine und Andere. Aus diesem Grunde halte ich es für wünschenswerth, daß die Großmuth unseres Königlichen Herrn ihm Gnade für Recht angedeihen lasse und die Rückkehr ins Vaterland, an welchem er mit ganzem Herzen hängt, und für welches er seine Existenz aufs Spiel gesetzt hat, ihm nicht erschwert werde. Daß er sich ruhig verhalten und nicht, wie Hoffmann, sich als Aufreizer und zu Demonstrationen werde gebrauchen lassen, glaube ich mit Zuversicht voraussetzen zu dürfen. Er ist zu offen und ehrlich und seinem ganzen Wesen nach zu wenig zu Intriguen und Umtrieben geeignet, um sich an dergleichen zu betheiligen, auch viel zu wenig Redner, um als solcher je glänzen zu können. Was er auf dem Herzen gehabt, hat er offen ausgesprochen. Ich glaube, es wird dabei bewenden, besonders wenn er den Umgebungen eines Karl Heintze, Dr. Marx und Anderer, die ihn jetzt umlagern, entzogen ist. — Ich möchte vermuthen, daß er selbst dies fühlt, und es mit ein Grund ist, weshalb er sich beeilt, Brüssel zu verlassen.

St. Goar, 22. Febr. 1845. Der Königliche Landrath
Heuberger."

Wie sich Freiligraths Schicksal gestaltete, ist bereits kurz berührt worden. Der Leser wolle dazu den zweiten Band von Wilhelm Buchners Monographie (Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. Lahr 1882) zur Hand nehmen und besonders das auf Seite 7, 8, 72, 263 und 264 Gesagte vergleichen.

Was Emanuel Geibels persönliche Stellung zu Freiligrath betrifft, so blieben Beide allzeit Freunde, trotzdem ihre politische Ueberzeugung sie verschiedene Wege gehen hieß. Was sie auch fürder zusammenhielt, war nicht blos das gemeinsame Poetenthum, nicht blos die sonnige

Erinnerung an einen schön durchschwärmten Sommer und an das berühmte Loch in des Landraths Keller, — sie hatten sich lieb gewonnen und achten gelernt, und Jeder wußte vom Anderen, daß er mit getreuem Herzen am gemeinschaftlichen großen Vaterlande hing. „Wer von uns den rechten Weg geht," schrieb ihm Geibel am letzten September 1846, „das mag Gott entscheiden; aber ebenso gewiß, wie ich weiß, daß Du Deinen Schritt aus ehrlicher Gesinnung gethan hast, ebenso gewiß mußt Du wissen, daß es meine ehrliche Gesinnung ist, wenn ich ihn nicht nachthu. Möge Dir der frische Hauch vom Züricher See schöne Lieder in die Seele wehen, an denen ich mich freuen werde, auch wenn ich sie nicht unterschreiben kann. Du sagst ja selbst: „Hau, wie Dich's drängt, Dir Deinen Weg zu Gott". Und so wirst Du denn auch meine in ihrer Weise gelten lassen."

Auch der streng konstitutionelle Landrath Heuberger, der kürzlich im hohen Alter von dreiundneunzig Jahren starb, hat immer fest dem „oppositionellen" Sänger angehangen.

Die Drei sollten sich in diesem Leben nicht wiedersehen. Beim Abschied von St. Goar, Anfang September 1843, schrieb Geibel in das Album Freiligraths, welcher ihn noch bis Bacharach begleitete, jene bekannten innigen Verse mit der Bitte: „Halt auch ferne wie hier am Rhein mich lieb!" Dem gastfreien Landrath dichtete er zu stetem Gedächtniß ebenfalls ein köstliches Poem. Nach Naxos sich zurückversetzend, in jene Tage, wo er dort von den Mönchen auf der Burg gastlich aufgenommen worden war, kommt ihm die Rückerinnerung an den Kellermeister, der in krystallener Flasche Südwein brachte, an den Pater Gärtner, der von saftigen Feigen und Trauben ein Gericht auftischte, von dem weichen Lager, welches man zur Nacht bereitete, und daß er Morgens beim Weiterziehen um die Zeche nicht zu sorgen brauchte, sondern nur dankend einen Blumenstrauß auf des Kirchleins Schwelle legen. Dieser guten alten Sitte will er nun wiederum huldigen:

Sieh! auch hier ist Rebenland
Hochgepriesen jetzt und weiland.
Und so treib' ich's vor der Hand,
Wie vordem auf Bachus' Eiland.

Oft als Gast an Deinem Tisch
Saß ich froher Versemacher
Und vergaß der Sorgen frisch
Bei dem goldnen Mannbacher.

Mit dem Freund im Ehejoch
Ward wohl gar ein Tanz vollführet,
Ja man spricht von einem Loch,
Das durch uns Dein Keller spüret.

Traun! so gern, bevor ich schied,
Brächt' ich meinen Dank zur Stelle;
Und so werf' ich denn dies Lied
Dir als Ros' auf Deine Schwelle.

Reise nach Württemberg.

So griff denn Geibel abermals nach dem Wanderstabe. Sein Ziel war diesmal Weinsberg, das Städtchen von der Weibertreue, wohin der kindliche und liebenswürdige Justinus Kerner, den er im

August zu St. Goar kennen lernte, ihn eingeladen hatte. Auf dem Wege lag Geisenheim. Beim Weinhändler Lade verflossen ihm ein Abend und zwei Tage, wie es im Liede heißt: fröhlich und wohlgemuth. Auch sein Vetter am Johannisberg wurde aufgesucht. In der Antoniuskapelle zwischen Marienthal und Gottes Noth betete unser junger Poet um ein Weib und einen Heerd. Der Heilige, der von seiner Wand gar freundlich in den grünen sonnigen Waldweg hinaussah, hatte ja schon so mancher Jungfrau, die schweren sehnsüchtigen Herzens zu ihm kam, an den Mann geholfen; warum sollte er nicht ihm dazu verhelfen, wonach sein Sinn stand? Er legte ihm eine weiße Rose auf den Altar.

Von dort ging's nach Mainz, wohin das Packet vorausgesandt war. Geibel hoffte Berthold Auerbach zu treffen; vergeblich! So strich er denn rasch noch einmal durch den Dom und seinen prächtigen Kreuzgang, durch dessen rothe Sandsteinbogen das Grün still und friedlich hineinblickte, grüßte dort Frauenlobs Grab und eilte dann mit der Eisenbahn nach Frankfurt. Nachdem er mit Mühe ein Unterkommen gefunden (es war Messe), suchte er Adolf Friedrich von Schack auf und fand ihn glücklich. Wie viel hatten sie sich zu erzählen! Bonn, Berlin, Griechenland, Spanien, das zog Alles wieder an ihnen vorüber. In Kurzem wollte Schack ein großes Werk vollenden über das spanische Drama, wozu jahrelanges Studium erforderlich gewesen. Er lud den Freund auf den Abend ein und regalierte ihn mit Steinbacher Kabinet und Johannisberger Schloßwein aus dem Gesandtschaftskeller. Sie waren ganz allein. Schack spielte prächtige Sachen von Beethoven auf seinem volltönigen Flügel; das Herz ging Geibel weit auf.

Interessant ist, was Graf Schack mir über dieses Zusammentreffen schreibt: „Emanuel nahm an meinem umfangreichen Buche über die dramatische Litteratur und Kunst in Spanien, welches, nachdem ich das Material dazu in Madrid, Paris und London gesammelt, im Jahre 1845 erschien, den lebhaftesten Antheil. Er

selbst hatte sich zwar auf dem Gute Escheberg mit der Erlernung des Spanischen beschäftigt, jedoch es nicht dahin gebracht, schwierigere, in dieser Sprache abgefaßte Werke zu verstehen. Allein die von Schlegel, Gries und Malsburg übertragenen Dramen des Calderon kannte er gründlich und hegte eine hohe Bewunderung für einige derselben, namentlich für den wunderthätigen Magus und den standhaften Prinzen. Das Theater war überhaupt der Gegenstand seines regen Interesses, und er wünschte damals, bei irgend einer deutschen Bühne die Stelle eines Dramaturgen zu erhalten, um so auf Hebung der tiefgesunkenen Theaterzustände hinwirken zu können. Ich that deshalb Schritte bei dem Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin, der mir sein Vertrauen schenkte, und fand denselben auch günstig für meinen Vorschlag gestimmt; allein ich machte hier, wie später noch in mehreren ähnlichen Fällen, die Erfahrung, daß die besten Absichten regierender Herren meist durch Personen ihrer Umgebung gekreuzt werden, welche statt der in Aussicht genommenen und geeigneten Männer andere mit ihnen verwandte oder befreundete unterzuschieben suchen oder sonst dem Fürsten vorstellen, es sei seine Pflicht, die Einheimischen vor den Fremden zu bevorzugen." —

Am folgenden Tage speiste Geibel bei Jügel, wo er Lessings, des Malers, Bekanntschaft machte. Ein schöner, fixer, hochschlanker Mann, der nach einigen Gläsern den Jagdrock aufknöpfte und herzlich fidel ward. Gutzkow zu besuchen, konnte er sich nicht entschließen: „ich weiß selbst nicht recht, warum; aber ich habe eine Ahnung, wir taugen nicht zusammen." Deswegen ging er auch sonst zu Niemandem und verlebte lieber noch ein paar Tage mit Schack und dem liebenswürdigen preußischen Legationsrath von Sydow, der eine schöne leidende Frau hatte.

Sodann wurde die Fahrt fortgesetzt per Omnibus nach Darmstadt in die Traube. Den nächsten Morgen ließ Eduard Duller sich's nicht nehmen, Geibel zu beherbergen. Anfangs war ihm das gar nicht recht; da er ihm aber später doch Mancherlei im

Innern abbitten mußte, fand er sich ganz wohl darein. „Duller ist übel dran; Poesie des Gedankens und der Empfindung hat er, auch Kompositionstalent; aber bei der Ausführung verkrüppelt ihm Alles unter den Händen, wenigstens das Meiste. Die Kinder seiner Muse kommen fast immer halbtodt zur Welt. Da muß man ihm manche Verstimmung zu Gute halten." In Buchner und Frau fand er recht liebe Leute. Baron von Dallwigk, der Großherzoglich hessische Theaterintendant, bei dem er durch Abgeben einer Karte vorbeizulavieren dachte, machte ihm auf dieselbe einen Gegenbesuch und beredete ihn, den Roderich in Darmstadt geben zu lassen. Das Drama sollte der Rücksprache gemäß im December zur Aufführung kommen, die aber — meines Wissens — unterblieb. Levin Schücking sah er nicht viel; derselbe hatte ein Zimmer im Gallschen Hause und war in Vermögensanordnungen, Einrichtungen für den Ehestand und Liebe versunken.

Von Darmstadt ging es über Gernsheim, Mannheim und Heidelberg nach Karlsruhe, wo Geibel Herrn von Radowitz besuchte, hauptsächlich um die Widmung des Roderich an den König von Preußen einzuleiten, ein Geschäft, das, wie wir schon sahen, bald in Ordnung war. Radowitz, damals Gesandter bei den mittelrheinischen Höfen, nahm ihn sehr freundlich auf, lud ihn zu Tisch ein und nöthigte ihn bis in den Abend hinein zu bleiben; seine Frau war liebenswürdig, seine Tochter höchst anmuthig. Besonders verlangte es Radowitz, wieder einmal direkt über den einst durch Prinzeß Marianne ihm empfohlenen Freiligrath Näheres zu hören, für dessen Persönlichkeit und Dichtungen er lebhaftes Interesse hegte. Er sprach viel und mit großer Wärme von dem Dichter; und Geibel meinte, er werde sich gewiß herzlich über das prächtige Zopflied freuen.

Den folgenden Mittag brachte der Postwagen unseren Reisenden nach Heilbronn. Dort im Falken traf er einen alten Universitätsfreund, Balduin Cludius, den tollsten Kerl, der ihm je vor-

gekommen, aber mit einem Anflug von liebenswürdiger Genialität. Da war an kein Weiterfahren zu denken. Lieder schallten, Pfropfen knallten, jedoch diesmal wurden keine Zöpfe abgehauen, sondern angehängt. Geibel war etwas schwindlich, als er zu Bett kam. Am nächsten Morgen sang der Vogel Johann Jakob Wendehals in ziemlich unerquicklicher Melodie, bis ihn endlich der frische Herbstwind, der um die Zimmer von Götzens Gefängnißthurm pfiff, zum Schweigen brachte.

Nachmittags befand er sich endlich am Ziel seiner Wanderschaft: in Weinsberg.

Das Kernersche Haus — vielleicht das merkwürdigste und eigenthümlichste im ganzen Schwabenlande — steht mitten unter Gärten, von Bäumen, Weinreben und Blumen umgeben. Es ist klein, aber anmuthig und bequem, und in Verbindung mit dem wohnlich eingerichteten Gartenhäuschen gegenüber bot es auch hinlänglich Raum, der weit gepriesenen Gastfreundlichkeit genug zu thun. In dies rebenumwachsene Gartenhäuschen quartierte der Wirth seinen norddeutschen Sangesbruder ein, der sich bald unter den lieben Leuten heimisch fühlte. „Justinus Kerner ist" — schreibt Geibel an Freiligrath — „eine schöne, aber wunderliche Natur, nur fast zu weich; ich möchte ihm etwas mehr Sprödigkeit und Umsicht wünschen. Doch macht sein Humor vieles gut; das Rickeln aber ein Weib ganz aus einem Stück, die vortrefflichste Hausfrau, und doch voll Sinn für alles Schöne, ohne irgendwelchen Anspruch. Wohl dem, der's so findet!"

Es war ein angenehmer Aufenthalt für Geibel, dessen Jugendfreund Ferdinand Röse aus Stuttgart auf Kerners Einladung herüberkam und dadurch ein neues Element und neue Unterhaltung brachte. Wenige Tage später rasselte Abends ein schwerer Reisewagen vors Haus. Alle eilten mit Lichtern die Treppe hinab und waren nicht wenig erstaunt, in den Ankömmlingen Levinum

und Levinam Schücking zu erkennen, die auf ihrer Fahrt nach Augsburg bei Kerner vorsprechen und wegen eines leichten Unwohlseins der Neuvermählten ein paar Tage in Weinsberg rasten wollten. Levin wurde ihm auch hier an Geist und Herz nur lieber. Dessen Novelle Urania hatte Geibel noch nicht gelesen, dagegen das Schloß am Meer, das reich an Schönheiten; das Leben in Münster und die Geschichten auf der Dietburg erschienen ihm vortrefflich dargestellt, Alfieris Charakteristik gut geschrieben. — Trotz des Protestierens von Seiten Gallinae (Frau Schücking) wurde jetzt tüchtig gespenstert. Kerner, Schücking, Geibel und Röse, welcher von jeher in allen Chroniken auf abenteuerliche reichsstädtische Spukgeschichten Jagd gemacht hatte, waren gerade die Rechten zusammen. Ja, am zweiten Abend, da sie's ganz toll getrieben, ging die Sache noch weiter; sie erlebten einen vollkommenen Spuk.

Nach drei Tagen reisten Schückings ab, bald darauf Röse, dem Geibel nach Stuttgart für kurze Zeit zu folgen verhieß. So nahm er denn auch, am 20. Oktober 1843, Abschied von dem trauten Kernerschen Kreise, in welchem er sich ungemein wohl gefühlt. Röse hatte ihm in der schwäbischen Hauptstadt, Hohe Straße Nr. 9, ein gar behagliches Zimmer gemiethet, welches auf Gärten und Berge zuging. Der wieder milder werdende Herbst warf ihm seinen goldensten Sonnenschein ins Fenster, so daß er wie auf dem Lande wohnte und doch die Anregungen der Residenz, Umgang, Theater, Musik genoß.

Franz Dingelstedt, damals Hof- und Privatbibliothekar Sr. Majestät des Königs von Württemberg, kam ihm sehr freundlich entgegen. Geibel konnte den geistvollen, poetisch bewegten Menschen, der von Freiligrath mit großer Liebe sprach, recht wohl leiden, wünschte ihn nur etwas jugendlich frischer, begeisterungsfähiger. Mit Gustav Schwab und Pfizer stand er freundschaftlich. Persönlich angenehmer war ihm Karl Grüneisen, ein feiner Mann voll Sinn und Geschmack. Auch mit Kölle hatte Geibel gern zu thun;

„er spricht zwar viel, aber dann hab' ich's nicht nöthig, und wenn er auch hin und wieder Unhaltbares vorbringt, so weiß er doch aus seiner reichen Erfahrung viel Gutes und Interessantes mitzutheilen." Hackländer ist „ein guter Junge, hat aber mehr Glück als Verstand." Der schönen, ein wenig korpulenten Frau von Suckow, bekannt unter dem Pseudonym Emma von Niendorf, machte er seine Aufwartung. Sie stand in nahen Beziehungen zu Freiligrath und Kerner, welch Letzterer ihr den Spitznamen „Die Anmuthstrampel" beigelegt hatte.

Am 23. Oktober Mittags besuchte er den Freiherrn von Cotta, der ihn sehr zuvorkommend empfing; absichtlich wurde einstweilen jede Erwähnung von Geschäften vermieden.

Schon unterm 8. Februar 1843 hatte Cotta an Freiligrath geschrieben: „Da Ihnen bekannt ist, wie die J. G. Cottasche Buchhandlung bemüht ist, sich mit jungen Talenten in Verbindung zu setzen, so vermitteln Sie vielleicht eine solche zwischen Geibel und ihr, wenn seinerseits Lust und Liebe, wie Veranlassung dazu ist." Geibel erwiderte im Anfang März, daß ihm die Mittheilung im höchsten Grade erfreulich sei und es ihm ebenso angenehm als ehrenvoll scheine, mit der ersten deutschen Firma in Verbindung zu treten; er habe vor nicht gar langer Zeit eine Tragödie „König Roderich" vollendet, die, wenn auch vielleicht nicht ganz bühnengerecht, doch, wie er hoffe, parnaßgerecht ausgefallen, und da er über dieselbe noch keine anderweitigen Unterhandlungen angeknüpft, so werde es ihm doppelt lieb sein, wenn die Cottasche Buchhandlung den Verlag übernehmen wolle. Auch sei er gern bereit, von jetzt ab alle lyrischen Produktionen demselben Verlage zuzuwenden und für den poetischen Theil des Morgenblattes als stetiger Mitarbeiter einzutreten.

Cotta übernahm bereitwilligst den Druck des Roderich, obwohl dies damals ein Opfer für ihn war. Der Lohn der guten That blieb freilich nicht aus; sind doch Geibels Jugendgedichte, welche

bald darauf, wie fast all seine künftigen Arbeiten, in den Cottaschen Verlag übergingen, bereits in hundertster Auflage erschienen. —

Während des Stuttgarter Aufenthaltes traten Gutzkows allzu scharfe Kritik und Herweghs schlechtes Lied an die Oeffentlichkeit. Letzteres machte Geibel nur Spaß, und er hoffte, daß es auch bei Freiligrath hauptsächlich auf die Lachmuskeln gewirkt habe. Als das Pamphlet erschien, brach er diesem dadurch die Spitze ab, daß er zwei Puppen in die Hand nahm, sie Verbeugungen machen ließ und dazu unter allgemeiner Heiterkeit seiner Umgebung den boshaften Dialog Herweghs recitierte mit dem Schluß:

„Und verzehren dann in Frieden
Die Pension der Invaliden!"

Darüber waren Beide stillschweigend einig, daß eine Erwiderung unter solchen Umständen nicht möglich. „Kommst Du, Ferdinand, mit tüchtigen Zeitgedichten, so ist das die beste Antwort. Ich bin sehr neugierig darauf; sowohl auf die Weise der Ausführung, als auf die darin ausgesprochenen Grundsätze. Wenn Du politisch nicht mehr auf gleicher Ebene mit mir stehst, Du wirst mir darum nicht weniger lieb sein. Laß auch Du den Lärm der Parteien nichts zwischen unsere Herzen bringen. Folge Deiner Ueberzeugung, ich gehorche der meinigen. Aber festhalten laß uns an dem, was wir als heilige Wahrheit erkannt haben, ohne uns durch das Gewirr des Kampfes oder die Schlagwörter des Tages auch nur einen Fußbreit rechts oder links von unserem Wege drängen zu lassen."

Gemeinschaftlich mit Schücking wollte Geibel die Herausgabe des deutschen Musenalmanachs auf 1845 besorgen, was eine beträchtliche Korrespondenz verursachte, da sie sich an alle Namen von Klang um Beiträge wandten. Schließlich war es verlorene Mühe gewesen; weshalb, werden wir später noch sehen.

Als Poet hat Geibel in Stuttgart nicht viel gethan, aber viel gearbeitet (Geschichte und Politik), viel gesehen und gelernt. Man

nahm ihn freundlich auf, vorzüglich in den höheren Kreisen; auch wurde er dem Könige auf dessen Wunsch in einer Privataudienz vorgestellt.

Die schwäbischen Mädel pries er als ein süßes, rosenrothes Geschlecht voller Anmuth und Holdseligkeit. Wenn er manchmal des Abends in den festlich erleuchteten Saal trat und all die reizenden Köpfchen sah in blonden und schwarzen Locken und all das heimliche Feuer, das verstohlen aus den schwarzbraunen Augen funkelte, und die weiche hingebende Sehnsucht, die in den blauen schwamm; wenn dann die Musik dazwischen rauschte und nun beim Tanz der ganze Schmelz der Jugendblüthe in reizender Bewegung sich entfaltete, — da zuckte es ihm oft durch die linke Seite; trüg' er nicht sein Herz, wie der eiserne Heinrich, in dreifachen Eisenbanden: er hätte sich verliebt, zehnmal für einmal. Aber die selige Empfindung überkam ihn wenigstens jedesmal: Du bist noch jung, noch jung und kannst noch selig sein; denn tief in der Brust liegt Dir noch ein unendlicher Schatz, ein wahrer Nibelungenhort von Liebe!

Dennoch behagte es ihm bei seiner spezifisch norddeutschen Individualität auf die Länge nicht in Stuttgart. Zudem regte sich aufs Neue seine Reiselust. Als im Februar der erste Frühlingshauch wieder durch die Welt ging, der Schnee thauend von den Dächern rann, die alte Freundin, die Sonne, hell zu Thal schien und alle Knospen wach herzen wollte und droben im tiefen Blau das leichte Gewölk im lauen Winde flatterte, da wünschte er, ein wilder Falke zu sein. Ende des Monats zog's ihn zurück zur Heimatstadt.

Wanderjahre.

Sieben Wanderjahre sollten unseren Dichter bald hierhin, bald dorthin führen, bis es ihm endlich vergönnt ward, sich einen eigenen Heerd zu gründen. Fürs Erste blieb die dem heiligen Antonius ans Herz gelegte Bitte unerfüllt.

Von Lübeck aus trieb es Geibel im Sommer 1844 nach dem nahen Ostseebad Travemünde. Da wanderte er an dem flachen, buchtenreichen, durch eine Hügelkette begränzten Strande auf und ab oder ließ sich im Sande von der Sonne bescheinen, unter vollem Genusse der frischen, erquickenden Seeluft, mit dem Ausblick auf das Meer in seiner erhabenen Schönheit und Majestät, dem ewig wechselnden zauberischen Spiel der schaumgekrönten, bald leis schmeichelnd, bald laut tosend ans Ufer schlagenden Wellen zuschauend. Wie manches Gedicht entstand in Travemünde, jetzt und für die Folgezeit!

Im Herbst finden wir ihn zu Hannover, beim Hofbuchhändler Hahn und mit Karl Goedeke zusammen, durch welche er Hermann Harrys kennen lernte. Mit Letzterem, der damals die Hannoversche Morgenzeitung ins Leben rief, war er bereits wegen dieses Unternehmens in briefliche Berührung gekommen. „Schon lange fehlte uns in Norddeutschland," schrieb er unterm 9. September 1844 an Harrys, „ein Blatt, welches dem Treiben der Parteien sich verschließend und in ruhiger Mäßigung mitten durch schreitend, mehr positiv als verneinend, mehr ästhetisch als politisch aufzutreten sich vorsetzte und, ohne eine umsichtige und besonnene Kritik ganz zurückzuhalten, doch vorzugsweise einer frischen selbstthätigen Produktion seine Spalten öffnete; uns fehlte ein Organ, das der gränzenlosen Zerfahrenheit und Begriffsverwirrung unserer Zeit gegenüber den Muth hatte, die Interessen der Poesie als Kunst zu wahren und offen zu vertreten. — Aus einem ähnlichen Gedanken war bei mir der Plan zur Er-

neuerung der alten Musenalmanache hervorgegangen; doch war ich von Anfang her entschlossen, entweder eine Sammlung wirklich vortrefflicher Poesieen zu Stande zu bringen, oder das ganze Unternehmen aufzugeben. Leider haben wir uns nun zu dem letzten entschließen müssen, denn obwohl uns manches Schöne und Würdige zukam, so war dessen doch nicht genug, um mit Ehren damit auftreten zu können." Die Jahrgänge 1845—1847 enthalten eine Reihe der köstlichsten Lieder von Geibel. Aus dieser litterarischen Verbindung entspann sich ein wiederholter Verkehr in Harrys' Familie. „Ich weiß genau," so erzählt mir Fräulein Auguste Harrys, „wie eines Tages Freund Goedeke den Lübeckischen Dichter ins Arbeitszimmer meines Bruders führte. Wir Schwestern mit anderen jungen Mädchen, die eben zu Besuch bei uns waren, konnten nicht erwarten, bis unser Lieblingssänger uns vorgestellt würde, und schlichen in ein Kabinet. Da blinzten wir durch ein Butzenscheibenfensterchen, das in der Wand angebracht war, und beobachteten heimlich die interessante Erscheinung Geibels. Er trug einen dunkelen Rock mit Schnüren auf der Brust, fast militairisch. Sein braunes Lockenhaar war kühn zurückgeworfen und ließ die Stirne frei, sein klarer Blick aus blauen Augen nahm uns vollends für ihn ein. Lebhaft sprechend schritt er in der Stube auf und ab. Bald waren auch wir mit ihm herzlich befreundet. Mir zeichnete er am 3. Oktober 1844 „zu freundlichstem Andenken" die folgenden Verse ins Album:

Ein Menschenherz ist wie im Wald
Das Blatt der dunkellaub'gen Linde.
Es grünt, so lang sein Sommer schallt,
Doch kommt der Herbst, da welkt es bald
Und sinkt dahin im rauhen Winde;
Doch harrt zur Stund'
Ihm schon im Grund
Die Stätte, da es Ruhe finde."

Von Hannover begab sich Geibel nach Dresden, dann zu dem jungen, dichterisch veranlagten und früh verblichenen Grafen Moritz von Strachwitz nach Peterwitz in Schlesien; über Breslau und Berlin fuhr er zum Winter nach Lübeck, wo er gewöhnlich beinahe bis zur Einsamkeit zurückgezogen lebte. Die erste Hälfte des Juli 1845 war er abermals ein gern gesehener Gast bei Hahns in Hannover. Dort machte er jetzt die Bekanntschaft des als Oberstlieutenant verstorbenen L. von Arentschildt und erfreute den minder hervorragenden, aber doch nicht unbegabten Poeten dadurch, daß er ihm bei der ersten Zusammenkunft das Du anbot.

Mit Goedeke unternahm er eine Harzreise und brachte einen Theil des Sommers im Kloster Ilfeld zu, zwischen Berg und Thal, Wiese und Wald. Die schönen Herbsttage wurden in der ein paar Stunden von Lübeck entfernten Försterei Waldhusen verlebt, mitten unter Baumriesen und Hünengräbern, nicht weit von der blauen, rauschenden See. Hier producierte er viel und gut, so daß er hoffte, im künftigen Jahre einen zweiten Band der Gedichte folgen zu lassen, von denen noch vor Weihnachten bereits die fünfte Auflage erscheinen sollte. Von jenem Anlehnen und Sichanregenlassen durch fremde Muster war er jetzt ganz frei geworden. Was fortan quillt, ist tiefer eigener Ton, wie er dem Poeten zukommt, und er fühlte mit Freuden, wie er täglich mächtiger wurde.

In Lübeck erreichte ihn von Freiligrath aus Meyenberg die erfreuliche Geburtsanzeige eines Söhnchens. Der kleine Schweizer müsse Ulrich getauft werden, da er nicht weit von Ufnau geboren sei und Hutten doch einmal der beste Schutzpatron jedes deutschen ritterlichen Herzens, meinte Geibel, der den alten Freund um seine Vaterseligkeit beneidete. „Ja, Weib und Kind zu haben, ist eine Wurzel im Leben, die den ganzen Menschen zusammen und aufrecht hält und somit auch den Poeten. Könnt' ich nur die Rechte finden, ich thäte Dir's gleich nach. Aber das Suchen hilft eben zu nichts. Das muß wie das Größeste vom Himmel fallen".

Den Winter über hielt ihn das Kuglersche Haus in Berlin gefesselt. Seine nordische Sage „König Sigurds Brautfahrt“ erschien hier zum Besten einer hülfsbedürftigen Familie. Er unterließ nicht, am 1. März 1846, dem Könige von Preußen die neue kleine Arbeit ehrfurchtsvollst zu übersenden, in welcher er den epischen Ton anzuschlagen und die prächtige Nibelungenstrophe in ihrer alten Macht und Biegsamkeit für unsere Litteratur wiederzugewinnen sich bemüht hatte. „Möchten Ew. Majestät in diesem Versuche einen Fortschritt des Poeten zu größerer Ruhe und Reife erblicken und dem Strebenden auch fernerhin jene huldvolle Theilnahme bewahren, welche bis dahin allzeit sein Sporn und sein Stolz gewesen ist.“

Mit Ernst Curtius, welcher damals als Erzieher Sr. Königlichen Hoheit des (jetzigen Kron-) Prinzen Friedrich Wilhelm im Hintergebäude des Palais, nach der Behrenstraße, wohnte, kam Geibel öfter zusammen. Bei ihm fand er eines Tages auf dem Tische mehrere Manuskripte liegen, eine Anzahl Seegeschichten, darunter den „Dänholm“. Die charakteristische Handschrift erschien ihm bekannt; sie mußte von dem gemeinschaftlichen Freunde Kruse herrühren. Und so verhielt es sich in der That. Geibel war nicht wenig erstaunt. Er hatte seinen alten Heinrich stets für einen strengen Gelehrten angesehen, von dessen durchgebildetem Geschmack und unbestochenem Urtheil viel gelernt, aber keine Ahnung, daß er sich selbst als Dichter versuchte. Ihm endlich als solchem zu begegnen, den er im Stillen immer zum Poeten tüchtig und berufen gehalten, erfreute Geibel wahrhaft. Mit vertrauensvoller Lust ging er daran, das Opus zu studieren, und fand nach Inhalt, Ton und Färbung der in Hexametern geschriebenen Dichtungen seine Hoffnung nicht nur erfüllt, sondern in vielen Punkten übertroffen. Nirgends hatte er so lebendige Bilder norddeutschen Lebens, nirgends einen so treuen und kräftigen Ausdruck norddeutscher Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit gefunden. Dabei schien ihm die einfache Größe des epischen Stils vollkommen getroffen, so daß es ihm manchmal geradezu vorkam, als wenn

er seinen alten Homer vor sich hätte. Eben darum, weil das Werk ein bedeutendes, auf echt vaterländischem Grunde erwachsenes, wollte er es auch so gestaltet wissen, daß es nicht blos einzelnen Liebhabern, sondern dem großen Publikum, dem Volke selbst zugänglich würde und dem Verfasser — gleichsam als Theokrit unserer Alexandrinischen Zeit — zum Ruhme, allen Freunden der Poesie zur Freude, der deutschen Nation aber zur Ehre gereichte. Deshalb tadelte er freimüthig, nicht die metrische Form, wohl aber die sprachliche Fassung, die zu große Freiheit der Wortstellung. Kruse hatte früher selbst über die Härten von Vossens Uebersetzung geklagt und ihn jetzt „übervoßt". Einst sagte mir Geibel, der sich auf seine alten Tage von dem allein seligmachenden Platen losgerissen hatte und Jedem das Recht einräumte, seinen eigenen Hexameter zu schreiben, dafern er nur den Grundrhythmus des Metrums einhielt: „Kruses Hexameter sind nicht meine Hexameter, ich muß sie aber gelten lassen." Im Prinzip waren Beide einig: sie wollten den Trochäus so viel als möglich vermieden wissen, ohne jedoch dabei dem sich seinen Vers bildenden Gedanken sein Recht zu nehmen und mit ängstlicher Beschränkung und Genauigkeit zu verfahren. Unsere Sprache erträgt den ganz reinen Hexameter kaum ohne Pedanterie, während er bei leichterer Behandlung ein vorzüglicher Träger einfacher Erzählung und volksthümlichen Ausdruckes wird. Goethe hat ihn, wenn wir von seinen Spondäen als Daktylusansätzen absehen, im Ganzen trefflich behandelt; von Platen mögen wir dazu lernen, ohne in seine nutzlose Peinlichkeit zu verfallen.

Geibels Tadel über die Wortstellung in Versen ließ sich Kruse gesagt sein, und er ist seitdem in diesem Punkte strenger geworden als irgend Jemand, Geibel selbst kaum ausgenommen. Die gerühmten kleinen Dichtungen sind unter dem Titel „Seegeschichten" erst Jahrzehnde später, 1880, bei Cotta erschienen.

Natürlich ermuthigte dieser Antheil und dies Lob. Dr. Kruse, damals Gymnasiallehrer in Minden, antwortete seinem alten Freunde

u. a.: „Ce sont des douceurs exquises que des louanges éclairées, und Deinen Tadel finde ich gerecht. Meine Abweichungen von der gewöhnlichen Wortfolge kann ich nicht vertheidigen; ich kann nur erklären, wie ich dazu gekommen bin. Ich habe, wie Du auch aus Erfahrung weißt, meine Dichtungen niemals mitgetheilt. Die Poesie war mein stilles Heiligthum, oft habe ich in manchen Stunden des Kummers oder des Unmuthes dorthin mich geflüchtet. Es war die Dichtung eine Sprache für mich, die ich mit Niemandem redete; sie nahm daher allmählig das an, was man im heutigen Deutsch eine subjektive Färbung nennt. Namentlich habe ich Hexameter gemacht. Ich dachte zuletzt beinahe nur in Hexametern, ich wiegte mich so zu sagen darauf; indem ich den Sinn und das Bild in Gedanken hatte, mochten die Worte zusehen, wohin sie verschlagen wurden. Ich finde in der That die Freiheit der Alten in dieser Hinsicht beneidenswerth, aber bin ganz damit einverstanden, daß sie sich für unsere Sprache nicht verwerthen läßt."

Geibel fand bei Curtius auch einen Fastnachtsschwank im Manuskript, worin Kruse versucht hatte, mit Hans Sachs, auf dessen Dreibein er in Nürnberg gesessen, zu wetteifern. Das eine vaterstädtische Lübeckische Sage versificierende Stückchen erschien ihm allerliebst, frisch, lebendig und derb, gerade wie's in der zerfahrenen Zeit zu gebrauchen. Der Schwank müsse sofort gedruckt werden, schrieb er; Kruse solle nur die Erlaubniß ertheilen, für alles Uebrige wolle er Sorge tragen. Geibel verschaffte ihm nicht blos einen Verleger (Reimarus. Berlin 1847) und veranlaßte eine gute Ausstattung der Schrift, sondern besorgte auch die Korrektur eigenhändig. Er änderte den Titel „Der Maler" in den „Teufel zu Lübeck", weil dieser Name fastnachtshafter und charakteristischer war und eher geeignet, den Leser neugierig zu machen. Die Kleinigkeit wurde hier und da sehr gepriesen; aber 1848 kam, und wo blieben da Vastelabendscherze?

Geibel sah mit der größten Freude, wie seinem Studiengenossen,

seitdem er zuerst in die Oeffentlichkeit getreten, die Kräfte wuchsen, seine Farben immer kecker wurden, seine Form immer reiner und lebendiger. Besonders packte ihn die prächtig derbe Realität. In befreundeten Familien, im Kuglerschen Kreise, sowie in großer Gesellschaft bei Alfred Piper, der als Geheimer Regierungsrath ins Ministerium des Innern berufen war, las er den Schwank vor. Auch andere Kruseſche Dichtungen, die er jetzt kennen lernte, erfüllten ihn mit Bewunderung. Einem Lustspielentwurf rief er das herzlichste „Glück auf!“ zu. „Wenn es Dir gelungen ist, eine wirkliche komische Handlung zu erfinden und dieselbe künstlerisch zu vermitteln und zu lösen, so ist mir für die Ausführung nicht bange. Alle Deine Figuren werden frisch, lebendig und eigenthümlich sein, davon bin ich im Voraus überzeugt. Denke nur dabei auch an die Bühne! Denn was ist ein gedrucktes Drama viel anders als ein Notenheft, das erst von der Aus- und Aufführung seine Belebung erwartet?“ Als das kleine Stück fertig war, fand er es heiter, harmlos und gesund, wie ein Scherzo von Haydn, und sollte es von Rechtswegen unseren Bühnen besser anstehen, als so viel gebeizte und gepfefferte Unnatur, die sie bringen.

Häufig wünschte Geibel im Winter 1846 und 1847, welche er nach mancherlei sommerlichen Fahrten (er war inzwischen in Altenburg, Neuhaldensleben, Salza, Marienbad gewesen, dann in Lübeck, Travemünde und Waldhusen) wieder in Berlin, Enkeplatz Nr. 3, verlebte, Heinrich Kruse zur Seite zu haben, damit dieser ihm bei der Auswahl des zweiten Bandes der Gedichte helfe. Manches hoffte er von ihm zu lernen, Manches sogar ihm abzulernen, die frische handgreifliche Derbheit, den kecken Naturalismus, die ihm, Geibel, nur zu sehr fehlten, obwohl auch seine Natur entschieden auf das Positive angelegt war.

Die mittlerweile entstandenen „Sonette“ für Schleswig-Holstein versäumte Geibel nicht, am 8. November 1846, Sr. Majestät dem

Könige zu senden, zugleich mit der Anzeige, daß eine größere poetische Arbeit, die er im Sommer vollendet habe und für weitere musikalische Behandlung bestimmt sei, hoffentlich in nicht zu langer Frist ans Licht treten werde.

Das bezieht sich auf die Oper „Loreley". Noch ehe die Welt davon wußte, las er bei einem erneuten Besuche zu Hannover das Manuskript in Harrys' Familie vor und trug das eindrucksvolle Lied „Führt mich zum Tode, nehmt mich hin!" in das Stammbuch von Fräulein Albertine Harrys ein mit der Widmung „Zur Erinnerung an die Loreley und an Emanuel Geibel." Den Text, im Verlage von Rümpler in Hannover, hatte Felix Mendelssohn-Bartholdy schon zu komponieren begonnen, als diesen Tonkünstler ein jähes, vom Dichter tief beklagtes und herrlich besungenes Ende erreichte. Später, im Anfang der sechsziger Jahre, wurde das lyrische Drama von Max Bruch in Musik gesetzt und am 14. Juni 1863 zu Mannheim aufgeführt. „Ich selbst kenne die Komposition nicht," schrieb Geibel damals, „und werde mich schwerlich ganz hineinfinden; jene volksliedartigen Weisen, die mir bei den Worten vorschwebten, werden dem modernen Musiker kaum zu Gebote gestanden haben. Doch wird mir das Werk von Hiller und Lachner gelobt, die die Partitur durchsahen." —

In der That gestaltete sich der Mannheimer Erfolg zu einem glänzenden. Der Dichter, welcher nach Mendelssohns Tode ausdrücklich erklärt hatte, daß er eine Komposition nicht mehr wünsche, befreundete sich nun doch mit der vollendeten Thatsache und knüpfte daran die schönsten Hoffnungen für das weitere Schicksal der Oper. Aus dem mit Bruch gepflogenen Briefwechsel mögen hier einige Stellen Platz finden. „In Dresden habe ich leider, außer der Janauscheck, gar keine Verbindungen. Doch wird man wenigstens ohne ungünstiges Vorurtheil das Stück vornehmen, da die Brunhild sich auf dem Repertoire erhält und noch immer bei vollem

Hause gegeben wird. Auch ist mir Könneritz als ein verständiger und wohlwollender Mann gerühmt worden. Für München wird der Bericht Vinzenz Lachners an seinen älteren Bruder die Sache ganz allein entscheiden. . . . Ueber die Annahme in Rotterdam habe ich mich sehr gefreut. Wie steht es mit Mainz, Köln und Darmstadt, dessen trefflicher Heldentenor Gramminger mir bekannt ist? Und wie mit Hannover, wo die Oper florieren soll, und wo ich meinestheils ein sehr wohlwollendes Publikum finden würde? . . . In Bezug auf das Stück selbst habe ich nur noch den dringenden Wunsch hinzuzufügen, daß diejenigen Aenderungen im ersten und dritten Aufzuge, welche aus scenischen Gründen oder aus Mangel an hinreichendem Personal in Mannheim vorgenommen werden mußten, wenigstens für die größeren Bühnen nicht beibehalten werden. Von Ihrer Einrichtung des letzten Aktes habe ich überhaupt, wenn die Kampfscene fortbleibt, gar keine Vorstellung. Ich hänge nicht eben zu sehr an ihr, da im zweiten Aufzuge schon einmal die Schwerter gezogen werden; allein wie stellt sich ohne sie der dramatische Zusammenhang her? — Meine Ansicht über die Scene, welche dem Finale des ersten Aktes vorhergeht, habe ich Ihnen schon mündlich ausgesprochen. Hier *darf* der Chor nicht fehlen, und wo eben durchaus nicht *gesungen* werden kann, muß wenigstens die Fülle der Erscheinung durch Ballett und Statisten hergestellt werden. . . . Zum Schlusse noch eine Frage! Ich habe nirgends eine Ouvertüre zur Loreley erwähnt gefunden. Haben Sie sich auf eine bloße Introduktion beschränkt? Vielleicht ist es auch Ihre Absicht, die Ouvertüre später bei vollerer Muße auszuarbeiten. Ich möchte dies letztere fast wünschen, da ich bei einer rechten Oper das musikalische Vorwort ungern vermisse." [1])

[1]) Vorm Erscheinen der Komposition mit beigedrucktem Texte im Buchhandel ließ sich Geibel in einem zweiten Briefe an Max Bruch ausführlich in Bezug auf scenische und poetische Aenderungen aus. Dieselben sind von Werth,

So viel von den Schicksalen dieses dramatischen Schmerzenskindes von Geibel, welches er schon 1846 mit froher Zuversicht dem Könige Friedrich Wilhelm IV. angekündigt hatte. Damals ergaben sich für ihn die ersten persönlichen Berührungen mit dem Königlichen Hause, worüber Ernst Curtius aus dem Jahre 1847 berichtet: „Nachdem ich die Freude gehabt hatte, den Prinzen Friedrich Wilhelm mit unserer baltischen Heimat und dem alten Haupte der Hansa bekannt zu machen, hegte ich begreiflicherweise auch den Wunsch, den Jugendfreund in die Kreise einzuführen, in denen ich damals lebte, und denen ich jede Art von geistiger Anregung nahe zu bringen berufen war. Was Kunst und Wissenschaft und Religion für den Menschen sind, das lernt man am Besten durch den Eindruck von Persönlichkeiten, und so war es mir eine besondere Genugthuung, den fürstlichen Kindern einen geborenen Dichter, einen Poeten von Gottes Gnaden in Emanuel Geibel vorführen zu können. Der Eindruck hat sich unter den buntesten Eindrücken des späteren Lebens nie verwischt. Die Frau Großherzogin von Baden schrieb mir nach des Dichters Tode, sie könne noch jede Stelle bezeichnen, wo sie als Kind ihn gesehen habe. Zu dem Bruder trat er häufiger und näher in Beziehung. — In der Fastnachtszeit pflegte der Turnsaal in ein Theater umgewandelt zu werden, und es galt dann ein passendes Stück aufzufinden. Als ich wieder eine Reihe von dramatischen Werken durchblättert hatte, kam ich plötzlich auf einen anderen Plan. Ich eilte auf den Enkeplatz und beredete den Freund, seinen Pegasus zu satteln. Wir besprachen Thema und Personal. Binnen acht Tagen war das Lustspiel fix und fertig. Wir gaben ihm den Titel „Die Seelenwanderung“ —

---

aber, weil zu sehr ins Einzelne gehend, hier nicht am Orte. Ich behalte mir vor, in einer anderen Publikation darauf zurückzukommen, worin auch das übrige reiche, für diese Denkwürdigkeiten minder geeignete Material eine Stätte finden soll.

später 1855 als „Meister Andrea“ gedruckt —. Der junge Prinz und seine Jugendgenossen spielten mit Liebe und Lust; die Aufführung gelang, so daß die fürstlichen Eltern eine Wiederholung anordneten, zu welcher der König eingeladen werden sollte.“ Doch verstrich hierüber fast ein Jahr. — —

Himmelfahrt 1847, den 13. Mai, kehrte Geibel der preußischen Hauptstadt den Rücken, um mit Franz Kugler eine weite Wanderschaft durch die sächsisch-thüringischen und süddeutschen Staaten zu unternehmen. Sein Jugendwunsch, ein Baumeister zu werden, hatte sich nicht verwirklicht, aber mit verständnißvollem Entzücken vertiefte der gereifte Mann sich nun in das Anschauen und Studium der herrlichen Architektur, welche namentlich in den alten bayrischen Reichsstädten sich in prächtiger Fülle und Schönheit seinen Augen darbot. Von Frankfurt am Main aus wurde die Heimreise nach Lübeck angetreten. Im Spätherbst 1847 erschienen die „Juniuslieder“.

Ende Februar lud ihn Curtius nach Berlin ein zur zweiten Darstellung des kleinen Lustspieles; Friedrich Wilhelm IV. hätte sein Erscheinen zugesagt. Am 8. März 1848 Abends, nach der gut gelungenen Aufführung, ließ sich der Monarch den Autor vorstellen. Zum ersten Male stand Geibel seinem hohen Protektor gegenüber, der huldvolle Worte zu ihm sprach. Es war einer der letzten Abende harmloser Geselligkeit. Schon lagen düstere Wolken auf der Stirne des Königs; schreckliche Ereignisse hatten sich angemeldet, und einige Tage später donnerten die Geschütze durch die Straßen.

Die Revolution war ausgebrochen. Geibel kehrte sofort nach Lübeck zurück. Er litt schwer unter dem Einflusse der Eindrücke des tollen Jahres. In dieser wirren Zeit bot ihm Kruse, welcher inzwischen die Leitung der „Neuen Berliner Zeitung“ übernommen hatte, die Redaktion des Feuilletons an. Geibel lehnte dankend ab

Er fühlte selbst nur zu gut, daß ihm die erforderliche Beweglichkeit des Geistes, das biegsame Talent fehlte, welches immer fertig ist, sich des neuen, von dem Tage entgegengebrachten Stoffes zu bemeistern, die Leichtigkeit der Produktion, welche jeden Augenblick vor den Riß zu treten und mit gleichsam aus der Erde gestampften Schöpfungen die Lücken rasch und sicher auszufüllen vermag. Er war mit seinen Arbeiten stets von Zeit und Stimmung, von körperlichem Wohlsein oder Uebelbefinden, ja von Luft und Wetter abhängig; nur in guter Stunde bei völliger Hingebung an den Gegenstand konnte er Erfreuliches schaffen, sich aber nimmermehr in eine Stellung finden, die gerade ein stilles Vertiefen, wie es seinem Wesen angemessen, unmöglich machte und täglich etwas Neues, Blitzendes, Ueberraschendes von ihm forderte. Außerdem war er seit dem vorigen Winter fortwährend siech, sein Unterleib gründlich verdorben. Da vermochte er um so weniger durch Wort und Lied ein Volk zu begeistern oder mit dem kritischen Schwert seinen Mann zu stehen, zumal jetzt, wo die aufgeregte Zeit das Mächtigste und Gewichtigste verlangte.

Allenfalls ließ sich der Horaz erklären; und das that Geibel, indem er, als Professor Ernst Deecke zur Nationalversammlung nach Frankfurt gewählt wurde und obendrein bald darauf Direktor Jacob schwer erkrankte, von Michaelis 1848 bis Johannis 1849 seinen alten römischen Lieblingsdichter zu interpretieren und den deutschen Unterricht, sowohl für Litteraturgeschichte wie für deutsche Aufsätze, am Gymnasium seiner Vaterstadt in Prima und Sekunda aushülfsweise zu übernehmen sich auf Classens Zureden bereit fand. Professor Classen, dem damals kommissarisch das Direktorium oblag, theilt mir hierüber mit: „Geibel besaß entschieden bedeutendes, wenn auch nicht methodisch geübtes Lehrtalent. Ich konnte seinen Stunden nur selten beiwohnen und vermißte, wie ich ihm das sogleich sagte, in seinem Vortrage mitunter Einfachheit und gelassene Ruhe; er war sehr geneigt zu rhetorischem Pathos,

wie sich das ja auch in seinem Gespräche öfters zeigte. Zu meinem Bedauern erklärte er schon nach kurzer Zeit, daß er den Unterricht doch nicht über das Semester hinaus fortzusetzen wünschte. Die Schüler hätten ihn gern länger gehört."

In diese Zeit fällt ein hübsches ungedrucktes Festspiel, welches Geibel zum 28. September 1848, dem Polterabend von Henriette (alias Paquita) Nölting, einer Tochter des schwedischen Konsuls, und vom Gymnasialprofessor Wilhelm Mantels, dem hansischen Geschichtsforscher, in Lübeck verfaßte und inscenierte. Der Inhalt war, daß Germania und Hispania sich um das Kind Paquita stritten (Fräulein Nölting wurde so genannt, weil ein mit diesem Namen unterzeichnetes Bildniß einer schönen Spanierin in einem Huberschen Buche ihr auffallend glich); die befreundeten Dichter Viktor Huber und Justinus Kerner, welche durch ihre Gegenwart das Fest verherrlichten, sahen sich zu ihrem großen Ergötzen dramatisch vorgeführt. Auch ein Zigeunerchor war zugegen, wobei Geibels spätere Frau Ada als ganz junges reizendes Wesen eine Zigeunerin vorstellte. „Einer allerliebsten Episode" — schreibt mir eine Theilnehmerin jenes Abends — „erinnere ich mich noch: daß, da Mantels den Beinamen Storch hatte, er auf die Kinderwiese gewandelt sei und sich das Schönste ausgesucht habe, um es in sein Haus zu tragen. Bei den Proben lernte ich Emanuel als einen wundersamen Kauz kennen, der bald aufbrauste, bald schmeichelte, bald bat." —

Eine freudige Ueberraschung bereitete ihm in den ersten Tagen des März 1849 Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen durch Zusendung einer Zeichnung in Farben von Kretschmer, das Programm des Lustspiels „Die Seelenwanderung" mit Randverzierungen und den Unterschriften der Darsteller enthaltend. Dem Blatte lag das folgende liebenswürdige und ehrenvolle Schreiben bei:

Berlin, den 7ten März 1849.

Als Sie im März vorigen Jahres die große Gefälligkeit hatten, nach Berlin zu kommen, um uns bei der Aufführung Ihres Lustspiels „Die Seelenwanderung" zu unterstützen, hatten meine Freunde und ich die Absicht, Ihnen schon damals ein Andenken an jene Tage als Zeichen unserer Dankbarkeit zu geben. Die traurigen Ereignisse aber, die wenige Tage nach dieser Freude eintraten, verhinderten die Ausführung desselben.

Jetzt aber, da der Jahrestag heranrückt, wollten wir diesen Augenblick der Ruhe benutzen und beschlossen, Ihnen beifolgendes Blatt als Andenken zu senden. Ich brauche keine Beschreibung hinzuzufügen, da Sie sich gewiß die Einzelheiten desselben erklären werden können. Ich hoffe, daß die Zeichnung auch Ihren Beifall finden wird und Sie sich bei dem Anschauen derselben gern an die Zeit erinnern werden, wo wir hier zusammen waren und manche heitere Stunde verlebten. Meinerseits kann ich Sie versichern, daß es mir stets eine große Freude war, wenn ich Sie bei mir sehen konnte, und ich hoffe, daß ich bald wieder, in einer besseren und ruhigeren Zeit, dies Vergnügen genießen werde.

Indem ich Ihnen hiermit meinen und meiner Freunde herzlichsten Dank für Ihre große Mühe und Gefälligkeit ausspreche und Sie bitte, beifolgendes Blatt freundlich anzunehmen, verbleibe ich

Ihr

dankbarer

gez.: Friedrich Wilhelm Pr. v. Pr.

Im Sommer reiste Geibel zur Kräftigung seiner leidenden Gesundheit nach dem Ostseebade Häringsdorf, wo er sich Anfangs jedem Verkehr mit Fremden entzog und den seinigen fast nur auf

Franz Kugler und dessen Familie beschränkte. Ein glücklicher Zufall brachte ihn damals mit dem Grafen Kurt von Haugwitz zusammen, dem er sich eng anschloß. „In Folge dessen näherte sich Geibel“ — ich lasse meinen hochverehrten Gewährsmann erzählen — „auch meinem Schwiegervater, dem Fürsten Heinrich zu Carolath-Beuthen, und meiner Frau Lucy, die Beide dem Dichter längst schon das herzlichste Wohlwollen entgegengetragen hatten und jetzt auch den Menschen in ihm lieben lernen sollten. Der Umgang mit ihm, den wir nun oft bei uns sowie in dem damals so glücklichen Kuglerschen Kreise sahen, wurde immer lebhafter und bald so herzlich, daß wir ihn unmöglich mit der Badekur abbrechen konnten. Zu unserer Freude nahm Geibel die Einladung meines Schwiegervaters, uns nach Carolath zu begleiten, an, fühlte sich daselbst gleich heimisch und machte einen Jagdaufenthalt in dem nahe gelegenen Heinrichslust mit, wo das ebenso anspruchslose wie gemüthliche Zusammenleben mit einigen befreundeten älteren und jüngeren Jagdgenossen ihn sichtbar anmuthete und erfrischte. Von seiner wieder erwachenden guten Laune gab mancher fröhliche Trinkspruch und manche andere Improvisation Zeugniß. In dieser Zeit entstanden viele seiner frischesten Gedichte, darunter mehrere an den Wald, unter anderen aber auch der „Mythus vom Dampf“.

Im folgenden Jahre 1850 brauchte Geibel Karlsbad [1]), wo

---

[1]) Anno 1851 setzte Geibel die Kur fort und erneuerte in Ems seine Bekanntschaft mit dem jetzigen Justizminister Dr. Heinrich Friedberg, welcher die Güte gehabt hat, mir aus seinen Erinnerungen Folgendes mitzutheilen: „Wir tranken Beide den Brunnen. Er glaubte sich damals ernsthaft krank, war sehr Hypochonder, und wir waren die Saison hindurch täglich viele Stunden zusammen. Seine Hypochondrie zeigte sich auch darin, daß er ungern zur table d'hôte ging, und ich richtete es deshalb so ein, daß wir Beide auf meinem Zimmer allein unser Mittagsbrod einnahmen. Die Hypochondrie ließ ihn Welt und Menschen, vor Allem aber auch seine dichterische Begabung und seine Erfolge als Dichter mit trüben Augen ansehen. Redwitz war gerade an der Tagesordnung, und so erinnere ich, daß, als wir einmal auf der Promenade

ich ihn auf der Heimreise von Marienbad aufsuchte und, wenn auch diesmal ohne Rebensaft und Becherklang, einige heitere genußreiche Tage mit ihm verlebte. Er schrieb damals gerade seinen „Julian". Zu meiner Freude bedurfte es keines besonderen Zuredens, um ihn zu bewegen, gewissermaßen als Nachkur meinen Schwiegervater nach Gastein zu begleiten und mit ihm daselbst bis Mitte August zu bleiben. Auf diesen Aufenthalt bezieht sich das humoristisch-satyrische Gedicht vom Februar 1851, an F. C.:

Durch die klare Luft im Winde
Segeln heut mir die Gedanken.

jungen Damen mit den damals wohl noch seltneren, roth eingebundenen Büchelchen Redwitzscher Poesieen in Händen begegneten, er halb spöttisch halb bitter mich apostrophierte: Da können Sie sehen, was auf Dichterruhm zu geben! Diese Backfische oder Gouvernanten, die hier mit Redwitz auf der Promenade einherlaufen, sind auch *mein* Publikum. Auf deren Urtheil und Gunst ist man angewiesen! — und so ging es eine ganze Weile in selbstquälerischen Reflexionen fort. — In späteren Jahren bin ich nicht wieder mit ihm zusammen getroffen, wurde aber, wenn ich von ihm hörte, nur immer von Neuem darin bestärkt, daß er damals weniger körperlich krank als geistig verstimmt gewesen sein müsse." — Als Ergänzung hierzu kann ich berichten, daß Geibel, je älter er wurde, desto mehr mancher Sache eine humoristische Seite abzugewinnen wußte. Während er in der That früher schwer unter dem Epitheton „Backfischdichter" litt, brachte er später diese Bezeichnung selbst oft scherzhaft aufs Tapet. Als z. B. seine Nichte im Jahre 1874 an einer höheren Töchterschule einige Stunden übernahm, machte es ihm Spaß, ihre Hefte mit durchzusehen. „Und so bin ich denn," sagte er, „auf meine alten Tage noch einmal an die Backfische gerathen." Auch entsinne ich mich, wie er nach dem Umzuge in seine neue Wohnung in der Königstraße mir unter Schmunzeln erzählte, welchen Schrecken er gehabt, als er um zwölf Uhr Mittags dem Bett entstiegen gegenüber an den Fenstern eine Reihe von Mädchenköpfen gewahrte, die ihre niedlichen Stumpfnäschen an den Scheiben platt drückten und neugierig zu ihm hinüberlugten. Drüben nämlich war ein Fräuleinpensionat, was ihm jetzt plötzlich ad oculos demonstriert wurde. „Seinem Verhängniß entgeht Keiner, selbst nicht solch alter Knabe, wie ich bin," sprach er unter hellem Lachen, in das ich herzlich einstimmen mußte. Ja, ja, die Backfische!

Auf der Rückreise kamen Beide zu uns nach Rogau in Schlesien, wo wir sie schon erwartet hatten, um mit ihnen nach Carolath überzusiedeln. An diesen Rogauer Besuch erinnert Geibel in einem späteren Gedicht: „Wir fuhren auf der stillen Oder", in welchem er mit dem „waldumkränzten Templerschloß" das hiesige Schloß bezeichnet. In Carolath blieb er von Ende August bis zum Jahresschluß und feierte mehrere Familienfesttage mit uns, so am 1. September gleich den Geburtstag unseres einzigen, damals fünfjährigen Töchterchens Adly, auf das er den hübschen Toast ausbrachte:

In dem Eichenkranz[1]) voll Preis,
Der Euch fiel zum Loose,
Sind die Knaben grünes Reis,
Mägdlein, bist die Rose.

Treue, Klugheit, Tapferkeit,
Die nicht wankt, verbürgen
Deine Brüder künft'ger Zeit,
Heinrich, Kurt und Jürgen.

Doch Du sollst in Lust und Müh'n
Anders Dich entfalten,
All Dein Wesen stilles Blühn,
Anmuth all Dein Walten.

Wenn die Drei einst, sonder Ruh'n,
Schaffen, denken, streiten,
Sollst Du ihrem ernsten Thun
Mildernd stehn zur Seiten.

[1]) Der Eichenkranz ist im Mittelschild des Schönaichschen und Carolathschen Wappens.

Sollst den Duft der Frömmigkeit
Athmen auf ihr Handeln
Und durch Liebesmacht das Leid
Selbst zum Segen wandeln.

Sieh, so hast Du schönen Theil
An dem Kranz der Ehren;
Laß uns denn auf solches Heil
Dir den Becher leeren!

Am 18. September, dem Geburtstage meiner Frau, widmete Geibel derselben das schöne Poem:

Wo ein Glanz aus Jugendträumen
Dich so gerne wohnen läßt,
In des Waldes heitern Räumen
Feierst heute Du Dein Fest.

Drum wie Dir mit Wunsch und Gaben
Freundlich grüßend Alle nah'n,
Will der Wald sein Recht auch haben,
Und zu rauschen hebt er an:

„Jahre kommen, Jahre gleiten
Rasch vorbei, wie Wind und Fluth;
Denkst Du noch der alten Zeiten,
Da Du hier, ein Kind, geruht?

Da in dämmernden Gefühlen
Ahnend sich Dein Sinn erhob,
Da ich in Dein harmlos Spielen
Leisen Märchenschimmer wob?

Da Dir bei des Mondes Glimmen
Laub und Busch voll Elfen schien,
Da Du Antwort gabst den Stimmen,
Die durch meine Wipfel ziehn?

Da in meinem grünen Düster
Zu der Blume, die Du brachst,
Du mit traulichem Geflüster
Leise Freundesworte sprachst?

O, wie schwoll mit frohem Beben
Dir so weit die Seele da!
Zwischen Wundern floß Dein Leben,
Und der Himmel war Dir nah.

Jahre kommen, Jahre stieben
Rastlos hin im raschen Schwung,
Aber ich bin frisch geblieben,
Und Dein wogend Herz blieb jung.

Und was damals Du empfunden
Unter meinem Baldachin,
Mag wohl jetzt in manchen Stunden
Deiner Kinder Brust durchziehn.

Wenn mir dann ihr Bild begegnet,
Schau ich drin der Deinen Strahl,
Und so sei'n sie mir gesegnet,
Und gesegnet Du zumal!

Sieh, und für den Elfenreigen,
Der Dir längst zerrann in Scherz,
Rausch ich heut mit grünen Zweigen
Stillste Hoffnung in Dein Herz;

Will Dir süß Erinnern geben,
Stürmisch holder Liebling Du,
Und will weben in Dein Leben
Einen Hauch von meiner Ruh!“

Als wir gegen Mitte Oktober den Wald und Heinrichslust verließen, nahm er Abschied in dem Gedichte:

Bei froher Tafelrunde,
Du grünes Waldrevier,
Bring' ich aus Herzensgrunde
Den letzten Becher Dir.

Du nahmst uns auf als Gäste
Im frischen Laubgemach,
Und freundlich, uns zum Feste,
Erhobst Du jeden Tag.

Für reiche Waidmannsbeute,
Für Heil und grünen Bruch
Da mag Dir danken heute,
Wer selbst die Büchse trug.

Ich aber will Dich loben,
Weil Du in dieser Zeit
Ins Leben mir gewoben
Muth, Freundschaft, Freudigkeit.

Ich will Dich dankbar preisen,
Weil, wenn ich fromm gelauscht,
Du neue Liederweisen
Mir in das Herz gerauscht;

Weil Du in Deinem Düfter
Manch Räthfel wunderzart
Beim leifen Laubgeflüfter
Dem Dichter offenbart.

So lebt denn wohl, ihr Fichten,
Ihr Eichen, ftolz und grün,
Wo unterm fchattendichten
Gewölb' die Hirfche zieh'n!

Lebt wohl, ihr Hütten alle,
Da fanfter Schlaf uns zwang,
Leb wohl, bekränzte Halle,
Voll Sang und Becherklang!

Ihr Feuer auch, ihr hohen,
In grüner Dunkelheit,
Lebt wohl! Mit euren Lohen
Verglüht die frohe Zeit.

Doch ob wir heimwärts ziehen,
Noch lang in unfrer Bruft
Wird frifch Dein Bild uns blühen,
Du fchönes Heinrichsluft!

Am 21. Oktober ward uns unfer jüngfter Sohn Eberhard geboren, und als derfelbe am 29. November, dem Geburtstage meines Schwiegervaters, getauft wurde, nahm auch Geibel eine Pathenftelle bei ihm an und weihte ihm zum Tauftage die innigen Verfe:

Wenn wir mit Wünfchen und Gebeten
An eines Kindes Wiege treten,
Und wie wir auf fein Lächeln fchau'n,
Im Geift ein Leben ihm erbau'n,

Wohl rührt's zugleich mit Freud und Leid
An unsre Seele jederzeit.
Doch tiefer noch mit Ernst erfüllt,
Begeh'n wir heut des Täuflings Feier,
Denn dicht und dichter wird der Schleier,
Der seine Zukunft uns verhüllt.
Es hat die irrverworr'ne Welt
Aufs Schwert ihr letztes Heil gestellt,
Und flatternd rauscht der Fahnensaum
Des Krieges in des Kindes Traum.

Die Zeit ist krank; am Eisen scharf
Will zur Gesundheit sie gedeihen.
So woll, o Herr, dem Knaben leihen,
Was er in solcher Zeit bedarf;
Gieb ihm das eine höchste Gut,
Draus jede Mannestugend sprießet,
Das alles Andre in sich schließet,
Wenn's rechter Art ist: gieb ihm Muth,
Den Muth, der nie zu Scherben geht,
Weil er mit Dir in Frieden steht!
Der kühn in der Verneinung Tagen
Sein gläubig Ja noch wagt zu sagen,
Der in des Königs Angesicht
Wie in des Pöbels Wahrheit spricht,
Den Muth des Zorns, den Muth der Liebe,
Den opferstarken Muth der Pflicht,
Der Alles in des Kampfs Getriebe
Dahinwirft, nur die Ehre nicht,
Gieb ihm den Muth, o Herr der Gnade,
Auf sonn'gem Weg, auf dunkelm Pfade!

Und kämpft er so sich unverzagt,
Ein deutscher Rittersmann, durchs Leben,

So woll' am Ziel ihm Eins noch geben,
Eins, das uns Allen blieb versagt,
Das Glück, nach Sturm und Noth und Pein
Des Vaterlandes froh zu sein!

An demselben Tage schrieb er auch mit Bezug auf den Geburtstag des Großvaters des Täuflings:

Das ist derselbe warme Sonnenstrahl,
Von dessen Glanz im allertiefsten Thal
Das jüngste Alpenröslein hold erblüht
Und purpurfarb die höchste Firne glüht.

Das ist derselbe heil'ge Freudenschein,
Der heut mit Glanz des Friedens wunderrein
Des ros'gen Enkels Kindertraum umwebt
Und um des Ahnherrn hohe Stirne schwebt.

O schönes Doppelfest, das wir begeh'n,
Wo Kind und Greis in einem Schimmer steh'n,
Und zwischen Höh' und Tief' im Farbenbrand
Die Liebe selig ihren Bogen spannt!

Nachdem wir im Herbst 1851 auf einer Reise in den Süden uns noch ein Rendezvous mit ihm in Wien gegeben hatten, sahen wir ihn leider längere Zeit gar nicht, da wir im Jahre 1852 unseren Wohnsitz von Carolath nach Oberschlesien verlegten und später in der Schweiz Aufenthalt nahmen. In dieser Zeit gab Geibel bei einer gelegentlichen Anwesenheit zu Carolath seinem Bedauern, uns daselbst nicht zu finden, auf freundlichste Weise Ausdruck in dem bekannten Gedichte:

Wo so leicht in sonnenklaren
Tagen einst der Lenz uns floß . . ." —

Soweit die Aufzeichnungen des Grafen Haugwitz. Seiner und der Carolathschen Familie hat Geibel bis ans Lebensende die treueste Anhänglichkeit bewahrt.

Als Beweis für die herzliche Freundschaft, welche ihm speziell der hochbetagte Fürst entgegenbrachte, sei ein Gedicht mitgetheilt, das derselbe als Dank und Gruß an Geibel für dessen poetischen Geburtstagsglückwunsch 1854 sandte:

Vom beschneiten Alpenrande
Schickst Du Deine Wünsche mir:
Ach, ich bin ja kaum im Stande,
Für so viel zu danken Dir.

Fandst Du was an mir zu loben,
O, so stammt es ja von Dir,
Jener eine Zug nach oben,
Den Du zündetest in mir.

Den die weiße Rose senkte
Tief ins Herz als Zauberduft
Und die Liebe aufwärts drängte
Nach der Gegenliebe Luft.

So vereinigten zwei Seelen
Sich im gleichen Herzensschlag,
Konnte da dem Greise fehlen
Später Liebe Rosentag?

Wenn er dann noch frisch gesungen,
Was der Jugend angehört,
Hat sie in ihm nachgeklungen,
Wahre Liebe nie bethört.

So hast Du den Grund gefunden
Der verjüngten Geisteskraft,
Wie der Muse Weihestunden,
Welche Liebe mir verschafft.

Doch ein Sendi werd' ich nimmer,
Da das Sterben sich wohl naht;
Aber von den Freunden immer
Bleibt Dein treuster — Carolath.

Jedes Ereigniß froher und trauriger Art erlebte Geibel mit, als ob es ihn direkt betroffen. Am 8. Oktober 1859 hatte z. B. Graf Haugwitz mit seinen fünf Kindern eine Rettung aus dringendster Lebensgefahr bestanden, indem das kleine Boot, in welchem sie ziemlich eng zusammengedrängt ihre fast tägliche Ruderpartie auf dem Thuner See machten, durch eine von der nahebei übenden Artillerie leichtfertig abgefeuerte Kanonenkugel dicht über dem Wasserspiegel durchschossen wurde, ohne daß einer der Insassen irgend verletzt ward, während die Kugel doch unmittelbar zwischen dem Grafen und seinem ältesten Sohne hindurchschlug und bei einen Zoll größerem Tiefgang den Kahn unbedingt zum Sinken gebracht hätte. Auf die Nachricht hiervon extemporierte Geibel, in Carolath zu Besuch, zwei warm empfundene Toaste. — Und als am 14. Juli 1864 Fürst Heinrich, im Alter von einundachtzig Jahren, sich zur ewigen Ruhe legte, hat kaum Jemand mit der trauernden Wittwe und dem Haugwitzschen Hause den Verlust schmerzlicher gefühlt als Geibel.

Sein Verhältniß zu dem fürstlichen und gräflichen Geschlechte ist ein in vielfacher Hinsicht so sympathisches und interessantes, daß ich nur ungern hier abbreche. Allein die Briefe und noch eine Reihe vor mir liegender ungedruckter Gelegenheitsgedichte würden aus dem Rahmen dieser Denkwürdigkeiten herauswachsen, aber auch

sich zu einem Gesammtbilde gestalten, in welchem das vertraute Zusammenleben des Dichters mit der erlauchten Familie uns entgegentritt wie ein schönes Märchen voller Duft und Poesie.

Heirath und Professur.

Auf der Heimreise von Carolath berührte Emanuel Geibel gewöhnlich im Spätherbste Berlin und brachte einige Zeit bei Kuglers zu. Hier hatte er schon 1848 den damals fast achtzehnjährigen Paul Heyse kennen gelernt. Beide, Freunde vom ersten Augenblicke an, verabredeten die Herausgabe eines spanischen Liederbuches, welches 1852 erschien.

Die drei Winter 1849—51 finden wir ihn wieder in seiner Vaterstadt. Nach wie vor bildete das Nöltingsche Haus den Mittelpunkt einer kleinen, auserwählten, Litteratur und Musik schätzenden Gesellschaft. Verschiedene Familien vereinigten sich zu einem Leseabend und überließen Geibel gern die Direktion der Lektüre und vertheilten Rollen, wobei die früher hochgefeierte Schauspielerin Karoline Kupfer, welche sich an den Rechtsanwalt Dr. Adolph Trummer verheirathet hatte und, jung verwittwet, in der Fischstraße neben dem Pastorat wohnte, sich künstlerisch besonders hervorthat und mit unserem Dichter am Besten über dramatische und dramaturgische Fragen zu disputieren verstand. Alle Theilnehmer haben viele Freude an diesen Abenden gehabt. Classen erinnert sich noch mit Vergnügen des lebendigen Eifers, den Emanuel für das Gelingen der Sache an

den Tag legte. Die Unterhaltung über die Gegenstände der Lektüre war stets angeregt und dessen Einfluß darauf sehr willkommen.

Am 19. November 1851 überraschte Fürst Carolath, der seit drei Jahren den Tod seiner ersten Gemahlin Adelheid geb. Gräfin von Pappenheim tief betrauert hatte, Geibel durch die Anzeige seiner Verlobung mit Freiin Alma von Fircks. Einen Tag darauf hielt Geibel um die Hand der siebenzehnjährigen verwaisten Nachbarstochter Amanda Trummer an, deren Mutter am 2. August 1850 an der Cholera verstorben war, und stellte sich brieflich dem fürstlichen Freunde gleichfalls als Bräutigam vor. „Meine Ada ist freilich nicht," schrieb er einem vertrauten Studiengenossen, „wie Du zu meinen scheinst, die Schönheit, aber bei hoher Anmuth die Liebe und Hingebung selbst." Das Verlöbniß wurde erst im December bekannt gemacht.

Jetzt dachte er, sich in der Heimat einen stillen Heerd zu gründen, am Katharineum eine Anzahl von Stunden zu übernehmen und übrigens von der preußischen Gnadenpension sowie von der Feder zu existieren. Allein es war anders über ihn beschlossen.

Schon im Frühjahr 1852 erhielt er ganz unerwartet von Maximilian II., König von Bayern, einen Ruf nach München, als Honorarprofessor über deutsche Litteratur und Metrik zu lesen, bei einem Anfangsgehalt von 800 Gulden, das später bis auf 1500 stieg. Während des Sommers sollte er nach Belieben leben und nur im Wintersemester an der Universität wirken. Unter obwaltenden Umständen durfte er natürlich nicht ablehnen und begab sich daher, gewissermaßen um das Terrain zu sondieren, im März nach der Isarstadt, wo ihm bei seiner Vorstellung sowohl der kunstsinnige und dichterisch veranlagte Monarch wie auch dessen erlauchte Gemahlin, Königin Maria, des hochseligen Prinzen Wilhelm von Preußen Tochter, mit großem Wohlwollen und feinem Verständniß für seine Poesieen entgegenkamen. Dieser huldvolle Empfang war entscheidend. Bereits im Mai erfolgte die Ernennung und zugleich Verleihung des bayrischen

Indigenats, nicht lange darauf der Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft und der Kronenorden, womit der persönliche Adel und demnach Hoffähigkeit verknüpft waren.

Die Vorbereitungen zur Hochzeit wurden jetzt eifrig betrieben. Im Proklamations-Register findet sich darüber folgende Eintragung:

№ 219.

Franz Emanuel August Geibel und Amanda Luise Trummer.

Es erschien der Dr. phil. Franz Emanuel August Geibel, an der Trave bei der Fischstraße wohnhaft, Sohn des Pastor Johannes Geibel und dessen Ehefrau Elisabeth Luise geb. Ganslandt, und gab zu vernehmen: er sei Willens, sich allhier mit Amanda Luise Trummer, Tochter des Dr. iur. Adolph Trummer und dessen Ehefrau Caroline Sophie Christiane geb. Kupfer, ehelich zu verbinden; erbitte sich daher den erforderlichen Proklamationsschein.

Comparent, laut Geburts-Register am 17. Oct. 1815 hieselbst geboren, besitzt in Folge Königl. Bayrischer Resolution vom 14. Mai d. J. das dortige Indigenat.

Die Braut ist, ausweise der Geburts-Register, am 15. Aug. 1834 geboren worden, und deren durch tutorium vom 15. März 1841 legitimirter Vormund Dr. Carl David Klügmann ließ für sich und seinen Mitvormund Dr. Ludwig Heinrich Faber durch den Kanzleiboten Engelbrecht seinen Consens in diese Heirath ihrer Mündel erklären.

Mit Rücksicht auf die im Bayrischen Decrete nicht ausgedrückte Betheiligung der künftigen Ehefrau des Comparenten an die demselben verliehenen Bayrischen Heimathsrechte ist dem ertheilten Proklamationsscheine der entsprechende Vorbehalt beizufügen gewesen.

in fidem
Dr. G. W. Dittmer.

Reg. d. 6. Aug. 1852. Nachdem Comparent von der Beibringung einer Bescheinigung bezüglich des Heimathsrechtes seiner künftigen Ehefrau in Bayern höheren Ortes dispensirt worden, ist nunmehr die Erlaubniß zur Copulation ertheilt.

Schünemann.

Am 26. August fand die Vermählung statt. Geibels alter Vater konnte der Feierlichkeit noch beiwohnen. Der würdige Greis freute sich innigst über das unverhoffte Glück seines Sohnes Emanuel; es war das ein Sonnenstrahl, der in seinen nur noch kurz bemessenen Lebensabend hell und erwärmend hineinschien.

Frauen und Jungfrauen Lübecks verehrten dem scheidenden Dichter einen Schreibtisch, gestickten Lehnstuhl und Teppich; die erste öffentliche Anerkennung aus heimatlichem Kreise, welcher späterhin viele, viele folgen sollten.

Mitte Oktober 1852 richtete sich das junge Paar häuslich am Nordwestende von München ein in der Karlsstraße Nr. 20, mit dem Blicke in die Dachauerstraße und auf einen dreieckigen, mit Bäumen bepflanzten Platz.

Am 23. November hielt Geibel seine erste Vorlesung über Poetik. Katheder und Pult waren mit Blumen und einem von Rosen durchflochtenen Lorbeerkranz geschmückt; eine zahlreiche Corona füllte den Hörsaal. Ein ihm zu Ehren veranstaltetes Festmahl im bayrischen Hof verlief auf das Würdigste. Seine Seele schwelgte, voll von Hoffnungen und Wünschen. Er war nicht ungern in München. Das Gefühl, rechtschaffen zu wirken, hob und trug ihn.

Er bezeichnete sich damals scherzhaft als eine Art von Fledermaus, welche zwischen dem alten Singvogel und dem gelehrten Lastthier die Mitte hält. „Im Winter les' ich Metrik, Poetik, Litteratur

und dergleichen, im Sommer flieg' ich aus." Von Allem, was unerquicklich, vermochte er sich bei seiner treuen, geliebten Ada zu erholen.

Sein Glück erreichte den Gipfel, als diese ihm am 10. Mai 1853 ein Töchterchen schenkte, das in der Taufe die Namen Ada Marie Karoline erhielt. —

Schräg gegenüber und nahebei wohnten Riehl und Heyse. Geibel, der im Laufe der Zeit einer ganzen Reihe namhafter Talente nach Kräften die Pfade ebnete, hatte des Letzteren Berufung nach München erwirkt. König Max sträubte sich Anfangs, indem er bemerkte, bis jetzt hätte er nur solche Dichter berufen, die er kenne, und zu deren Werken er sich hingezogen fühle. Als nun hierüber in der Tafelrunde weiter gesprochen wurde, rief Geibel: „Ew. Majestät, ich bin der untergehende Steuermann, und Paul Heyse ist die aufgehende Sonne!" —

Riehl, Heyse und Geibel pflogen gute Nachbarschaft. Sie erschienen sich wie ein vorgeschobener Posten und nannten sich „die Ecke". Im Salon der Frau Staatsrath von Ledebur, einer fast achtzigjährigen, geistesfrischen und in der deutschen Litteratur wohl bewanderten Dame aus Esthland, — die im selben Hause wie Geibel, eine Etage tiefer, wohnte — traf sich das Kleeblatt mit den Frauen sehr häufig Abends. Die Greisin und ihre lebhaft bewegte, feingebildete Pflegetochter Fräulein Julie Dreuttel leiteten vom Theetische aus die Unterhaltung, welche sich von Seiten Geibels hauptsächlich um die Geheimnisse des Dramas drehte.

Die drei Freunde sind auch die eigentlichen Begründer des Münchener Dichterheims, des sogenannten „Krokodil", worüber u. a. Karl von Binzer eine so ausführliche Beschreibung gegeben hat, daß dieser Poetenbund hier, wo vorwiegend bisher Unbekanntes geboten werden soll, nur kurz erwähnt zu werden braucht. Ueber die Tafelrunde in der alten Hofburg, die litterarischen Reunionen oder Symposia beim Monarchen ist gleichfalls Mancherlei geschrieben worden, obwohl König Max diese Versammlungen durchaus als eine Privatangelegen-

heit betrachtet wissen wollte und höchst erzürnt war, als Fürst Pückler, den er zu einer derselben eingeladen hatte, einen keineswegs in übelwollendem Sinne gehaltenen Artikel darüber veröffentlichte. Geibels Anwesenheit war unerläßlich. Hatte er sich wegen Unwohlseins entschuldigt, so wurde die Abendgesellschaft abgesagt: eine schmeichelhafte Auszeichnung, welche der König seinem Liebling erwies, aber für Letzteren eine drückende Last.

Denn schon damals verstörte ihm sein schweres und, wie er nachgerade zu befürchten anfing, unheilbares Unterleibsübel fast täglich die besten Stunden. Das war es auch, was ihn mit keinem größeren poetischen Werke zum Abschlusse kommen ließ. Das Beste, was er gemacht hatte, lag halb vollendet, weil plötzliches körperliches Leiden ihm hundertmal wie ein herabstürzender Felsblock den vollsten Strom unterbrach: ein modernes erzählendes Gedicht „Julian", ein Schauspiel vom Sachsenkaiser Heinrich, eine Nibelungentragödie, lauter Bruchstücke! Trotzdem klagte und verzagte er nicht. Hatte er doch tief erfahren, daß die Hand, die uns schlägt, allzeit segnen will, und er deutete sich das antike: perfer et obdura, dolor hic tibi proderit olim gern in seiner Weise aus; auch sogar poetisch in dem Gedicht vom Herakles auf dem Oeta.

Im Sommer 1854 brach die Cholera in München aus. Geibel zog mit Weib und Kind, das eben die ersten Zähne bekommen hatte und Papa und Mama stammeln lernte, nach Lindau am Bodensee. Er selbst kehrte zum Herbst neu gestärkt, wie er so schön im „Abschied von Lindau" singt, zurück; aber seine Ada fühlte sich plötzlich auf der Fahrt unwohl und mußte gleich nach der Ankunft in München sich legen, um von ihrem Krankenlager nicht wieder aufzustehen. Am 21. November 1855 erlöste ein sanfter Tod sie von ihren langen, schweren Leiden, im zweiundzwanzigsten Jahre ihres Alters, im vierten ihrer glücklichen Ehe.

Dieser Verlust traf ihn bis ins innerste Herz. In den Tagebuchblättern der „neuen Gedichte" besang er seine Ada, und bis ans

Ende trug er, der vereinsamte Grimmbart, ein unauslöschliches Heimweh nach ihr in der Seele. Aber gebrochen war er nicht, und die Hoffnung, noch etwas zu schaffen, was der Mühe werth, verließ ihn auch nicht.

Sein einziges Töchterchen brachte er Pfingsten 1856 nach Lübeck zu einer älteren Schwester seiner verstorbenen Frau, der Doktorin Elise Reuter, damit in deren Hause das Kind mit Kindern und unter norddeutsch protestantischen Eindrücken aufwachse. Das war ein schwerer Schritt, aber auch der mußte gethan sein, um der Kleinen willen. Besser geschieden als verdorben. Er hat den harten Entschluß nie zu bereuen gehabt, denn seine Marie gedieh an Leib und Seele, so daß er die reinste Freude an ihrer Entwickelung genoß. Fortan beschränkte sich seine ehemals rege Reiselust fast ganz auf den Wechsel zwischen München und Lübeck, und hier verlebte er regelmäßig das Sommerhalbjahr.

Im Winter begrüßte ihn Adolf Friedrich von Schack in München, den eine Einladung des Königs Maximilian veranlaßt hatte, dorthin jährlich auf etliche Monate zu kommen. Erst viel später hat Schack dauernd seinen Aufenthalt in der bayrischen Hauptstadt genommen.

Den alten Studienfreund bei sich zu haben, war für Geibel in jeder Hinsicht angenehm. Durch die Beiden gemeinsame Neigung zu weiten Spaziergängen kamen sie beinahe täglich zusammen. Ein Hauptziel ihrer Promenade war die Menterschwaige, wohin die Aussicht auf die wild zerrissenen Ufer der Isar und auf das ferne Gebirge lockte. Diese körperliche Bewegung wirkte ebenso kräftigend und heilsam, wie förderlich und belebend.

Geibel war damals mit verschiedenen dramatischen Entwürfen beschäftigt; besonders trug er sich seit Jahren mit drei Stoffen, welche er schon mehrfach verworfen hatte, die ihn jedoch immer wieder anzogen, nämlich Heinrich der Vogelsteller, Alarich und Stilicho und die Albigenser. Er hatte durch eifrige Lektüre guter Schauspiele wie dramaturgischer Schriften sich eine vollkommene Kenntniß vom Wesen der dramatischen Komposition und von den

Bedingungen der theatralischen Wirksamkeit eines Stückes angeeignet. Schack mahnte ihn an die Ausarbeitung seiner Projekte, in der Ueberzeugung, daß Geibel hierdurch der Litteratur einen größeren Dienst leisten werde, als wenn er seinen früheren lyrischen Sammlungen neue hinzufüge. Eine zu große Menge lyrischer Gedichte des nämlichen Verfassers, unter denen doch unmöglich alle von gleichem Werthe sein können, sei ein Uebelstand, wie er ja dies selbst bei Rückert beklage. Geibel gab dies dem Freunde wohl zu, widmete sich indessen auch für die Folge vorzugsweise der lyrischen Produktion, so daß nach und nach die Zahl seiner Gedichtsammlungen bis auf sechs anwuchs. Von seinen dramatischen Arbeiten dagegen wurden, abgesehen von dem in der Jugend entstandenen König Roderich, dem Lustspiel Meister Andrea und einem kleinen Proverbe, blos die Nibelungentragödie Brunhild sowie Sophonisbe vollendet.

Schon die erstere war nur nach vielen Unterbrechungen in einer Reihe von Jahren zu Stande gekommen. „Geibel hatte mir," — hier und weiterhin folge ich den mir übergebenen Aufzeichnungen des Grafen Schack — „den Plan und einzelne Scenen davon mindestens ein Decennium vor deren Erscheinen mitgetheilt. Daß aber die Sophonisbe überhaupt fertig geworden ist, daran glaube ich mir ein bescheidenes Verdienst zuschreiben zu dürfen. Er war in diesem Trauerspiel bis an den vierten Akt vorgerückt, kam aber damit nicht weiter, und ich sagte ihm oft, wenn er so lässig bei der Arbeit sei, werde er sie nie beenden. Zuletzt bot ich ihm eine Wette an, daß sein Stück bis zu einem bestimmten Termin noch nicht zum Schluß gebracht sein werde. Auf den Verlust der Wette war eine Anzahl Flaschen Champagner gesetzt. Dies that die von mir gehoffte Wirkung, und Sophonisbe war am anberaumten Tage druckreif."

Geibel besuchte das Münchener Hoftheater fast jedes Mal, wenn ein irgend interessantes Drama aufgeführt wurde, und suchte

seinen Einfluß bei König Max dahin geltend zu machen, daß das Repertoire mannigfaltiger und mit werthvollen Stücken bereichert würde[1]). Zu diesem Zwecke schlug er nicht nur Werke neuerer Autoren, sondern auch ältere, mit Unrecht von der Bühne verschwundene vor. Der Monarch ging stets sehr bereitwillig auf solche Propositionen ein und gab den betreffenden Persönlichkeiten den Auftrag, die genannten Dramen in Scene zu setzen. Doch kam es in den seltensten Fällen bis zur Darstellung, da alle möglichen Kabalen hinter den Koulissen dieselbe hintertrieben. Geibe gerieth oft außer sich vor Wuth, wenn seine guten Absichten auf solche Art vereitelt wurden. Man irrt sehr, wenn man glaubt, wozu der Charakter seiner meisten Gedichte Anlaß geben könnte, er sei von weiblicher Sanftheit und Milde gewesen; vielmehr brauste er leicht in Unwillen auf, und geringfügige Ursachen erregten in ihm nicht selten einen Aerger, den er tagelang nicht wieder los werden konnte, und der sicher einen nachtheiligen Einfluß auf seine Gesundheit übte.

In der Hoffnung, der dramatischen Litteratur und dem deutschen Theater zu nützen, veranlaßte Geibel den König, einen Preis für das beste Trauerspiel auszusetzen, welches, nachdem sein poetischer Werth von einer Prüfungskommission anerkannt worden, auch bei der Aufführung sich als bühnenfähig erweisen würde. Der Monarch ersuchte Geibel, Sybel und Schack, das Preisrichteramt zu übernehmen. Letzterer unterzog sich diesem Auftrage nur zögernd und unter großen Bedenken, weil ihm der Nutzen solcher Ausschreiben höchst problematisch erschien.

---

[1]) „Wenn nur unsere Theater besser wären und dem Dichter durch tüchtige Leistungen mehr Anregung und Ermuthigung brächten!" schreibt Geibel 1863 an Freiligrath. „Aber sie reichen eigentlich nur für eine gewisse hausbackene Mittelsorte von Stücken aus; Alles, was höheren Stil fordert, gelingt höchstens einmal ausnahmsweise."

Das große Hinderniß, welches einem Aufblühen des höheren Dramas in Deutschland entgegensteht, liegt darin, daß unsere Bühnen nur selten und sporadisch Werke dieser Gattung bieten, und daß der Dichter, welcher ein Trauerspiel dem Publikum vorführen will, mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Eine goldene Periode des deutschen Dramas könnte bei uns nur herbeigeführt werden, wenn wieder dieselben Bedingungen einträten, welche während des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts in England und in Spanien walteten und die Blüthe des Theaters unter der Regierung der Elisabeth und der drei Philippe hervorriefen. Die hauptsächlichste jener Bedingungen war, daß in London wie in Madrid unaufhörlich neue Dramen höheren Stils gegeben wurden. Hierdurch entbrannte ein lebhafter Wettstreit der Talente, und alle Poeten wandten sich der dramatischen Produktion zu. Natürlich befand sich unter der Menge von Novitäten auch vieles Geringe und Mittelmäßige, das mit dem Tage wieder verschwand; aber unter der Masse hoben sich einzelne Erscheinungen von höherer und dauernder Bedeutung hervor, die wiederholt dargestellt und als ein bleibender Besitz der Bühne auch für die folgenden Generationen angesehen wurden. Oeffnet das Theater sich auf solche Weise der Produktion, so befeuert es die Dichter zu eifrigem Streben und wird zugleich eine Schule für sie, in der sie lernen können, was nöthig ist, um ein poetisches Werk zugleich bühnenwirksam zu machen. Wenn es auf diese Art möglich sein würde, eine Blüthe der dramatischen Litteratur zu erzielen, und die jetzt vom Publikum mit Vorliebe gehätschelten, gar nichts mit Poesie gemeinsam habenden Gattungen des Schauspiels zurückzudrängen, so läßt sich durch ein Preisausschreiben im günstigsten Falle nichts weiter erreichen, als daß auf ein oder ein paar gekrönte Stücke, welche sonst als sogenannte Buchdramen unbeachtet bleiben würden, die allgemeine Aufmerksamkeit gelenkt wird. Ein weiteres Resultat hat kaum eine der vielen Prämiierungen gehabt,

die in Deutschland schon seit dem vorigen Jahrhundert stattgefunden, und die Nation hat fast niemals den Spruch der Preisrichter auf die Dauer ratifiziert, man müßte denn Klingers Zwillinge, welche indessen auch bereits lange von den Brettern verschwunden sind, als Ausnahmefall gelten lassen.

Geibel verschloß sich diesen Bemerkungen Schacks nicht und sprach bei der Gelegenheit mehrmals feurig den Wunsch aus, er möchte ein König oder vielfacher Millionär sein, um ein Theater nach dem Muster des Londoner Globe und des Madrider del Principe errichten zu können und so das deutsche Drama einem noch nicht dagewesenen Glanze entgegenzuführen. Dennoch hoffte er, wenn auch in bescheidenerem Maße, eine günstige Wirkung von der durch ihn vorgeschlagenen Konkurrenz. Was Schack noch besonders bedenklich machte, war die Erwägung, daß das Publikum das Urtheil der Preisrichter mißtrauisch aufnehmen könnte, und zwar nach früheren Vorgängen nicht ohne Grund. Ein solcher hatte sich vor mehreren Decennien eben in München ereignet. Bei einer ähnlichen Wettbewerbung war daselbst Uhlands Ernst von Schwaben nicht berücksichtigt worden, dagegen hatte eine höchst mittelmäßige Tragödie Heimeran den ersten Preis erhalten.

Trotz aller Skrupel unterzog sich Schack endlich der Arbeit, mehr als hundert eingesandte Stücke zu lesen, und gab schließlich nach bester Ueberzeugung sein Votum ab. Das Resultat war, wie vorauszusehen; es wurde ein Trauerspiel, das wirkliche Vorzüge besaß, Heyses Sabinerinnen gekrönt, indessen einen nachhaltigen Erfolg errang es nicht, ward nach einigen Aufführungen bei Seite gelegt und ist auf andere Bühnen nicht übergegangen. Zuletzt blieb noch das peinliche Gefühl zurück, daß unter den nicht prämiierten Werken doch noch verschiedene Leistungen gewesen sein möchten, welche Berücksichtigung verdient hätten. Aber bei der Unzulänglichkeit aller menschlichen Beurtheilungskraft und in Erinnerung daran,

wie Goethe, der doch sicher die größte litterarische Authorität in Europa war, die schwachen Stücke Manzonis hochgepriesen, dagegen diejenigen Heinrich von Kleists herabgesetzt hatte, konnten die Münchener Preisrichter unmöglich für ihr Votum Unfehlbarkeit beanspruchen. —

Geibel hatte sich, wie wir schon sahen, viel mit der spanischen Volkspoesie beschäftigt und eine kleine Auswahl von Uebersetzungen Freiligrath gewidmet. Er beabsichtigte nun eine umfangreichere derartige Sammlung zu veranstalten und lud Schack ein, sich zu diesem Zwecke mit ihm zu vereinigen. So kam der Romanzero der Spanier und Portugiesen zu Stande, welcher 1860 erschien. Schack hat zu demselben besonders portugiesische Romanzen beigesteuert, welche er zuerst in Deutschland einführte. Bis zum Jahre 1851 wußte Niemand, daß Portugal, ebenso wie das Nachbarland, einen Schatz solcher Volksdichtungen besitze; erst in genanntem Jahre gab der vorzügliche Gelehrte und Dichter Almeida-Garret eine Sammlung von Romanzen heraus, die er aus dem Munde seines Volkes geschöpft, und unter denen manche sich durch hohe Schönheit auszeichneten. Wie Schack sich bei seinen litterarhistorischen Schriften immer blos solche Felder erkor, welche noch keine Bearbeitung gefunden hatten, so reizte es ihn auch von jeher nur, Dichtungen nachzubilden, die bisher noch nicht übertragen waren. Die bei uns herrschende Manier, schon vorher gut verdeutschte Werke von Neuem und gar zehnfach zu übersetzen, hat ihm stets widerstrebt. Denn er sagte sich: selbst wenn ich etwas Besseres leisten könnte, als mein Vorgänger, hätte ich doch gegen ihn, dem die unendlich schwierigere Arbeit zugefallen, ein leichtes Spiel und könnte mich des Vorzuges vor ihm kaum rühmen. Er ging daher den von Diez gebotenen Romanzen sorgfältig aus dem Wege. Geibel hatte übrigens die glückliche Idee, lediglich die männliche Assonanz anzuwenden, indem er mit Recht behauptete, einzig dann übe der Gleichklang im Deutschen eine günstige Wirkung, während er bei den weiblichen

Endungen wegen des immer wiederkehrenden stummen e nur als Mißklang ins Ohr falle. Dies leuchtete dem Freunde so sehr ein, daß er die von ihm schon früher vollendeten Stücke demgemäß umarbeitete.

Bald darauf fügten es die Verhältnisse, daß sich die Studiengenossen seltener sahen und seit 1868 gar nicht mehr. —

Geibel lebte abwechselnd in München und Lübeck. Zwar quälte ihn sein altes Uebel fortwährend, und er hatte oft arge Schmerzen auszustehen, aber der Mensch gewöhnt sich ja an Vieles. Die Lübeckische Heimatsluft, die grüne Stille, die wundervolle Frühlingsblüthe, die köstliche Rosenzeit erquickten ihn stets aufs Neue, und er freute sich jedes Mal wie ein Kind auf das herzliche Lachen und die klaren Augen seiner heranwachsenden Tochter. Dann reiste er im Spätherbst, Ende Oktober oder Anfang November, frischer und heiterer nach der Isarstadt zurück.

Dort nämlich vereinigte sich zu der Zeit unter Leitung des Freiherrn Justus von Liebig das Kapitel des Maximiliansordens. Derselbe war 1852 vom Könige begründet, um hervorragenden Leistungen im Gebiete der Wissenschaft und Kunst eine besondere Auszeichnung zu gewähren. Zwei Abtheilungen, die eine für Wissenschaft, die andere für Kunst, stehen in ihm gleichberechtigt neben einander; die Gesammtheit der Mitglieder soll die Zahl hundert nicht übersteigen. Geibel nahm in dem Kapitel den Sitz für schöne Litteratur ein, eine verantwortliche Ehre, welche ihm bei Wiederbesetzung der durch den Tod von Kerner und Zedlitz erledigten Stellen im Jahre 1863 viel Aergerniß bereitete und ihn heftig aufregte. Die bekannte, namentlich durch einen indiskreten Münchener Korrespondenten der englischen Zeitschrift „Athenäum" Staub aufwirbelnde, hier nicht näher zu erörternde Fehde hatte nur das eine Erfreuliche für ihn, dadurch wieder in Korrespondenz zu treten mit seinem treuen Freiligrath in London, der ihm jetzt wahre

Freundschaftsdienste erwies. Auch Heyse bewährte sich ihm in diesen Tagen des Sturmes als echter Freund. Dazu ist die Noth gut daß sie die Herzen kennen lehrt. Die Sprache spielt wunderlich, wenn sie „die liebe Noth" sagt.

Uebrigens zeigt die ihn tief verstimmende Geschichte, daß er in München nicht gerade auf Rosen gebettet war. Er wäre längst gegangen, wenn ihn nicht ein Gefühl rein menschlicher Pietät an den König Max fesselte. Anno 1861 hatte Geibel bereits definitiv um seine Entlassung gebeten, aber der Fürst bot ihm in so liebenswürdiger Weise völlige Freiheit an für sein Gehen, Ausbleiben und Wiederkommen und bewies ihm so viel persönlichen Antheil, daß es ihm damals undankbar erschienen wäre, auf seinem Sinn zu beharren. Trotz alledem tauchte der Wunsch, dort loszukommen, aus mehr als einem Grunde immer wieder in ihm auf, und er hoffte, sein Verhältniß sollte in nicht allzu langer Frist sich doch noch lösen.

Die letzten Semester hatten ihm, dem Poeten, sehr wenig gebracht. Er empfand, daß der lyrische Quell spärlicher mit den Jahren fließe, sammelte indessen sachte für einen vierten Band. Außerdem trug er sich wieder mit allerlei dramatischen Entwürfen, einer Konstanze von Sicilien (der Gemahlin des Hohenstaufischen Heinrich) und — wie bereits erwähnt — einer Sophonisbe; die Letztere mehr phantastisch als historisch gefaßt, ein Gegenbild zu der nordischen Brunhild, welche 1857 erschienen war, auf dem farbenglühenden afrikanischen Hintergrunde. Doch hatte er daran noch Manches zu thun, bis er zu dem eigentlich genußreichen Theile der Arbeit, dem Ausführen, gelangte.

Die stürmische Jugend war für ihn dahin, aber doch nur die äußere; und welche Erfahrungen hatte er dafür gemacht! Er sehnte sich förmlich nach einem Aussprechen mit einem seiner alten Freunde. „Wäre ich mobiler, ich hätte Dich längst in London heimgesucht,

das ja von Hamburg aus so leicht erreichbar ist," schrieb er 1863 an Freiligrath. „Ja, es wäre schön, nach so vielen Stürmen einmal wieder in alter Traulichkeit ein paar Abende mit einander zu verplaudern, wenn auch im englischen Kohlennebel ein heißer Grog den weiland Steger und Mannbacher Wein ersetzen müßte. Was hätte ich nicht Alles zu erzählen von Abenteuern und Schicksalen, Fahrten und Irrgängen, von meinem ganzen Streben, Denken und Dichten!"

Seit er aufs Neue mit Freiligrath in Briefwechsel getreten, standen ihm auch die gemeinsam genossenen rheinischen Tage doppelt lebhaft im Gemüthe. Am Rhein wohnte jetzt ihm ein anderer theurer Mensch, Heinrich Kruse, der die Chefredaktion der Kölnischen Zeitung übernommen hatte.

So regten sich in Geibel noch einmal Wanderlust und Sehnsucht, die Stätten der Studienzeit wieder zu schauen. Am Charsamstag 1863 war er in St. Goar. Nachmittags ging er auf dem altbekannten Wege nach Oberwesel hinauf. Es war Alles, wie sonst; nur daß die Eisenbahn über dem Fußpfade am Abhang sich hinzog, die aber nicht, wie er gefürchtet hatte, den Eindruck störte, im Gegentheil, die schwarzen Felsenpforten der häufigen Tunnels machten sich recht gut. Er kehrte natürlich im Pfropfenzieher ein und trank einen Schoppen Enghöller bei dem alten d'Avis, mit dem er sich über den köstlichen Sommer 1843 und Freiligrath unterhielt. Als Geibel auf dem Rückwege in tiefer Dämmerung bei der Loreley vorüber zu den einzelnen Nußbäumen kam, die auf dem schmalen Feldstreifen zur Rechten nach dem Fluß hinunter stehen, mußte er lebhaft des Abends gedenken, wo Mathilde Heuberger, des Landraths poetische Tochter, dort aus dem Korn auftauchend wie eine Elfin Maitrank in silbernem Becher kredenzte. Ja, es war eine lustige, klingende Zeit gewesen!

Und jetzt trug ein sanfter Windhauch vom Rhein herüber die Strophe ihm ans Ohr: „O Wandern, o Wandern, du freie

Burschenluft!“ Er sah ein Segelboot über die glitzernden Wellen gleiten, Studenten saßen darin und sangen sein eigen Lied:

Ich lauschte, bis der Klang
Zerfloß in Windesweben;
Doch sah ich drauf noch lang
Das Schifflein glänzend schweben.

Es zog dahin, dahin —
Still saß ich, rückwärts lugend;
Mir war's, als führe drin
Von dannen meine Jugend. —

Abends ward in der Lilie mit dem jungen Linck und ein paar Koblenzern noch einmal vom Besten getrunken. Die Nacht war zauberhaft, der Mond schien durch ziehende Wolken. Geibel hörte, wenn er zwischendurch aufwachte, den Zug des Stromes, das Brausen der Dampfer und zuletzt das Abendgeläut, das hell und feierlich von St. Goarshausen herüberschwamm. In der Sonntagsfrühe ging er noch um den Rheinfels, der in Blau und Sonnenglanz gebadet lag, das Gründelthal hinauf, wo die Veilchen blühten. Vergangenheit und Gegenwart wuchsen ihm so wunderbar durch einander, daß er sich wirklich wie verzaubert vorkam.

Gegen Mittag brachte ihn ein Schiff nach Köln. Hier in der heiligen Stadt bewillkommte ihn Heinrich Kruse, in dessen gemüthlicher Häuslichkeit er unvergeßliche Stunden verlebte. Er fühlte sich wohl in diesem Kreise, und beim Diner improvisierte er mit dem Champagnerglas in der Hand noch eben so gut und gern, wie ehedem. Wer das Glück gehabt hat, Kruse und dessen hochgebildete Gattin Luise, eine Tochter des Generals Menckhoff, kennen zu lernen, wird es begreiflich finden, daß die Kölner Tage stets eine liebe und wohlthuende Erinnerung bei Geibel zurückgelassen haben.

Die Münchener Katastrophe.

Auf der Reise nach Norddeutschland hatte sich Geibel in den letzten Tagen einen fürchterlichen Katarrh geholt. Hegel soll den Schnupfen definiert haben als einen an sich seienden Schleim mit Progression in die Unendlichkeit. Geibel erfuhr jetzt zu seiner Plage die Richtigkeit dieser Definition.

Ende April 1863 befand er sich wieder in Lübeck, wieder zu Hause. Ja, er war und blieb ein Stockhanseat, dem es, wie er selbst bekennt, auf die Länge immer am wohlsten, wo die spitzen Thürme stehen. Viel mochte jetzt freilich auch auf die Rechnung seiner Tochter kommen.

Auf eine Woche fuhr er nach Hamburg hinüber zu seiner theuersten Freundin Marianne Wolff, etliche Tage wurden in Travemünde zugebracht, sonst hauste er still und zurückgezogen in seinen bei der Frau Räthin du Roi gemietheten Zimmern.

In der Heimat erfüllte ihn frische Schaffenskraft. Er arbeitete im Durchschnitte sehr fleißig und vermochte verschiedene kürzere poetische Erzählungen in Versen, darunter eine, deren Stoff aus einer französischen Uebersetzung altbretonischer Volkslieder entnommen, sowie ein kleines Idyll „Eutin" zu schreiben. Diese und manche andere Gelegenheitsdichtungen wie der Nachruf auf Ludwig Uhland und später die Tagebuchblätter, Frühlings- und Ostseelieder sind zuerst in der Kölnischen Zeitung erschienen

Da er seine Bibliothek nicht in Lübeck hatte, vermochte er nicht ordentlich zu suchen, als Max Bruch im Juni 1863 einen Text für

Männerchöre und Solos zu haben wünschte. Aus der Erinnerung konnte er ihn nur auf folgende Stücke aufmerksam machen: Triumph der Liebe von Schiller, Christnacht von Platen (in Platens Gedichten; das seltsame Wort „musikisch" wäre wohl durch „melodisch" zu ersetzen), auf das Vorspiel des Kaisers Oktavianus von Tieck, aus dessen Anfang und Schluß, mit Weglassung des in der Mitte liegenden bei weitem größeren Theiles, sich eine recht brauchbare, eigenthümlich romantische Cantate zusammensetzen lassen müßte. Endlich legte er, weil ihm sonst nichts einfallen wollte, eine eigene Ballade „Schön Ellen" bei, nebst der echten Melodie des Campbellmarsches, die vielleicht als musikalisches Motiv zu benutzen wäre. Für Tonmalerei würde sie seines Erachtens Gelegenheit genug bieten; ob sie freilich eigentlich für Chor geeignet sei, überließ er Bruchs Entscheidung. Dieser hat bekanntlich „Schön Ellen" komponiert.

Während des Spätherbstes hielt sich König Max in Rom auf, so daß Geibel diesmal länger als gewöhnlich in Lübeck bleiben und seit acht Jahren zum ersten Male mit seinem Kinde Weihnachten feiern konnte. Seit Januar lebte er wieder zu München in engerem Freundeskreise so traulich dahin, wie es für einen alten Knaben möglich, der nicht das Glück in seinen vier Wänden hatte, war aber leider viel unwohl und ärgerte sich täglich an der bodenlosen Jämmerlichkeit unserer politischen Zustände. Bei alledem harrte er aus, weil er wußte, daß das Schicksal gewaltiger ist, als der Menschenwille, und weil es ihm denn doch mitunter wie ein Hauch besserer Zukunft um die Stirn wehte. Da traf ihn plötzlich in nächster Nähe ein harter Schlag. Am 10. März 1864, Ostersamstag, starb König Max nach Gottes Schluß noch in der Jahre Blüthe, und der ihm von Herzen ergebene Dichter setzte dem hohen Verblichenen in einem Sonett das schönste Ehrenmal:

Gesegnet, wie Du segnetest hienieden,
Sei Dein Gedächtniß! Unsre Thräne rollt,
Als wär' ein Freund und Vater uns geschieden.

Ludwig II. bestieg Bayerns Thron. Die Isarstadt war fortan unserem Geibel verleidet, aber sein Pflichtgefühl ließ ihn dort die Wintermonate hindurch ausharren, bis die Geschichte mit mächtiger Hand in sein ferneres Geschick eingriff. „Der Aufbruch nach München kostet mich jedesmal große Ueberwindung," schrieb er damals. „Ach, daß ich endlich zur Ruhe kommen und in der Heimat bei meinem Kinde still ausleben könnte!" —

In diesen Jahren ward ein groß Stück Arbeit vollendet „Sophonisbe", in der er auf historischem Grunde, aber mit völlig freier Behandlung der gebotenen Motive eine Leidenschaftstragödie zu schaffen bemüht war. Allerlei sonstige dramatische Studien beschäftigten ihn, dagegen floß der lyrische Quell jetzt sehr sparsam. Zu längeren Ergüssen kam er nur noch ganz ausnahmsweise, wenn irgend ein mächtiges Ereigniß an ihn herantrat; und für Balladen, in denen er sich zu gern einmal wieder versucht hätte, fehlten die rechten Stoffe. Er vermochte eben nicht die erste beste Geschichte oder Anekdote in Reime zu setzen. Der Gegenstand, der ihn erwärmen sollte, mußte entweder irgend einen überraschenden, stark charakteristischen Zug bieten oder in seiner Besonderheit etwas menschlich Allgemeines ausdrücken, welches das Herz ergreift.

In München wie in Lübeck lebte Geibel immer zurückgezogener, fast wie ein Einsiedler, da er jede kleine Unregelmäßigkeit seines Siechthums wegen schwer büßen mußte. Er hatte einen wundervollen Sauternes im Keller, aber wer mag allein zechen? Es ist nur zu wahr: Wer sich der Einsamkeit ergiebt, ach, der ist bald allein. Doch hatte er wenigstens sein Mariechen, das zum heiteren hübschen Mädchen heranwuchs; das reichte aus fürs Herz. Der Mann will sich indeß auch über Wissenschaft, Kunst und Staatsleben aussprechen und zwar gegen Jemand, der selbst eine Meinung hat. Wie dankte er Gott, daß er das Jahr 1866 erlebte und mit ihm den großen thatsächlichen Anfang der deutschen Einheit! Damals gab er an Julius Stettenheim, mit dem er einen frohen Abend im Rathswein-

keller schwärmte, ein geharnischtes Zeitgedicht für die „Wespen"; doch schon am nächsten Morgen brachte ein Bote dem Humoristen folgendes Billet:

Lieber Stettenheim!

Soeben erhalte ich Nachrichten aus München, die mich dringend wünschen lassen, daß das Ihnen gestern mitgetheilte Gedicht diesen Augenblick *nicht* gedruckt werde. Sie verzeihen daher, wenn ich um freundliche Rücksendung bitte; ich werde meine Treulosigkeit bei nächster Gelegenheit gut zu machen suchen. Herzlichst grüßend

Breite Straße 801 der Ihrige
d. 8. Juli 66. Geibel.

Das Gedicht blieb ungedruckt. Er fürchtete freilich, daß die Pfähle, die den Main überbrücken sollten, erst wieder im Donnerwetter gehauen werden müßten. Vielleicht schon bald; ihm däuchte, die Luft sei schwül, und es murre in den Wolken. „Hoffentlich ist Preußen auf Alles gefaßt," politisierte er unterm 29. Juli 1867, „und hat während der Industrieausstellungspause die Hände nicht in den Schooß gelegt."

In dieser Zeit trieb Geibel eifrig historische Studien. Besonders schien ihm die Gestalt Kaiser Heinrichs I. treffend geeignet, die deutschen Einheitsbestrebungen zu spiegeln. Dessen Thaten und Geschicke haben zwar einen so vorwiegend epischen Verlauf, daß es überhaupt schwer hält, ihnen eine wirklich dramatische Entwickelung abzuringen, aber eines Theils reizte ihn die Schwierigkeit der Aufgabe, zum andern glaubte er denn doch auch, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, auf ein Entgegenkommen des patriotischen Gefühls rechnen zu dürfen.

Da sollte plötzlich sein Kaisergruß einen ungeahnten Umschwung für sein Leben hervorrufen. Im Herbst 1868 besuchte nämlich König Wilhelm von Preußen Lübeck. Als derselbe am Morgen des 13. Septembers sich zum Kirchgange nach St. Marien anschickte, ward ihm Namens der Stadt ein begeistertes Willkommen dargebracht, welches mit dem prophetischen Wunsche schloß:

Daß noch dereinst Dein Aug' es sieht,
Wie übers Reich ununterbrochen
Vom Fels zum Meer Dein Adler zieht!

Der Dichter war kurz vorher aus Carolath zurückgekehrt, wo er von Mitte Juni auf längere Zeit mit seiner Tochter Landluft genossen und bei geistig anregender Unterhaltung ganz nach seiner Bequemlichkeit gelebt hatte. Die verwittwete Frau Fürstin Alma zu Carolath-Beuthen hegte bei vollster Einsicht in die Verhältnisse ihres Gastes die Hoffnung, den langjährigen treuen Freund ihrer Familie von dem schweren inneren Konflikt zu befreien. Daher richtete sie aus eigenem Antriebe und natürlich ohne Geibels Wissen am 27. August 1868 ein Immediatgesuch an Se. Majestät den König von Preußen, worin sie klarlegte, wie Geibel von Anfang her in München sich niemals völlig heimisch gefühlt, da ihm weder das Klima noch die geistige Atmosphäre der Isarstadt zusagten, wie ihn aber dort neben einer freien Stellung das ehrende Vertrauen des hochseligen Königs fesselte, der mit ihm wie mit einem Freunde verkehrte, ihn vielfach in litterarischen Dingen zu Rathe zog und ihm außerdem in huldvoller Rücksicht auf seine Kränklichkeit gestattete, einen großen Theil des Jahres in Lübeck bei den Seinigen zuzubringen. „Allein König Max starb, der versuchte Aufschwung gerieth durch musikalische und ultramontane Einflüsse ins Stocken und die seit 1866 eingetretenen Verwickelungen thaten das Letzte, dem Dichter, der seine preußisch-deutsche Gesinnung in

Wort und Schrift laut und offen bekannte, den Aufenthalt in Bayern vollständig zu verleiden. Dazu kommt, daß das Ueberhandnehmen eines schmerzvollen chronischen Leidens ihm die jährliche Reise nach Hause unmöglich zu machen droht, und es ist daher sein sehnlichster Wunsch, ganz in die Heimat zurückzukehren und dort, wenn auch in bescheidenen Verhältnissen, doch im Einklang mit der umgebenden Lebensströmung, seiner Produktion gewidmet still ausleben zu dürfen. Wenn daher Eure Königliche Majestät sich in großmüthiger Weise entschließen könnten, in Anerkennung dessen, was Emanuel Geibel seit fünfundzwanzig Jahren litterarisch zu leisten bemüht war, ihm nur die Hälfte seines gegenwärtigen bayrischen Jahrgehaltes, die Summe von fünfhundert Thalern, als jährliche Zulage zu der kleinen Pension, welche er bereits von Berlin aus bezieht, huldvollst zu gewähren, so würde das genügen, um ihn von dem inneren Widerspruche, in dem er sich jetzt befindet, zu erlösen, vor drückenden Sorgen zu schützen und ihm den Lebensmuth zu fernerem freudigen Schaffen zu erhalten; auch wäre dadurch dem heimatlichen Norden einer der ersten jetzt lebenden Dichter Deutschlands wiedergewonnen."

Dieser Immediatvorstellung erlaubte sich die Fürstin eins der vielen patriotischen Gedichte in Abschrift beizulegen, welche Geibel in der letzten Zeit veröffentlichte, den herrlichen Hymnus „Am Jahresschlusse 1866" mit dem sehnsuchtsvollen Ausruf:

O, wann kommst du Tag der Freude,
Den mein ahnend Herz mir zeigt,
Da des jungen Reichs Gebäude
Himmelan vollendet steigt,
Da ein Geist der Eintracht drinnen
Wie am Pfingstfest niederzückt
Und des Kaisers Hand die Zinnen
Mit dem Kranz der Freiheit schmückt!

Solche Gesinnung, so bestimmt und doch so versöhnlich ausgesprochen, konnte gewiß nur dazu beitragen, dem großen Einigungswerke in dem Herzen des Volkes die Stätte zu bereiten.

König Wilhelm hat das Immediatgesuch, welches am 30. August nach Schloß Babelsberg gelangte, noch an demselben Tage gelesen und eigenhändig die folgende Entscheidung oben an den Rand geschrieben:

> Dem Kultus-Minister, um mir betreffende Vorschläge zu machen, da ich auf den Gedanken, Geibel nach Norddeutschland zurückzuziehen, eingehe. Schloß Babelsberg den 30. August 1868.
>
> Wilhelm.

Zwei Wochen später weilte Preußens Herrscher als Gast in der Freien und Hansestadt Lübeck und sah den Dichter wieder, welchen er als Prinz schon seit 1847 persönlich kannte und schätzte. „Die langen braunen Locken waren dahin, aber im Gespräch war's derselbe feurige Geist," so äußerte sich nachmals der Kaiser. Die Worte des Dankes für den patriotischen Gruß und gnädigster Gesinnung blieben meinem Landsmann unvergeßlich, der nicht ahnte, daß der Monarch sich erst vor wenigen Tagen mit seiner Zukunft aufs Neue angelegentlich und huldvollst beschäftigt hatte.

Bald darauf geschah nach alter Gewohnheit Geibels Rückkehr nach München, wo ihm am 15. Oktober ganz unerwartet das bekannte bayrische Kabinetsschreiben zuging.

Schon seit Jahrzehnden, ja beinahe von Jugend auf hatte er für den deutschen Einheitsgedanken gekämpft. Als einst sein Gedicht „Der Alte im Barte" in einem Münchener Concert gesungen wurde und König Max sich an dem Schlusse stieß, wann der Kaiser die Braut Deutschland heimführen werde, erwiderte der Autor offen: „Das Lied entstand 1845 in meiner freien Vaterstadt, und Ew.

Majestät haben mir selbst allergnädigst mein dortiges Bürgerrecht vorbehalten," worauf der Monarch lächelnd meinte, hoffentlich werde er davon keinen Gebrauch machen.

Den gleichen würdigen Freimuth athmet auch sein am 19. Oktober an König Ludwig gerichteter Brief:

Allerdurchlauchtigster Großmächtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

Durch ein Schreiben der Verwaltung der Königlichen Kabinetskasse vom 14. Oktober ist mir eröffnet worden, daß der mir bisher aus dieser Kasse bewilligte Ehrenbezug in Folge der in meinen Gedichten neuerlich ausgesprochenen politischen Tendenzen durch Allerhöchste Kabinetsordre bis auf Weiteres sistiert sei. Da ich nun in diesem Ausflusse des Königlichen Willens nur eine entschiedene Verurtheilung meiner innersten Gesinnung zu erblicken vermag und somit auf die Aussicht verzichten muß, hier fernerhin in erfreulicher Weise thätig sein zu dürfen, so sehe ich mich in die schmerzliche Nothwendigkeit versetzt, auch die letzten äußeren Bande, die mich noch an München knüpfen, sofort zu lösen, und richte daher an Ew. Majestät die ehrfurchtsvolle Bitte, mich meiner nominellen Ehrenprofessur an der Ludwig-Maximilians-Universität sowie meiner Verpflichtungen als Kapitular des Maximiliansordens definitiv entheben zu wollen. Indem ich hierin ganz nach dem Wunsche Ew. Majestät zu handeln meine, sei es mir gestattet, in aller Kürze noch zwei Punkte zu berühren, die nicht unerwähnt zu lassen mir beim Scheiden Bedürfniß ist. Einmal möchte ich darauf hinweisen, daß ich mich zu diesen Grundanschauungen, die mir gegenwärtig das Allerhöchste Mißfallen zugezogen haben, nicht erst in jüngster Zeit, sondern von jeher offen und unumwunden bekannt habe. Die Sehnsucht nach einer festeren Einigung des deutschen Vaterlandes, das Ver-

langen nach Kaiser und Reich klingt schon in meinen frühesten Gedichten, auch in jenen, die längst in Aller Händen waren, als mir der Ruf nach München zu Theil wurde. In diesem Verlangen bin ich mir allezeit treu geblieben, und wenn dasselbe seit den Ereignissen des Jahres 1866 eine bestimmtere Gestalt annehmen mußte, so lag das in den Zeitgeschicken, nicht in mir. Abgesehen jedoch von der Idee einer Wiedervereinigung sämmtlicher deutschen Fürsten und Volksgeschlechter zu einem großen Ganzen unter Kaiserlicher Obhut bin ich mir bewußt, niemals einem Gedanken Ausdruck geliehen zu haben, der das vollkommen berechtigte Selbstgefühl des bayrischen Stammes auch nur im mindesten hätte verletzen können. Zum Anderen aber drängt es mich auszusprechen, daß ich trotz der nothwendig gewordenen Lösung meiner hiesigen Verhältnisse — die ich in Erkenntniß der Sachlage noch vor Jahresschluß in einer milderen Form selbst herbeizuführen gehofft hatte — die dankbare Erinnerung an eine reiche und schöne Zeit sorglos künstlerischen Schaffens, die mir durch die freie Huld des hochseligen Königs Max so ehrenvoll gewährt und durch Ew. Majestät Bestätigung bis dahin verlängert wurde, unverbrüchlich im Herzen bewahren und mir, wie sich mein ferneres Leben auch gestalten möge, das Gefühl persönlicher Pietät niemals durch den Wogenschlag politischer Parteiung erschüttern lassen werde.

Ich verharre in Ehrfurcht

Ew. Majestät

unterthänigster

Emanuel Geibel.

Eine Rückäußerung hatte er am 24. Oktober noch nicht erhalten, gedachte sie auch nicht abzuwarten, sondern baldmöglichst

nach Lübeck zu reisen, wenn sein sehr angegriffener Zustand es erlaubte. Ein paar Tage darauf traf die erbetene Entlassung ein.

Seltsam war es, daß, obwohl die Sache wochenalt und stadtkundig, keine bayrische Zeitung sie erwähnte. Erst am 24. Oktober brachten die „Neuesten Nachrichten", das gelesenste Münchener Blatt, folgende Notiz: „Der Dichter Emanuel Geibel bezog seit vielen Jahren aus der K. Kabinetskasse einen jährlichen Ehrensold, der ihm vom verstorbenen König Max zugesprochen worden. Als er jüngst von Lübeck, wo er ein Gedicht zum festlichen Empfang des Königs von Preußen verfaßt hatte, nach München zurückkehrte, wurde ihm eine K. Kabinetsordre mitgetheilt, der zufolge ihm diese Pension von nun an nicht mehr ausbezahlt werden dürfe."

Er gerieth natürlich bei seinem schweren körperlichen Leiden durch diese plötzliche Entziehung in peinliche Verlegenheit. Die Kölnische Zeitung regte sofort eine National-Sammlung an, wogegen sich im Prinzip nichts sagen ließ. Aber es ist damit wie mit den Aderlässen; man soll sie nicht ohne Noth anwenden. Und in diesem Falle lag, Gott sei Dank, keine Noth vor. Von Weimar aus wurden ihm nämlich die liberalsten und ehrenvollsten Anerbietungen gemacht, auf die er vielleicht eingegangen wäre, wenn es ihm bei seinem Befinden möglich gewesen, bestimmte Gegenleistungen in Aussicht zu stellen. Der Großherzog Karl Alexander hatte sich bei dieser Gelegenheit wahrhaft fürstlich und seines Großvaters würdig benommen. Außerdem mochte Geibel wohl auch das richtige Gefühl leiten, Preußen werde es sich nicht nehmen lassen, seine Zukunft sorgenfrei zu gestalten.

Es ist nun höchst erquicklich zu sehen, wie die Königin Augusta, die unter den Strahlen von Goethes Genius erblühte Enkelin Karl Augusts, von Koblenz aus in einem Handschreiben vom 3. November sich dahin aussprach: „Das Schicksal des Dichters Geibel erregt allgemeine Theilnahme und liegt auch gewiß dem Könige am Herzen."

Dem war so. Einen Tag nach Geibels Rückkehr in seine Vaterstadt überraschte ihn in der Frühe des 5. November ein eigenhändiger Brief des preußischen Kultusministers, Excellenz von Mühler, der ihm mit dem Ausdruck seiner besonderen Freude die Mittheilung machte von einer Allerhöchst bewilligten, lebenslänglichen weiteren Gnadenpension von jährlich tausend Thalern mit Anwartschaft auf eine Universitäts-Professur für deutsche Litteratur, Metrik und Aesthetik.

Darauf erwiderte der also Geehrte umgehend:

Ew. Excellenz

beeile ich mich durch diese Zeilen den Empfang Ihres hochgeehrten Schreibens vom 4. d. M. anzuzeigen, welches mich von dem huldreichen, meine Pensionsverhältnisse betreffenden Entschlusse Seiner Majestät des Königs in Kenntniß setzt. Ich thue dies mit freudig bewegtem Herzen, da mir durch die Königliche Entscheidung nicht nur der Blick in eine sorgenfreie Zukunft aufgeschlossen, sondern auch vielfachen Anfechtungen gegenüber eine Anerkennung bereitet ist, die mich jedes peinlichen Eindrucks vergessen macht.

Indem ich Ew. Excellenz für die besondere Theilnahme, die Sie meinen Geschicken zugewandt, aus tiefstem Herzen danke, erlaube ich mir zugleich ein an Se. Majestät den König gerichtetes Schreiben beizuschließen mit der Bitte, dasselbe als den Ausdruck dankbarster Pietät in die Hände des hohen Monarchen niederlegen zu wollen.

Ueber die mir so ehrenvoll eröffnete Aussicht auf eine Professur wird es mir vielleicht gestattet sein, mich bei meiner nächsten Anwesenheit in Berlin persönlich gegen Ew. Excellenz

in vertraulicher Weise auszusprechen. Ich bin in aufrichtiger Verehrung und Dankbarkeit

Ew. Excellenz

gehorsamster

Lübeck, den 5. Novbr. 68. Emanuel Geibel.

Des Dichters Dank an König Wilhelm hat den folgenden Wortlaut:

Allerdurchlauchtigster Großmächtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

Als ich vor kaum acht Wochen das Glück hatte, Ew. Majestät in meiner Vaterstadt Lübeck ehrerbietigst begrüßen zu dürfen, vermochte ich nicht zu ahnen, daß ich in dem erlauchten Schirmvogte des norddeutschen Bundes binnen so kurzer Frist auch den Schutzherrn meiner persönlichen Angelegenheiten verehren sollte. Seitdem ist in unerwarteter Weise die Nothwendigkeit einer plötzlichen Umgestaltung meines ganzen Lebens an mich herangetreten, einer Umgestaltung, die zwar manches Schmerzliche in sich schließt, die ich aber doch als eine wohlthätige und heilsame erkennen muß, da sie mich dem drückenden Gefühle eines peinlichen inneren Widerspruchs enthebt. Daß ich aber auch in äußerer Beziehung dieser Nothwendigkeit getrosten Muthes mich unterwerfen darf, ja, daß ich mich der geliebten norddeutschen Heimat in einer Stellung wiedergegeben sehe, wie sie bei meinen geistigen Bestrebungen und bei den vielfachen Störungen, die mir ein leidender Körper bereitet, das Ziel meiner kühnsten Wünsche sein mußte, das schulde ich einzig und allein der Großmuth und Liberalität Ew. Majestät, und so möge es Ew. Majestät gefallen, in diesen Zeilen den schwachen Ausdruck des tiefempfundenen Dankes entgegenzunehmen, zu welchem ich mich durch dies hochherzige Eingreifen

in die Verwickelungen meines Lebens verpflichtet fühle. Nachdem sich die Bande, die mich vordem gefesselt, durch das allzufrühe Hinscheiden des unvergeßlichen Königs Max gelockert und unter dem Einflusse der jüngsten Zeitereignisse als unhaltbar erwiesen hatten, konnte mir kein willkommeneres Loos zufallen, als die Vergünstigung, das schöne Geschenk dichterischer Muße fortan aus derjenigen Hand zu empfangen, deren hohes Walten seit Jahren ein Segen für das gesammte deutsche Vaterland und für mich ein Gegenstand treuester und aufrichtigster Verehrung war. Möge es mir vergönnt sein, trotz des schwer angegriffenen Zustandes meiner Gesundheit auf dem Gebiete meiner Kunst noch irgend etwas zu leisten, was einer so huldreichen Fürsorge gegenüber sich als würdig bewähren und Ew. Königlichen Majestät zur Freude gereichen könnte.

Ich verharre in tiefster Ehrfurcht

Ew. Majestät

unterthänigst

Lübeck, d. 5. Nov. 1868. treu gehorsamster

Emanuel Geibel.

Ja, das Gefühl, der norddeutschen Heimat nun in sorgenfreier Lage ganz und auf immer zurückgegeben zu sein, und der endlich wieder errungene Einklang seiner Verhältnisse und Gesinnungen machten ihn unaussprechlich glücklich. „Ich würde mich am Ziel aller Wünsche glauben," schrieb er einige Tage darauf an Heinrich Kruse, dessen thätige Freundestreue ihm auch jetzt wieder zur Seite gestanden hatte, „wenn mein zunehmendes Körperleiden nicht fort und fort seine trüben Schatten über mein Leben würfe. Die in Aussicht gestellte Professur ist hoffentlich nur eine ehrenvolle Form. Ich könnte mich in eine solche Stellung jetzt, nachdem ich Jahre lang aus dem spezifisch gelehrten Fahrwasser heraus bin, nur mit Aufopferung meiner gesammten dichterischen Thätigkeit hineinarbeiten;

was aber hätte Preußen davon, anstatt eines Poeten von wirklichem Belang einen mittelmäßigen Professor zu besitzen?“

Geibel sollte fortan voll und ganz seiner Vaterstadt angehören, die ihren großen Sohn mit Auszeichnungen und Ovationen überschüttete. Der Senat verlieh ihm am 25. November 1868 das Diplom eines Ehrenbürgers, die Zweig-Schillerstiftung dasjenige ihrer Ehrenmitgliedschaft; ein Fackelzug und ein Festmahl am Abend des 9. December verliefen auf das Glänzendste. Auch mancherlei Ehrengaben wurden ihm dargebracht: ein silbernes Schreibzeug, eine goldene Feder, ein silberner Pokal, ein Ohm feinen Rheinweines.

Durch das Walten einer hülfreichen Macht sah der Dichter von nun an ein neues, durch keinen inneren Widerspruch mehr getrübtes Leben vor sich aufgeschlossen, wonach immer sein Sehnen ging: ein Leben in der Heimat.

Preisgekrönt.

Schon im Jahre 1865 hatte Geibel in der Breitestraße bei St. Jakobi (Maria Magdalenen-Quartier) Nr. 801 eine Etage zwei Treppen hoch gemiethet, um sein einziges Kind zu sich nehmen zu können. Seine praktisch tüchtige und dabei hochbegabte Nichte Bertha, Tochter seines verstorbenen Bruders Karl, führte ihm den Hausstand. Vorn vom Wohnzimmer aus sah er auf die alterthüm-

liche Jakobikirche und den mit kleinen Bäumen umgebenen Kirchhof, zur linken Seite auf den Kauf- oder Kuhberg (jetzt Koberg). Nach hinten hinaus lag seine Studierstube mit Aussicht auf die hohen Baumwipfel des Walles. Hier, im Lehnstuhle am offenen Fenster sitzend, in welches die reine Luft sich ergoß, erquickte sich sein Auge täglich an dem herrlichen Anblicke. Wenn er im Lenz von München kam, hatten die Aeste sich mit dem saftigsten Blättergrün geschmückt, das sich zart von dem blauen Himmel abhob, und wenn er wieder von dannen zog, prangten sie im schönsten Farbenspiel des Herbstes oder waren auch wohl über Nacht plötzlich kahl geworden, und der Wind fuhr mit Brausen hindurch.

Jetzt gewahrte er bald, statt der frischen frohen Blüthe, statt des bunten rostigen Herbstlaubes, die alten knorrigen Riesen in eine weiße Decke gehüllt und die Zweige von der Wucht des Schnees niedergedrückt. Ja, es war Winter geworden, auch für ihn; sein volles Haupthaar gebleicht und dünn, sein starker Knebelbart ergraut. Man konnte dem edelen Kopfe die Stürme ansehen, die über ihn dahingegangen.

Indeß auch der Winter, auch das Alter hat seine Freuden; allein es ist damit eben ein eigen Ding. An sich sind sie gewiß nicht geringer, als die der früheren Jahre, aber es fehlt ihnen der Goldgrund der Hoffnung, die beneidenswerthe Zuversicht, mit der die Jugend stets im gegenwärtigen Glück von einem schöneren, noch zu erwartenden träumt und tausend schimmernde Fäden in die Zukunft hinausspinnt. Den hochbetagten Leuten gehört nur noch der Augenblick; was er Schönes bringt, sollen sie dankbar genießen und ihn ohne Bitterkeit schwinden sehen. Die Kunst heiter zu verzichten bleibt die wahre Lebensweisheit der Altgewordenen.

Geibel war an Jahren freilich kein Greis, und sein Geist blieb noch lange feurig und lebhaft; aber sein stetes Siechthum hielt seinen Körper wie in Fesseln geschlagen. Der Mensch gewöhnt sich

zwar auch an ein gewisses Maß von Schmerzen und Beschwerden. Der Dichter würde sich daher wohl allmählig in das Unabänderliche zu schicken gelernt haben, wenn sein unheilbares Leiden ihn nicht an jeder zusammenhängenden Produktion, oft an jeder selbstthätigen Arbeit überhaupt, hinderte. Er mußte zufrieden sein, wenn ihm nur hin und wieder noch eine lyrische Frucht beschieden war, die sich ja meistens, wenn auch langsam gereift, doch in wenigen guten Stunden pflücken ließ. Wie gern hätte er, nachdem er sich endlich über das Wesen und die Gesetze der dramatischen Kunst klar geworden, namentlich auf diesem Gebiete noch etwas vor sich gebracht! Dazu gehörte allerdings ein, wenigstens zeitweilig, ununterbrochener Strom, eine stetige Anspannung und Koncentration der Kräfte, deren er nicht mehr fähig war, nicht mehr fähig werden sollte.

Aber seiner, gerade als Dramatiker, harrte nicht lange nach der Uebersiedelung in die Vaterstadt eine große Anerkennung, doppelt groß, weil sie ganz unerwartet kam.

Aus Anlaß der hundertjährigen Geburtsfeier Friedrich Schillers (10. November 1859) wurde durch Allerhöchstes Patent vom 9. November 1859 in Berlin die Preisstiftung zum Andenken Schillers begründet, wonach für das beste in dem Zeitraum von je drei Jahren hervorgetretene Werk der deutschen dramatischen Dichtkunst ein Ehrensold von tausend Thalern in Gold nebst goldener Denkmünze bestimmt ward.

Zu Mitgliedern der Kommission von 1869 hatte Se. Excellenz der Kultusminister Herr von Mühler am 4. November 1868 ernannt: Den Generalintendant Herrn von Hülsen, die Professoren von Ranke, Hotho, Curtius, Droysen und Köpke in Berlin, Hettner in Dresden, Hoftheater-Direktor Devrient in Karlsruhe und Oberbibliothekar Schöll in Weimar.

In schon typisch gewordener deutscher Art hatten die meisten der in Frage kommenden einundfünfzig Dramen historische Stoffe zum Gegenstande. Zu höherem Anspruch und ernsterer Beachtung berechtigt erschienen „Die Gräfin“ von einem anonymen Verfasser und „Sophonisbe“ von Emanuel Geibel.

Lange schwankte die Wage. Am Ende entschied die Kommission, da für Sophonisbe fünf Stimmen und von diesen zwei halb, doch nur nothgedrungen, abgegeben waren, wogegen vier Stimmen die Gräfin vorzogen, das eine Stück zu krönen, ohne das andere auszuzeichnen, sei ganz unmöglich; sie könne namentlich die Sophonisbe zur Preisertheilung nur in der ausdrücklichen Voraussetzung empfehlen, daß sich auch für die Gräfin eine gleichzeitige Anerkennung finden lasse. Als entsprechende Mitauszeichnung glaubte die Kommission die Zutheilung der großen goldenen Medaille für Kunst vorschlagen zu dürfen. Se. Majestät der König geruhte diesen Antrag zu bestätigen.

So wurde denn Geibel durch ein Ministerial-Schreiben unterm 8. November von der Verleihung des Preises von tausend Thalern in Gold (1133 Thlr. 10 Sgr.) in Kenntniß gesetzt und ihm die Denkmünze übersandt. Die Vorderseite derselben zeigt das einander deckende Reliefportrait des Königs und der Königin, die Rückseite dasjenige Schillers; auf dem äußeren Rande steht eingraviert: Schillerpreis für Sophonisbe von Emanuel Geibel. 1869.

Das bereitete dem gerade wieder recht kranken Dichter eine freudige Ueberraschung, wie er sie kaum im Leben erfahren. Denn wenn ihm auch früher wohl einmal der vorübergehende Gedanke gekommen war: „Was werden sie in Berlin thun?“, so hatte dieser Gedanke doch niemals die Gestalt einer bestimmten Hoffnung angenommen. Er hatte sich vielmehr im Bewußtsein, weder durch die Wahl des Vorwurfs noch durch die Behandlung des Stils dem herrschenden, auf moderne Stoffe und realistische Durchführung ge-

richteten Zeitgeschmack entgegengekommen zu sein, von Anfang an jeder unbescheidenen Erwartung zu entschlagen gesucht, war dann durch die verhältnißmäßig geringe Beachtung, die sein Stück im Publikum wie bei den Bühnen fand, immer tiefer herabgestimmt worden und hatte zuletzt die Sache wirklich ganz vergessen. Die Nachricht, daß sein Werk nun dennoch der höchsten Auszeichnung, die zu erringen stand, gewürdigt war, traf ihn daher wie ein Blitz aus heiterem Himmel, und es läßt sich kaum mit Worten sagen, wie ihm in dem Augenblick zu Muthe war, da er sie empfing. Schreck, Jubel, Dankgefühl, Stolz und Beschämung stürmten mit erschütternder Gewalt so übermächtig auf ihn ein, daß er geraumer Zeit bedurfte, um sich dem völlig Unverhofften gegenüber zu fassen.

Zur Ueberhebung verleitete der richterliche Spruch ihn nicht. Denn daß die Sophonisbe ihre erheblichen Mängel habe, zumal solche, welche auf dem seiner Natur und seinem Talente gesetzten Schranken beruhen, gestand er selbst, und er wußte das besser, als jeder Andere. Das Zeugniß aber durfte er ihr allerdings ausstellen, daß sie unter jahrelanger Anstrengung im ernsten Ringen nach künstlerischer Vollendung gereift und bis ins Einzelnste des Ausdrucks[1]) hinein mit stets gleicher Gewissenhaftigkeit gearbeitet sei.

In dieser, ihn charakterisierenden Bescheidenheit richtete Geibel an Heinrich von Mühler das folgende Dankschreiben:

Hochzuverehrender Herr Minister!

Indem ich Ew. Excellenz für die gütige Mittheilung vom 8ten November meinen gehorsamsten Dank sage, drängt es mich

---

[1]) Gerade die reine, leichte und doch gehobene Diktion hatte Leopold von Ranke als Kommissionsmitglied besonders gerühmt: „Der Autor strebt mit Glück den klassischen Mustern nach. Sein Stück ist in diesem Bezug eine vorzügliche Leistung.“ Ueber die Gräfin sprach sich der große Gelehrte mit nachdrücklichem Lobe aus: „Der Grundton und die Charakterschilderung sind durchaus gelungen. Das sind wirkliche Friesen!“

zugleich auszusprechen, wie hoch ich mich durch den von Sr. Majestät dem Könige bestätigten Beschluß der dramaturgischen Preiskommission geehrt fühle. Ich betrachte denselben als den schönsten Achtungserfolg, den ich überhaupt zu erringen vermochte, und wenn mir gleichwohl bewußt ist, wie Manches meiner Tragödie mangelt, um ein absolut würdiges Preisstück zu sein, so läßt mich doch der Gedanke, daß ein solches in unseren Tagen kaum zu finden sein dürfte, und daß durch den ausgesetzten Preis nicht blos die vollendete Leistung belohnt, sondern auch ein ernstes, beharrliches und gewissenhaftes Streben auf dem Gebiete der dramatischen Kunst anerkannt und ermuthigt werden soll, die mir unverhofft zuerkannte Auszeichnung ebenso dankbar und unbefangen dahinnehmen, wie ich sie freudig dem Besseren gegönnt haben würde.

Nur zu gerne wäre ich bei dieser für mich so erfreulichen Gelegenheit endlich selbst nach Berlin gekommen, um die anwachsende Schuld meiner Dankbarkeit bei dem hohen Geber persönlich abzutragen. Allein mein trauriges Siechthum hat dergestalt zugenommen, daß ich kaum noch eine schmerzlose Stunde habe und mich völlig außer Stande sehe, auch nur über den nächsten Tag frei zu bestimmen. Ich wage daher an Ew. Excellenz die gehorsamste Bitte zu richten, durch die Mittheilung dieses leider nur allzu triftigen Grundes meine Entschuldigung bei des Königs Majestät gütigst übernehmen zu wollen, in dessen Augen saumselig und undankbar zu erscheinen mich tief bekümmern müßte. In der beruhigenden Zuversicht, daß Ew. Excellenz freundliche Theilnahme mir die Erfüllung dieses Wunsches nicht versagen werde, verharre ich in hoher Verehrung

Ew. Excellenz

Lübeck, d. 12. Nov. 1869. treu gehorsamster

Emanuel Geibel.

Den Dank brachte der Minister zur Kenntniß des Monarchen und unterließ nicht, am 4. December, dem Dichter davon Mittheilung zu machen: „Daran knüpfe ich den aufrichtigen Wunsch, daß Ihnen recht bald Ihre Gesundheit möge wiedergeschenkt werden.“ — —

Wer aber war der Autor der Gräfin, dieses kaum minder verdienstvollen Werkes?

Professor Droysen hatte auf Beaulieu in Oldenburg gerathen, der Stellvertreter des Generalintendant Kammerherrn von Hülsen, Dr. Titus Ullrich, sowie Professor Hotho hielten Gustav Freytag für den Verfasser. Als solcher wurde Heinrich Kruse ermittelt. Die beiden alten Freunde hatten sich also, ohne daß einer von ihnen davon eine Ahnung gehabt hätte, als Rivalen gegenüber gestanden und sollten schließlich gemeinsam als Sieger aus dem Wettkampf hervortreten.

„Daß Kruses Drama neben dem meinigen ausgezeichnet ist,“ schrieb Geibel nach der Preisverkündigung an Ernst Curtius, „hat mich von ganzem Herzen erfreut. Die beiden Stücke ergänzen sich in gewisser Weise, indem sie in doppelter Hinsicht zwei entgegengesetzte Richtungen zur Anschauung bringen, hier die epische und realistische, dort die architektonische und idealere. Was der Gräfin an dramatischer Kunst abgeht, dafür entschädigt sie durch unmittelbare Frische und kecke Lebendigkeit der Charakteristik. — Kruse schreibt mir überaus glücklich; er schwimmt bereits wieder im vollsten Strome der Produktion. Ich wollte, ich dürfte das Gleiche von mir sagen, aber der trostlose Zustand, in dem ich mich befinde, läßt mich zur Zeit zu keiner größeren zusammenhängenden Arbeit kommen, und ich wünsche nur, daß mir der Goldregen, den Ihr auf mein bescheidenes Dach gelenkt, nicht wie dem armen Hebbel zur letzten Oelung werden möge. Ich möchte gerne noch leben und schaffen; in den wenigen freieren Stunden, die mir beschieden sind, glaube ich zu fühlen, daß ich mich noch nicht ausgegeben habe.“

Schon längst hatte er das regste Interesse an Kruses dramatischen Arbeiten genommen, die ihm nach und nach im Manuskript, Anfangs nur bruchstücksweise, zu Händen kamen. Er war stolz darauf, in seinem Studiengenossen, dem die volksthümlichen Idyllen und Seegeschichten so trefflich zu Gesichte standen, auch einen berufenen Dramatiker zu finden. Kruses Tragödien erschienen nunmehr Schlag auf Schlag, fast Jahr für Jahr, und einzelne Kritiker warnten den Autor vor allzu hastiger Produktion. In der That aber lagen die Stücke sämmtlich schon seit Decennien so gut wie fertig im Pulte, nur einer Umformung oder letzten Feile bedürftig, z. B. Raven Barnekow seit 1855. Selten wohl hat ein Schriftsteller die Forderung des alten Horaz „nonum prematur in annum" so streng beobachtet, ja auf den doppelten, dreifachen Zeitraum ausgedehnt, wie Heinrich Kruse. Durch die Auszeichnung, welche gleich seinem ersten Werke zu Theil wurde, wuchs die Lust, die alten, fast vollendeten Schöpfungen hervorzuholen und durchzuarbeiten, und so war es ihm möglich, die Welt in schneller Aufeinanderfolge mit neuen Dramen zu überraschen. Jetzt, 1869, nahm er seinen Wullenwever wieder in Angriff. Geibel, der schon 1863 ein Fragment davon eingesehen und gerühmt hatte, las das ganze Stück mit lebhafter Theilnahme, oft mit Herzklopfen; es packte, rührte und erschütterte ihn in tiefster Seele und zwar nicht allein durch die Gewalt des historischen Moments, sondern auch durch die dichterische Macht und Frische des Ausdrucks. Ihn, den Lübecker, mußte ja das Trauerspiel vom Untergang der Hansa vor Allem fesseln; er selbst hatte nur im Bewußtsein der großen, zu bewältigenden Schwierigkeiten diesen Stoff anderen Händen überlassen.

Bei Geibels täglich zunehmenden schmerzhaften Leiden war seine Lyra ein schadhaftes, rissiges Instrument geworden und wollte keinen rechten Ton mehr geben. Um so eifriger grübelte er über Theorie und Technik des Dramas. Schon in München hatte er unter steter Beobachtung der realen Bühne und ihrer Wirkungen gründlich über

diese Dinge nachgedacht. Allmählig gelangte er zu sehr bestimmten Resultaten, die ihm um so mehr einleuchteten, als sie auf dem Wege der eigenen Erfahrung gewonnen im Wesentlichen mit dem von Aristoteles (natürlich cum grano salis verstanden) und Lessing Aufgestellten zusammenfielen. Den eigentlichen Kern bildete für ihn nicht der historische, sondern der menschlich leidenschaftliche Konflikt, der freilich, um groß zu wirken, von irgend einem, aber gleichviel von welchem, bedeutenden Hintergrunde getragen sein muß. Er hatte, z. B. als er die Sophonisbe entwarf, in erster Linie gar nicht an Rom und Karthago gedacht, sondern ein Weib darstellen wollen, das sich mit allem Feuer einer groß angelegten Natur nach ebenbürtiger Liebe sehnt und schließlich daran zu Grunde geht, daß der Einzigwürdige, den sie findet, der Todfeind ihres Vaterlandes ist. Hierin liegt der bewegende Pulsschlag des ganzen Stückes; alles Uebrige kommt erst in zweiter Reihe. Wenn er an Scipios Stelle Karl den Großen oder Roland, an Sophonisbens eine Sachsenfürstin gesetzt, Massinissa in einen vertriebenen Häuptling, Thamar in eine Herthapriesterin verwandelt hätte, so würde das Drama als solches an Bau, Inhalt und Wirkung vollkommen dasselbe geblieben sein, nur das äußere und innere Zeitkostüm hätten der Modifikation bedurft. Das menschliche Problem, das persönliche, blieb ihm die Hauptsache; alle welthistorischen Gegensätze, dafern sie nicht an einem solchen zur Erscheinung gelangen, werden sich, meinte er, so interessant sie an sich sein mögen, auf der Bühne wirkungslos erweisen, während der starke Leidenschaftskonflikt, wie in Romeo und Othello, allenfalls der großen Historie entbehren könne.

Geibel freute sich, wenn er einmal mit Jemandem über diesen Gegenstand zu disputieren Gelegenheit fand. Mit mir sprach er wiederholt davon und mit speziellem Hinblick auf Kruse. Es ist hier vielleicht der Platz, nach seinen Briefen und meinen mündlichen Unterhaltungen mit beiden Dichtern über ihre dramaturgischen Verhandlungen im Allgemeinen Folgendes zu bemerken:

Ueber dramatische Poesie haben sich die beiden Freunde zwanzig Jahre herumgestritten mit dem größten Freimuth, ohne daß daraus jemals die leiseste persönliche Verstimmung hervorgegangen wäre. Geibel war ein großer Bewunderer der französischen Tragödie und der in ihrem Geist verfaßten Trauerspiele von Johann Elias Schlegel und schien fast zu bedauern, daß wir durch Lessing, Goethe und Schiller auf andere Wege gerathen sind. Mit Geringschätzung sprach er oft über Shakespeares Historien wenigstens als Dramen, das wären blos versificierte Chroniken. Er befand sich dabei in Uebereinstimmung mit der Richtung, welche Freytag, Laube und Andere durch Lehre und Beispiel der deutschen Bühne gegeben hatten. Kruse dagegen konnte unwirsch werden, wenn Geibel sich ihm gegenüber auf dessen Lessing berufen wollte. Kruse behauptete, daß, wenn die Wortführer des Tages über seine Stücke als Buchdramen die Nase rümpften und ihm Scenenwechsel à la Shakespeare vorwarfen, dies aller Wahrheit Hohn spreche. Er mußte sich fortwährend ermahnen lassen, Lessings und Schillers weise Beschränkung darin nachzuahmen; und wie viel Scenenwechsel hatte er denn? In König Erich, dem besonders häufiger Scenenwechsel vorgeworfen wurde, in allen fünf Akten zusammen vier, in anderen Dramen weniger, in Marino Faliero nur einen einzigen, während Lessing im Nathan acht, Schiller im Tell zehn, im Carlos fünfzehn; und im Demetrius auf der Höhe seiner dramatischen Einsicht wäre er kaum unter zwanzig Verwandlungen weggekommen. Kruses ganzes Verbrechen besteht darin, daß er von der Freiheit, die Lessing angeblich der deutschen Bühne erstritten, den bescheidensten Gebrauch machte. Er hatte die größte Verachtung für den aufgewärmten kleinlichen Regelkram der sogenannten modernen Bühnentechnik und nannte es frechen Unsinn, wenn sich die Tagesschwätzer noch immer auf Lessings Dramaturgie beriefen, da sie doch den Grundgedanken derselben, daß wir Deutschen geistesverwandter wären mit der freien englischen Kunst als mit der gebundenen französischen, gänzlich vergessen und verlassen hätten. Von der Höhe der Einsicht,

von der herab August Wilhelm Schlegel sagte: „Für andere Dramen lasse ich einen häufigeren Scenenwechsel zu, bei historischen Dramen fordere ich ihn sogar", wären wir wieder tief in die alten Irrthümer herabgesunken.

Geibel quälte sich redlich ab, nicht blos die Einheit der Handlung, sondern auch des Ortes und der Zeit nach Möglichkeit zu bewahren, eine wohlgegliederte, planmäßig ohne Episoden fortschreitende korrekte Tragödie mit wenig Personen, dürftiger Handlung und deklamatorischem Pathos zu Stande zu bringen und es Boileau und Batteux thunlichst recht zu machen.

Kruse hielt ihm beständig vor, daß das historische Drama im großen Stil sich auf dieses Prokrustes-Bett nicht spannen lasse, und daß seine Stücke gerade in der von ihm gewünschten Richtung das Mögliche und Wünschenswerthe leisteten. Verglichen mit den meisten Historien Shakespeares, mit Götz u. s. w. wären sie so zu sagen halbe Wunderwerke von Einheit und Geschlossenheit. Aeußerlich stritt er lange Jahre umsonst. Noch 1872 griff Emanuel in einem nach seinem Tode veröffentlichten Briefe, ohne des Freundes Namen zu nennen, scheinbar dessen Prinzipien an, während er im Grunde nur seine eigenen vertheidigte. Er warf ihm vor, die Weltgeschichte zu dialogisieren, womit nichts gesagt ist; denn die Aufgabe des Dramatikers besteht ja in nichts Anderem, als ein dazu geeignetes Stück der Weltgeschichte in Dialoge zu bringen. Doch als Kruse ihn 1875 in Lübeck besuchte, erlebte Geibel seinen Tag von Damaskus. Er hatte ihm seine Albigenser vorgelesen, und Kruse sagte zu ihm: „Siehst Du, Emanuel, welch herzergreifende Scenen! Welch ein schönes Thema! Aber nach Deinem Regelkram ist es allerdings nicht zu behandeln. Kannst Du es verantworten, Deinen dramaturgischen Schrullen zu Liebe die Albigenser bei Seite gelegt zu haben?" Er entgegnete: „Du hast Recht! Es thut mir selbst leid, daß ich einer einseitigen Richtung zu Liebe an den Albigensern verzweifelte. Ich habe Deine freiere Richtung lange hartnäckig bekämpft,

aber ich sehe jetzt ein, daß sie vollkommen berechtigt ist.“ Ja häufig, mitten während solches freundschaftlichen Streites, stellten sich Zweifel bei ihm ein, ob er wohl ein unbefangenes Urtheil habe, ob er nicht zuviel theoretisiert und gegrübelt habe und durch seine eigene Praxis einseitig geworden sei. Man thut Geibel gewiß nicht Unrecht, wenn man seine dramatische Begabung, obgleich auch sie bedeutend war, seiner lyrischen nachstellt. Er wiederholte oft, daß er Kruse um die Unmittelbarkeit des Schaffens beneide. Ja, als er einmal einen für dramatische Behandlung besonders günstigen Stoff aus unserem Jahrhundert gefunden zu haben glaubte, fügte er mit rührender Bescheidenheit hinzu: „Aber das Werk auszuführen, dazu reicht meine Kraft nicht aus. Heinrich, das Stück mußt Du schreiben!“

Wie schon bemerkt, haben Kruses zwölf gedruckte Tragödien, sowie die meisten seiner ungedruckten Lustspiele, Geibel im Manuskript vorgelegen. Er prüfte sie mit eingehender Gewissenhaftigkeit und pflegte sich in Lob und Tadel gleich stark auszudrücken. Beide verständigten sich, soweit sie konnten, über die Komposition des Ganzen, und jedes Wort in Kruses Dramen hat auf Geibels Goldwage gelegen. Er schrieb seine Kritik und seine Verbesserungsvorschläge mit Bleistift an den Rand, und der Freund hatte unzählige Mal Gelegenheit, die Feinheit seines Sprachgefühls und seiner poetischen Empfindung zu bewundern. Wenn Verschiedenheiten des Urtheils sich ergaben, so lag der Grund dafür meistens in Geibels Vorliebe für das Pathetische. Er suchte als Lyriker nach dem volltönendsten, Kruse nach dem einfachsten Ausdruck. Geibel wachte unerbittlich über die tragische Würde des Ausdrucks und erinnerte den Freund an Voltaires Anmerkungen zu Corneille, der häufig einen Ausdruck zu „gewöhnlich“ oder „lustspielartig“ findet. Wenn Geibel, den Kruse scherzend einen Purpur-Phönix mit Goldklauen nannte, darin manchmal vielleicht zu weit ging, so ist Kruse ihm doch großen Dank dafür schuldig, daß Geibel ihm half, die richtige Mitte zu bewahren

Dessen schöne Uneigennützigkeit und der Eifer seines Beiraths kann garnicht genug anerkannt werden. Für Carin die passenden Lieder aufzufinden, hat er sich beinahe mehr Mühe gegeben, als der Verfasser selbst. —

Sophonisbe und die Gräfin sollten bald in zweiter Auflage erscheinen oder, wie Geibel sich resigniert ausdrückte, ihre zweite Wanderung durch die Buchläden beginnen: „Bei dem trostlosen Zustande des Theaterwesens werden wir Beide, wie wir einmal sind, überhaupt wohl mehr auf das lesende, als auf das zuschauende Publikum angewiesen sein."

Doch erkannten einige der größeren Bühnen ihre moralische Verpflichtung, die preisgekrönten Stücke sofort darzustellen, in erster Linie das Königliche Schauspielhaus zu Berlin. Auf die Mittheilung hiervon schrieb Geibel unterm 17. November 1869 an Se. Excellenz den Generalintendant Herrn von Hülsen, daß er sich die Aufführung der Sophonisbe zur hohen Ehre rechne. „Schon früher würde ich den Versuch gemacht haben, dieser Ehre theilhaftig zu werden, wenn mich nicht die Erwägung, in meinem Werke zwar den Anforderungen der realen Bühne, nicht aber dem herrschenden, auf modernen Stoff und realistische Behandlung gerichteten Zeitgeschmack entsprochen zu haben, immer wieder von einem Schritte zurückgehalten hätte, der, bei der Bedeutung der Berliner Kunstanstalt, über das Schicksal meiner Tragödie unwiderruflich entscheiden mußte. Im gegenwärtigen Augenblick aber scheint mir jedes Bedenken unstatthaft, und ich kann mich nur von der unmittelbaren Empfindung leiten lassen, daß mein Stück, nachdem eine ebenso hohe wie mir unverhoffte Auszeichnung die öffentliche Aufmerksamkeit einmal darauf hingelenkt, in keiner Weise sich mehr der Feuerprobe auf den Brettern des ersten deutschen Theaters entziehen dürfe."

Leider verhinderte ihn sein Siechthum, selbst nach Berlin zu kommen und durch eingehende Rücksprache sich an den Vorbereitungen

der Aufführung persönlich zu betheiligen. Um so vertrauensvoller empfahl er die theatralische Belebung seiner Tragödie der gütigen Obhut und wirksamen Theilnahme des Herrn Generalintendant. Ob die Sophonisbe freilich jemals ein eigentlich populaires Stück werden könne, mußte er aus dem oben erwähnten Grunde dahingestellt sein lassen; einen erfreulichen Achtungserfolg aber werde sie, hoffte er, bei glücklicher Besetzung der Hauptrollen und bei raschem, allerdings nur durch sorgfältiges Probieren zu erreichendem Ineinandergreifen der Ensembleſcenen zu erringen im Stande sein.

Ende December 1869 fand die Première statt. Im Ganzen gestaltete sich dieselbe ziemlich günstig, und der Dichter konnte mit dem Eindruck, welchen seine Karthagerin auf den besseren Theil des Publikums hervorgebracht, zufrieden sein. Ueber die Darstellung hörte er das Widersprechendste, hohes Lob und schärfsten Tadel. Die Wahrheit lag, wie gewöhnlich, in der Mitte.

Krieg und Frieden.

Mit jedem neuen Jahre, wenn der junge Lenz lachend ins Land zog und sich die Natur wieder in Blüthenpracht hüllte, fühlte sich der Poet ein wenig besser. Dann sahen ihn die Lübecker täglich zum Burgthore oder zum Holstenthore hinaus ins Freie wandern und wunderten sich, daß der Herr Professor von einem gar so schweren Uebel geplagt sein könne. Sein Aussehen war ja verhältnißmäßig gesund.

Auf diesen Spaziergängen unterhielt sich Geibel mit meinem Vater bisweilen über die bildende Kunst und Malerei, wofür Ersterem doch nicht, wie behauptet wird, aller Sinn abging. Ich erinnere mich noch sehr wohl, mit welchem Interesse er in der Beckergrube unsere Privatgemäldegallerie betrachtete, die ihn als Jüngling schon in die eigens dafür eingerichteten Häuser meiner Großeltern in der Königstraße gelockt hatte. Als 1869 mein Vater ein kunstkritisches Werk über den niederländischen Genremaler Adrian van Ostade herausgab, trug Geibel der Monographie volles Verständniß entgegen und lieferte sogar selbst dazu einen kleinen Beitrag durch folgende Uebersetzung von unter einer Radierung Ostades befindlichen lateinischen Distichen:

Schüfest Du gleich so lebendig ein Werk mit der Kunst des Apelles,
Daß nicht die Maler allein, daß auch die Vögel es täuscht;
Doch wird giftiger Neid, dafern Dich das Glück nicht gesegnet,
Dir den gebührenden Lohn Deines Talentes entziehn. — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die große Zeit von 1870 brach herein. Auch in Lübeck war die Stimmung patriotisch, Alles durchdrungen von einmüthiger, opferfreudiger Begeisterung für das Vaterland. „Giebt Gott uns den Sieg, so ist Deutschland fertig," schrieb der Dichter, welcher, treu wie Wenige, von Jugend auf mitgearbeitet hatte an dem Riesenwerke der deutschen Einigung. Da griff er nach langer Pause wieder in die Saiten, mächtig und voll: der tiefe Ernst der heiligen Sache ließ ihn und Freiligrath die schönsten und kräftigsten Töne finden, die damals hinausklangen aus Sängermunde. Sein Kriegslied wurde von einem Dutzend Komponisten in Musik gesetzt; wer hat es nicht gehört und mitgesungen? Daß sich die Bayern überall so wacker schlugen, bereitete ihm eine wahre Freude. An der urwüchsigen Kraft dieses Volkes hatte er nie gezweifelt.

Die Aufregungen jener bewegten Zeit wirkten auf sein Befinden eher günstig als ungünstig. Und als nun eine Siegesbotschaft nach der anderen eingetroffen war, da regte sich in ihm noch einmal der alte Unternehmungsgeist. Er fühlte sich frisch und gehoben wie lange nicht. Fest steht und treu die Wacht am Rhein: — ja, der herrliche deutsche Strom! Den mußte seine Tochter kennen lernen; zeigen wollte er ihr die Stätten, wo er einst geschwärmt. Die Rheinreise brachte aber noch einen anderen köstlichen Gewinn, denn zu Heidelberg weilte ein Wesen, das ihm aus der Jugendzeit unvergeßlich geblieben: Cäcilie Wattenbach, die dort bei ihrem Bruder Wilhelm, dem Universitäts-Professor, wohnte. Schon vier Jahre vorher war er ihr nach fünfundzwanzigjähriger Trennung zum ersten Male wiederbegegnet. Fräulein Wattenbach hatte der dringenden Einladung lieber Menschen in Lübeck Folge geleistet und die Stadt besucht, wo sie den schönsten Traum geträumt, der ihr so viel Glück und Leid gebracht. Geibel hörte durch eine gemeinsame Bekannte von der Anwesenheit Cäciliens und eilte zu ihr. Beide waren lange allein mit einander, am 11. April 1866, wie im Kalender der Gastfreundin verzeichnet steht, und sprachen die Geschichte ihrer Jugendliebe durch. Seine Seele jauchzte bei ihren Worten: „Emanuel, ich habe Ihrer nur im Guten gedacht, stets Ihre Geschicke mit liebevoller Theilnahme begleitet.“ So hatte schon damals das Verhältniß einen versöhnenden Ausklang gefunden. Jetzt, in Heidelberg, empfand er es als ein hohes Glück, daß nun auch der letzte Schatten, der noch zwischen ihnen stand, wich, daß jeder Mißton verstummte, daß sie sich endlich unbefangen Alles, was noch unklar war, vom Herzen reden und im Erkennen der Vergangenheit die ungetrübte Freude an ihr wiederfinden konnten. Er drückte ihr in treuer Freundschaft die Hand und bat sie, gleich ihm die alten Erinnerungen „aus grüner Jugendwildniß“, von allen Schlacken gereinigt, als einen lieben geistigen Besitz festzuhalten.

Besonders freute es ihn, daß sich Cäcilie ganz das Herz seiner Tochter Marie gewann, die Palmarum 1869, in der vollen Frische ihrer sechszehn Jahre, in der Aegidienkirche eingesegnet worden war.

Im Oktober befand sich Geibel wieder in Lübeck. Zu seinem Geburtstage schrieb ihm Cäcilie einen Brief, welchen er zum 6. November erwiderte. Ihm traten fortan, je älter und einsamer er wurde, desto öfter und lebhafter, bei jedem Anlaß die Bilder aus vergangenen Tagen nahe. Beide haben sich noch mehrmals gesehen und ununterbrochen mit einander korrespondiert, bis der unerbittliche Tod ihnen die Feder aus der Hand nahm.

Weihnachten 1871 erschienen die „Heroldsrufe", ein treuer Spiegel der wichtigsten Thaten und heißesten Wünsche des deutschen Volkes während der letzten dreißig Jahre. Kurz vorher, am 3. December, hatte König Ludwig von Bayern dem König Wilhelm von Preußen die deutsche Kaiserwürde angeboten; sämmtliche deutsche Fürsten und freien Städte traten diesem Vorschlage bei. Gewaltige Empfindungen und Gefühle bewegten damals Geibel: König Ludwig hatte das, was der von ihm verstoßene Skalde als Wunsch ausgesprochen, nun aus eigenem Antriebe gethan. Er konnte Gott nicht genug danken, daß er diese Zeit der deutschen Ostern noch sehen durfte, die so vielem, was er fürs Vaterland ersehnt, glorreiche Erfüllung brachte. Mit fieberhafter Theilnahme war er den Riesengeschicken der letzten Monate gefolgt, hatte in den Tagen der Entscheidung mitgehofft und mitgebangt, mitgetrauert und mitgejubelt.[1] Nun war unter des Höchsten gnädigem Beistand der Sieg errungen, der Kampfpreis unser. In der heiligen Noth dieses Krieges hatten sich die deutschen Stämme selbst wiedergefunden, und die Wieder-

[1] So erzählte mir seine Tochter, daß ihr Vater täglich mehrmals voll ängstlicher Spannung nach dem Telegraphenbureau geeilt wäre und dort als der Erste die sich jagenden Siegesbotschaften mit lautem Entzücken gelesen und weiter verkündet hätte.

aufrichtung der nationalen Einheit und Größe, mit welcher die freudige Zuversicht auf eine sittliche Verjüngung alles deutschen Lebens Hand in Hand geht, schien ihm durch kein Opfer zu theuer erkauft.

Sein Herz trieb ihn, dem Kaiser Wilhelm seine Heroldsrufe mit einem Schreiben zuzustellen, das also lautet:

Allerdurchlauchtigster Großmächtigster Kaiser und König!
Allergnädigster Kaiser und Herr!

Der huldreiche und beglückende Gruß, welchen Ew. Kaiserliche und Königliche Majestät mir jüngsthin aus Baden-Baden zu senden die Gnade hatten, giebt mir den Muth, Ew. Majestät heute eine Sammlung von Gedichten ehrfurchtsvoll zu Füßen zu legen, welche, sämmtlich unter dem Eindrucke bedeutender Zeitereignisse entstanden, den bescheidenen Antheil aussprechen, den ich an dem politischen Leben der letzten drei Decennien genommen. Von den Anläufen und Verirrungen der vierziger Jahre ausgehend begleiten diese Lieder, bald in freudiger Hoffnung und Vorhersagung, bald in Betrübniß und Ungeduld, seit 1866 in der gewissen Zuversicht eines nahen ruhmvollen Ausganges, die inneren Verwickelungen und äußeren Geschicke unseres Volkes und mögen ein Zeugniß dafür ablegen, daß ihr Verfasser die gegenwärtige glorreiche Gestaltung der deutschen Dinge, für die wir nächst Gott Ew. Majestät aus tiefbewegter Seele danken, allezeit als das unwandelbare Ziel seiner Sehnsucht im Herzen getragen.

Möchten Ew. Kaiserliche und Königliche Majestät in der ehrerbietigen Darbringung dieser Blätter, die, wie leichtwiegend auch immer, doch das Einzige und zugleich das Eigenste sind, was der Dichter dem hohen Schirmherrn seines Vaterlandes

zu bieten vermag, einen schwachen Ausdruck der treuen Dankbarkeit und Pietät zu erkennen geruhen, die ich Ew. Majestät für so vielfach mir erwiesene Huld und Gnade schulde, und mit welcher ich in tiefster Ehrfurcht verharre

Ew. Kaiserlichen und Königlichen Majestät
unterthänigst
treu gehorsamster
Emanuel Geibel.

Lübeck, d. 16. Oktober 1871.

Gleichzeitig empfing ein zweites Exemplar des Buches mit ähnlichem Begleitbriefe die Kaiserin Augusta, welche den Poeten durch ein Handbillet dafür huldvollst auszeichnete. Die hohe Frau hatte ja immer regstes Interesse für denselben bekundet und schrieb späterhin, auf die erste Nachricht von seinem Tode, an Ernst Curtius: „Ihre Antwort giebt ein treues Bild von den Verdiensten des Entschlafenen und von seinen Beziehungen zu Uns, die in Meinem Gedächtniß stets fortgelebt haben. Deutschland mußte auf seinen Emanuel Geibel stolz sein, und es freut Mich, daß sein ehrenvolles Zeugniß dieser Gesinnung da bevorsteht, wo es gilt, der Nachwelt seinen Namen zu überliefern, nachdem er selbst standhaft ausgelitten hat. Aber welcher Verlust für die Seinen, für seine Freunde und für Sie! Dies Alles Ihnen recht warm auszudrücken und der Richtung zu huldigen, welche der Dichter vertrat, ist Zweck dieser Zeilen.“ —

Doch noch athmete Geibel und begrüßte mit Freuden das ihm bald darauf, am 8. November 1871, gewordene Allerhöchste Schreiben Sr. Majestät des Kaisers und Königs:

Ich habe die Gedicht-Sammlung „Heroldsrufe — ältere und neuere Zeitgedichte“, welche Sie Mir unter dem 16. v. M. überreicht haben, mit besonderem Wohlgefallen entgegengenommen und will es Mir nicht versagen, Sie hiermit Meines wärmsten Dankes

zu versichern. Es ist das schöne Vorrecht des Dichters, in dem wechselvollen Laufe der Geschichte das, was die Nation als erhabenstes Ziel ihrer Wünsche im Herzen trägt, mit prophetischer Begeisterung zum Ausdruck zu bringen. Was Sie, in würdiger und loyaler Uebung Ihres Berufs, seit drei Jahrzehnden mit gläubiger Zuversicht in jenen Dichtungen verkündet haben, es ist jetzt zur Wahrheit geworden. Das deutsche Reich ist nach ruhmvollem Ringen wiedererstanden und wird im Gefühle stets bereiter Macht der Nation Bürge sein, ihrer geistigen und wirthschaftlichen Wohlfahrt im Frieden ungestört nachstreben zu dürfen. Möge dasselbe Ihrem poetischen Worte Erfüllung gewähren, von treuem deutschem Geiste durchdrungen, wehrhaft und fromm zugleich, in Freiheit, Zucht und Sitte blühen und gedeihen immerdar! —

Unter den großen Eindrücken der letzten Jahre erfreute sich Geibel auch an der Wahrnehmung, daß sich allmählig eine Annäherung auswärtiger Nationen an die deutsche, gerade mit Rücksicht auf die von Deutschland jetzt eingenommene Stellung, vollzog. Der Italiener Antonio de Marchi widmete ihm ein Gedicht Alla Germania (Palermo 1871), welches ihm besonders um des politischen Interesses willen so bedeutsam erschien, daß er für das Feuilleton der Kölnischen Zeitung eine durch Uebersetzung etlicher Stellen belebte Besprechung schrieb.

An der Feier der Heimkehr des Lübeckischen Füsilierbataillons am 18. und 19. Juni 1871 betheiligte er sich durch Abfassung eines Liedes, das — während fünf Ehrenjungfrauen, darunter des Dichters Tochter, die Fahne mit einem Lorbeerkranze schmückten — von dem gesammten Publikum nach der Melodie „Heil dir im Siegerkranz“ gesungen wurde. Es war ein unvergeßlicher Moment, als die Mittagssonne das alterthümliche Rathhaus und die Kirchthurmspitzen von St. Marien mit goldenem Glanze verklärte und aus tausend und aber tausend Kehlen über den Marktplatz begeistert die Worte erschallten:

Heil euch im Siegerkranz,
Streiter des Vaterlands!
Gott war mit euch.
Glorreich in Wacht und Schlacht
Bracht ihr des Erbfeinds Macht,
Halft in verjüngter Pracht
Bauen das Reich.

Ja, was der Dichter einst prophezeit, war jetzt erfüllt in Herrlichkeit. —

Auf den Sturm folgt Windstille, heißt es. Ihm that sie noth, jene Stille der Seele, wonach er vergebens rang; die Welt hielt ihn noch zu mächtig. Seit einer verunglückten Kissinger Kur im Sommer 1869 hatte sich sein altes Uebel derart verschlimmert, daß er an täglich wiederkehrenden Schmerzen und Beängstigungen litt, die gewöhnlich erst um Sonnenuntergang oder noch später nachließen. Dadurch war er nicht nur unerbittlich an die Scholle gefesselt, sondern auch fast von allem anregenden Umgang ausgeschlossen und — was ihn am schwersten drückte — in jedem geistigen Vornehmen, zumal in jeder zusammenhängenden künstlerischen Arbeit, fortwährend gehemmt und gestört. Früher hatte er, wenn auch bei sorgfältiger Ausführung langsam, doch verhältnißmäßig leicht producirt; was er jetzt noch zu Stande brachte, war dem widerstrebenden Körper mühsam, oft um den Preis vollständiger Erschöpfung abgerungen, und doch meist ohne rechte Freude des Gelingens.

Ein wahrer Trost in trüben Stunden war ihm seine zur holden Jungfrau aufgeblühte Tochter mit ihrem unbefangenen, stets heiteren Sinn und mit ihrem hübschen musikalischen Talent.

Daß dieselbe nicht immer beim Vater bleiben würde, hatte er sich wohl gedacht, aber nicht, daß der Schritt so bald gethan werden könnte. Am 22. Mai 1872 führte der Lübeckische Rechtsanwalt

Dr. Ferdinand Fehling Marie Geibel als seine liebe Ehefrau heim. Glücklicherweise wohnte das junge Paar ganz in seiner Nähe, im vormals Martyschen Hause, und so konnten Grüße und Besuche täglich und stündlich herüber- und hinüberfliegen.

Dabei soll einmal folgende humoristische Scene sich abgespielt haben: Geibel war eines Abends mit mehreren Herren bei seinem Schwiegersohn. Im Laufe des Gespräches wurde er sehr animiert und sprach laut, mit Donnerstimme seine Meinung verfechtend. Als er am nächsten Tage wiederkam, stürzte das Dienstmädchen, welches vom Lande und erst neu zugezogen war und den Vater der Frau Doktor noch nicht kannte, zu derselben ins Zimmer und rief erregt: „Fru Doktorin, de Keerl von gistern Abend, de so'n Spektakel maken deh, is wedder dor! Sall ik em ok herinlaten?“ Geibel soll sich über dies Quiproquo höchlichst amüsiert haben. Er hatte eine besondere Vorliebe für solche Naturkinder und sah gern, daß auch in seinem Hause solche waren.

Ein dreimonatlicher Sommeraufenthalt in Travemünde brachte ihm nicht die gehoffte und ersehnte Kräftigung, obwohl bis gegen Ende August das schönste Wetter herrschte. Der September aber war regnerisch und rauh und wurde plötzlich so winterlich kalt, daß der „arme baltische Hyperboreer“ über Hals und Kopf von der See aufbrechen mußte. Seitdem fühlte er sich fortwährend elend, und, was das Schlimmste, er konnte nicht mehr ordentlich schlafen, und das Gehen fing an ihm schwer zu fallen, so daß er nur noch langsam und mühevoll schlich. Zu Hause mit seiner Nichte Bertha lebte er sehr still, den Tag über meist ganz einsam. Erst Abends nach acht Uhr kam gewöhnlich ein Bekannter, um noch ein Stündchen zu plaudern oder nach dem Abendbrod gemeinschaftlich zu lesen. Dann ward er gesellig und mitunter recht heiter.

Seine Produktion wurde immer spärlicher; für die eigentliche Lyrik war er allmählig zu alt und zum Drama nicht anhaltend frisch genug. Und doch hätte er auf letzterem Gebiete am liebsten

weiter geschaffen; oft drängten sich ihm Konflikte und Gestalten auf, die ihn zur Ausführung reizten, aber leider erträgt gerade die dramatische Arbeit am mindesten jene plötzlichen Unterbrechungen der Stimmung, und so sollte denn manches hoffnungsvoll Begonnene Fragment bleiben. Höchstens glückten ihm noch ein paar Verse in einer Mittelgattung. So verfaßte er in der ersten besseren Travemünder Zeit die bekannte Epistel in Hexametern. Sonst schuf er wenig und sah sich hauptsächlich auf Studium und Lektüre angewiesen. Mit tiefer Bewegung las er die damals erst veröffentlichten Kindertodtenlieder von Rückert, welche in ihrer Grundstimmung ihn weit sympathischer berührten, als die poetisch allerdings ebenfalls sehr schönen Gedichte, die Heyse nach dem Verluste seiner Kinder schrieb. In Franz Grillparzers nachgelassene Stücke versenkte er sich mit Vergnügen. Es that ihm wohl, nach so viel Schwachem und Halbem einmal wieder einer reichen, groß angelegten Dichternatur voll eigenthümlicher Kraft zu begegnen. Manches erschien ihm freilich im ersten Augenblick etwas herb, und Mängel fand er auch; aber die frische Fülle des Ganzen ließ ihn sie willig vergessen. Sein Interesse für Grillparzer war ein lebhaftes. Zur Feier von dessen achtzigstem Geburtstage hatte er in einer Versammlung der Schillerstiftung zu Lübeck sich bei der Vorlesung von „König Ottokars Glück und Ende" betheiligt, und als die Nachricht vom Heingange dieses Dramatikers eintraf, da übernahm Geibel trotz seines leidenden Zustandes am 30. Januar 1872 in der Vorlesung des Fragments „Esther" die Rolle des Königs.

Den größten Theil des Sommers 1873 brachte er, um sich in frischer Luft einigermaßen zu stärken, im nahe gelegenen Schwartau zu, wo er die Zusammenstellung der ersten Hälfte eines letzten Gedichtbandes vollendete. Der Wald war an sonnigen Tagen wunderbar schön, und er lebte sich einmal wieder recht in seinen grünen Zauber hinein. Die günstigen Wirkungen der Luftkur blieben nicht aus, die Hemmungen beim Gehen schwanden fast ganz,

und eine klare heiterberuhigte Stimmung ließ ihn seinen neunundfünfzigsten Geburtstag antreten. In der Frühe überraschte ihn zum ersten Mal sein kleiner Enkel Emanuel Fehling mit einem Blumenstrauß. Unter den blühenden Rosen, mit denen man seinen Schreibtisch aufgeschmückt hatte, fand er auch einen lieben, theilnehmenden Gruß aus Cannstatt von Freiligrath, mit welchem er einst als leichtgeschürzter froher Wandersmann und Poet geschwärmt und nun seit dreißig Jahren nicht zusammen geweilt, seit zehn Jahren nicht korrespondiert hatte. Trotz aller Schicksale, die in Freud und Leid über Beide dahingegangen, hatten sie einander nicht vergessen und sich dieselbe herzliche, rückhaltlos vertrauende Gesinnung bewahrt, ungeachtet ihrer verschiedenen politischen Anschauungen. Diese waren natürlich in einem so bedeutenden Zeitraume auch bei Geibel mannigfach geläutert, aber in den letzten Hauptzügen die alten geblieben. Ohne jemals zu einer der gebräuchlichen Parteifahnen des Augenblickes schwören zu können, war er stets im Herzen Ghibellin. In religiösen Dingen hatte er freier zu denken gelernt, wie früher. Denn, wenn er auch des innigen Zusammenhanges mit dem Unendlichen in Andacht und Gebet schlechterdings nicht zu entbehren vermochte, so wußte er sich doch in die gegenwärtige Kirche und in die Dogmen, welche sie täglich schroffer und einseitiger betonte, mit bestem Willen nicht mehr zu finden. Herrschsüchtiges Priesterthum und anmaßliche Unfehlbarkeit, gleichviel ob katholisch oder protestantisch, römisch oder kurhessisch, waren ihm in der Seele verhaßt; im Uebrigen ließ er gern Jeden seines Glaubens leben und hielt sich an den Mann, nicht an das Bekenntniß.

Im Herbst 1873 hatte Professor Wattenbach in Heidelberg einen Ruf an die Berliner Universität angenommen. Cäcilie zog mit ihm in die Residenz, in deren hastigem Treiben sie wohl Anfangs eine leise Sehnsucht nach den grünen Bergen und nach

den stilleren, traulicheren Umgangskreisen am Neckar überschlich. Aber dafür saß sie jetzt dicht am sausenden Webstuhl der Zeit, an dem großen, rasch pulsierenden Herzen der Nation, von dem alle Quellen des geistigen Lebens ausströmen, und in das sie zurückfluthen. Auch das hat, besonders wenn man mit gesunden Nerven begabt ist, seinen hohen unwiderstehlichen Reiz; und Geibel dachte sich gern, daß Cäcilie und noch mehr deren Bruder in dieser bewegten Fülle für so manchen, jetzt in die Ferne gerückten, idyllischen Genuß überreichen Ersatz finden würde. Ihm, dem Poeten, hatte in Berlin immer die Gefahr nahe gelegen, sich zu zersplittern und vor lauter Anregung und Kritik zu nichts Rechtem zu kommen. Aber das ist ja anders bei dem Manne der Wissenschaft, der seine Wurzeln fest in den Boden treibt und schon durch die bestimmte Fachaufgabe sich gezwungen sieht, seine Kräfte nach einer Richtung hin zusammenzuhalten. Noch reisen zu können, war Geibels sehnlichster Wunsch. Er würde dann jährlich zweimal, etwa im spätesten Herbst und um Ostern, auf ein paar Wochen nach Berlin kommen, um dort alte Freunde wiederzusehen und sich, für die spätere Arbeit in der Stille, voll neuer Eindrücke zu saugen. Das Bedürfniß darnach fühlte er nur zu schmerzlich, da er in Lübeck, wie er selbst klagt, seit Deeckes Fortgang keine Seele mehr hatte, mit der er über seine eigensten Interessen wirklich austauschen d. h. nicht blos geben, sondern auch empfangen könnte. Er stand geistig völlig vereinsamt, wie auf einem Isolierschemel, und wenn das auch in gewisser Weise den Blick nach allen Seiten hin frei und offen erhält, so wog doch dieser zweifelhafte Vorzug nimmermehr den Mangel des für den Künstler fast unentbehrlichen wetteifernden Zusammenstrebens auf. Indeß er trug diese schwere Entbehrung lieber, als daß er die großen Vortheile aufgeben sollte, welche ihm die Vaterstadt bot: neben dem, was sein Herz fesselte, eine geachtete Stellung bei seinen Mitbürgern, im Ganzen noch unverdorbene Zustände und besonders eine vollkommene Abwesenheit aller jener kleinen Gehässig-

keiten und Intriguen, die ihm in München sein reicher bewegtes Leben so oft und so bitter verkümmerten.

Bereits vor der politischen Affaire, im Juli 1867, hatte er bei seiner winterlichen Uebersiedelung in die Isarstadt an Kruse geschrieben: „Wäre es doch Berlin statt München!“ Auch Kruse und Curtius waren mittlerweile in der Kaiserresidenz ansässig geworden, dort also jetzt seine ältesten und theuersten Freunde vereinigt. Als ich Ende der siebenziger Jahre gelegentlich eines Besuches in Lübeck deren Wunsch an Geibel ausrichtete, doch auf einige Wintermonate nach Berlin zu reisen, lehnte er wehmüthig ab und brachte Gründe vor, deren Triftigkeit mir einleuchtete, deren nähere Erörterung hier aber unthunlich. Wie viel Schönes und Liebes die Reichshauptstadt ihm auch bieten mochte, er wußte, daß er keiner ihm auferlegten Verpflichtung mehr genügen könnte und an der Hast des dortigen Treibens zu Grunde gehen würde. Er ist denn fortan kaum um Meilenbreite über das Weichbild Lübecks hinausgekommen. Sein Trost war, daß unsere Väter es nicht besser gehabt haben und dabei doch allzeit tüchtige und geistig lebendige Menschen geblieben sind.

Eine große Freude war ihm Anfang Juni 1874 beschieden durch die Geburt eines zweiten Enkels Kurt, dessen Bruder Emanuel schon in dem reizenden Alter des geistigen Erwachens stand, in allen Ecken umherwirthschaftete und unablässig das artigste Kauderwelsch vor sich hin plauderte. Ein Blick in die stille Welt des Glückes im Hause seiner Tochter erheiterte ihn und richtete ihn oft zu trüben und körperlich bedrückten Stunden auf. Da übte auch die Macht der Musik ihren alten Zauber auf ihn aus, indem sein Schwiegersohn, ein gediegener Musikliebhaber, seiner Geige herrliche Töne zu entlocken wußte.

Kurz darauf zog Geibel nach Schwartau, da die guten Travemünder Quartiere nur noch für die großen Kaufleute er-

schwinglich, und er einer geräumigen und bequemen Wohnung nicht mehr entbehren konnte. Die wohlthuende Bruthitze des Juli brachte ihm leidliche Tage, und, bald am Schreibtische, bald auf den einsamen Waldwegen umherstreifend, lebte er endlich einmal wieder ganz in seinen Arbeiten. Eine metrische Verdeutschung der besten Horazischen Oden nebst einigen Episteln und Satiren, die er sich längst vorgenommen, ward mit Glück vollendet. Gerade das Uebersetzen erschien ihm als ein gutes Auskunftsmittel, da es den Geist zu straffster Koncentration nöthigt, ohne die schöpferische Thätigkeit zu sehr in Anspruch zu nehmen. Dabei strömte auch die eigene Ader in ungewohnter Fülle. Jeden Tag, jede Stunde des schönen Monats genoß er mit vollen Zügen:

Zwischen Hoffnung und Furcht, im wechselnden Zürnen und Bangen
Denk' an jeglichem Tag, er sei Dein letzter, und täglich
Wird Dir zum holden Geschenk, die Du nicht hoffest, die Stunde.

Allein bereits in der zweiten Woche des August wurde es kalt und regnerisch, eine plötzliche Stockung der Produktionskraft trat ein, und sein Zustand verschlimmerte sich zugleich so merklich, daß er seine Rückkehr in die Stadt beeilen mußte. Seitdem schlug er sich trotz der köstlichen Herbsttage recht mühsam durch; auch der kühne Versuch, einer dringenden Einladung der Fürstin nach Carolath zu folgen, um dort im Beginn des Oktober den fünfundzwanzigsten Jahrestag ihrer nie gestörten Freundschaft gemeinsam zu verleben, scheiterte leider noch im letzten Augenblicke an seinem Befinden. Der schon gepackte Koffer mußte wieder ausgeräumt und telegraphisch abgesagt werden.

Stillleben in Lübeck.

Ein altes Wort heißt: Wenn der Berg nicht zum Propheten kommt, muß der Prophet zum Berge kommen. So überraschten denn nach und nach den Einsiedler von Lübeck liebe Freunde: Carrière, der ihm viel von München erzählte, Kruse, an dessen prächtiger Gemüthsfrische er sich erquickte, Classen, der zur Stiftungsfeier der gemeinnützigen Gesellschaft kam, Marianne Wolff und Andere. Der erfreulichste Besuch aber war für ihn Fräulein Wattenbach. Ja, der Jugendmorgenstern sollte nun doch in völlig reinem Strahle als friedlicher Abendstern über dem Lebensabend des Dichters aufgehen. Häufig hatte er ein erneutes Wiedersehen mit Cäcilie herbeigewünscht, um wieder einmal ungestört unter vier Augen von den Dingen reden zu können, die einst Beide so selig und so betrübt bewegten. Das Zusammensein im Mai 1875 beglückte ihn innig. Namentlich blieb von der schönen Abschiedsstunde im sonnigen Gartenzimmer einer gemeinschaftlichen Bekannten, wo sie sich ganz aussprechen konnten, ein ruhiger und nachhaltiger Glanz in seiner Seele zurück. Da überreichte er ihr die zweiundsiebenzigste Auflage seiner ersten Gedichte. Beim Aufschlagen des Buches [1]) fand sie von seiner Hand alle diejenigen Lieder blau angestrichen, welche er vor vielen Jahrzehnden speziell für sie und auf sie gesungen hatte. Es sind die folgenden:

S. 16. Nachtlied. Der Mond kommt still gegangen.

S. 45. König Dichter. Der Dichter steht mit dem Zauberstab.

[1]) Leider fehlen in dem Exemplar die Seiten 51—54, die Lieder als Intermezzo III—VI enthaltend.

S. 50. II. Und als ich aufstand früh am Tag.
S. 56. VIII. Die Liebe gleicht dem April.
S. 57. IX. Die stille Wasserrose.
S. 61. XII. Du bist so still, so sanft, so sinnig.
S. 62. XIII. Mein Herz ist wie die dunkle Nacht.
S. 63. XIV. Aus zerrissnen Wolkenmassen.
S. 65. XVI. Vöglein, wohin so schnell?
S. 70. XXI. Nun ist der Tag geschieden.
S. 71. XXII. Wenn still mit seinen letzten Flammen.
S. 72. XXIII. Nun hab' ich alle Seligkeit.
S. 75. XXVI. Goldne Brücken seien.
S. 84. XXXIII. Die Lilien glühn in Düften.
S. 118. Lied. Die Sonne brannte heiß am Tage.
S. 124. Von Dingen, die man nicht antasten soll. Ich hatt' ein Bildniß wunderfein.
S. 129. Auf dem Wasser. Nun wollen Berg und Thale wieder blühn.
S. 133. Wie es geht. Sie redeten ihr zu: Er liebt Dich nicht.
S. 135. Siehst Du das Meer. Siehst Du das Meer? Es glänzt auf seiner Flut.
S. 139. Scheiden, Leiden. Und bist Du fern, und bist Du weit.
S. 141. Nachruf. In diesen Zimmern hast Du jüngst gewohnt.[1])
S. 152. In der Ferne. Sag an, Du wildes oft getäuschtes Herz.
S. 178. Unruhiger Sinn. Es treibt mich stets ein wechselndes Verlangen.
S. 211. Rückerinnerung. Oft wenn die Sommernacht auf lauen Flügeln.
S. 258. O schöne Zeit. O schöne Zeit, die mich noch jede Stunde.

---

[1]) Von Geibels Hand überschrieben mit Bleistift: Auf Kirchners Garten.

S. 275. Wenn sich zwei Herzen scheiden.
S 277. Rühret nicht daran. Wo still ein Herz von Liebe glüht.

Jeder Freund der Geibelschen Muse, vor Allem der Biograph und Litterarhistoriker, wird in diesem eigenhändigen Zeugniß des Dichters einen Schatz begrüßen. Bisher sind manche der Lieder, als auf andere Persönlichkeiten verfaßt, gedeutet worden. So erweist sich jetzt z. B. Rodenbergs Annahme als unrichtig, der in seiner Schilderung vom Besuche Geibels beim Freiherrn von der Malsburg auf Escheberg sagt: „Hier fand Geibel noch mehr. Der Titel des vierten Buches in seinen Jugendgedichten ‚Escheberg und St. Goar' erinnert wehmüthig an diese Zeit seines Verweilens in dem Schlosse der Malsburg, welches damals noch von einer schönen, jugendlichen Erscheinung belebt ward; und wenigstens zwei von den Gedichten, die dort entstanden sind, — zwei der volksthümlichsten, die Geibel gedichtet: ‚Wenn sich zwei Herzen scheiden' und ‚Wo still ein Herz von Liebe glüht' — erzählen eine Geschichte, von der wir nur, in des Dichters eigenen Worten, sagen wollen: O rühret, rühret nicht daran!"

Also nicht Henriette von der Malsburg, nachmalige Gräfin Holnstein, gab die Veranlassung zu diesen Liedern, sondern Cäcilie Wattenbach, der auch in den späteren Sammlungen, namentlich in den Juniusliedern und Neuen Gedichten, etliche gelten, sowie die Reihe der bisher unveröffentlichten Poesieen.

Für Geibel waren die wonnigen Stunden, welche er mit ihr wieder verleben konnte, ein kurzes, aber unbeschreiblich schönes Glück, dessen warmen Sonnenschein er noch lange nachgenoß. „Es war doch köstlich," — schrieb er ihr später — „das zehnfach durchgeschmolzene Gold des Gefühls, das wir einst Jahre lang im verschwiegenen Herzen tragen mußten, ohne Scheu ausströmen zu dürfen Und wenn dann für einen Moment die Jugend mit aller

Fülle der Empfindung uns wiederkehrte, wenn die Vergangenheit zur leibhaftigen Gegenwart wurde, warum sollten wir uns nicht auch dessen dankbar freuen als eines himmlischen Geschenks und einer späten Entschädigung für so manche trübe Stunde?" —

Eine Freude anderer Art sollte ihm gleichfalls im Monat Mai werden. Theodor Souchay, der sich ein reizendes Heim in Cannstatt begründet, war schon 1873 mit einem Bändchen „Gedichte" hervorgetreten [1]), wovon er jetzt erst ein Exemplar an Geibel sandte. Demselben war das Buch als eine Gabe aus des Verfassers Hand doppelt willkommen, übrigens aber keineswegs unbekannt; er hatte es gleich nach Erscheinen für den belletristischen Lesezirkel angeschafft und sich an dem idealen Streben, von dem es Zeugniß giebt, aufrichtig erfreut. Vieles sprach ihn nach Form und Inhalt lebhaft an, besonders da, wo es galt, einfach menschliche Empfindungen auszudrücken oder Stimmungen der Natur wiederzugeben. Hierin lag seines Erachtens der eigentliche Kern aller Lyrik, und so rief er dem Landsmann und Genossen in einem Briefe vom 6. Mai 1875 ein fröhliches „Vorwärts!" zu. Da Beide lange Zeit nicht in der Heimat lebten, so hatten sie sich nur ab und an in flüchtiger Begegnung gesehen und gesprochen, wenn sie sich einmal bei Karl Geibel, welcher in Souchays elterlichem Hause sein Domicil hatte, trafen. Gelegenheit zu näherem Verkehr hätte freilich Theodor Souchays längerer Aufenthalt in Lübeck während des Winters 1870 gegeben; aber damals hatte er noch keine Zeile veröffentlicht, und reines Bescheidenheitsgefühl ließ ihn nicht den stark leidenden Dichter besuchen. „Desto mehr habe ich nachträglich bedauert, Sie damals nicht gesprochen zu haben," schrieb Geibel, „wo

---

[1]) Souchays Bearbeitung von Geibels Epos „König Sigurds Brautfahrt" als weltliches Oratorium sowie seine jüngste Gedichtsammlung „Frisch vom Herzen" mit mehreren auf Geibel bezüglichen stimmungsvollen Gesängen werden den Namen des liebenswürdigen Poeten in weitere Kreise tragen.

wir in mündlicher Unterhaltung ungestört mit einander hätten austauschen können. Daß ich im Großen und Ganzen die hiesige Geselligkeit nicht suche, werden Sie begreifen, da Ihnen die Lübeckischen Kreise und der in ihnen herrschende Mangel an ästhetischer Bildung und Theilnahme nicht unbekannt sind. Um so mehr aber würde es mich erfreut haben, mit Jemandem zu verkehren, bei dem ich ein wirkliches Interesse für litterarische Dinge gefunden hätte, und ich bitte Sie daher von Herzen, falls Ihr Stern Sie wieder einmal in die Vaterstadt führen sollte, an meiner Thüre nicht abermals vorüberzugehen." Leider haben sich beide Männer, die trefflich zu einander gepaßt und viele gemeinsame geistige Berührungspunkte gehabt hätten, nicht mehr von Angesicht zu Angesicht gesehen, jedoch in Briefwechsel gestanden. Souchay hat in Schwaben rege Propaganda für Geibel gemacht und auch den Impuls gegeben, daß die ausgezeichnete Tragödin Eleonore Wahlmann-Willführ, welche schon als Brunhild große Erfolge erzielte, an die Einstudierung der Sophonisbe ging. Die Vorstellung im Stuttgarter Hoftheater Anfang December 1882 fiel über alle Erwartung glänzend aus. Spät Abends auf der Heimfahrt nach Cannstatt schickte Souchay noch einen herzlichen Glückwunsch an den greisen Dichter. Es war richtig die erste Nachricht, welche ihm die frohe Botschaft verkündete.

Auf sechs Wochen ging Geibel wieder in die schöne Waldnatur von Schwartau, um dort die Korrektur seines klassischen Liederbuches zu besorgen, die Frucht kranker Tage, in denen er sich zu freier Produktion nicht frisch genug fühlte und doch von der süßen Gewohnheit rhythmischer Arbeit nicht lassen konnte. Im Uebrigen hoffte er sich ganz dem Genusse des lang entbehrten Müßigganges hinzugeben. Allein es sollte ihm nicht so gut werden. Unvermeidliche Ehrenaufgaben und weitläuftige, nicht abzuweisende Korrespondenzen drängten sich von allen Seiten und in solcher Menge heran, daß er kaum einen Augenblick wirklicher Muße fand. So brach er, unerquickt und angegriffener als zuvor, wieder in die Stadt auf.

Weihnachten des vergangenen Jahres hatte er schon zwei Enkel in den strahlenden Lichterglanz des Tannenbaums hineinjubeln sehen. Diesmal wurde den prächtigen Burschen ein Brüderchen, Ferdinand, zum Heilchrist beschеert.

Kindheit und Tod! Einige Monate darauf bewegte der Heimgang Ferdinand Freiligraths ihn aufs Tiefste. Er hatte sich mit ihm in letzter Zeit wieder eifriger geschrieben wegen Ergreifung von Maßregeln gegen den holländischen Nachdruck und nie gedacht, daß er den weit rüstigeren Jugendgenossen überleben sollte. Theodor Souchay in Cannstatt machte ihm Mittheilung über die feierliche Bestattung und legte eine Photographie des Dahingeschiedenen bei. „Sie wird mir ein werthes Andenken bleiben," erwiderte Geibel dankend am 6. April 1876. „Sie giebt, vom stark ergreisten Haar abgesehen, noch ganz den Eindruck, wie ich ihn einst im Leben empfangen; nur das schöne lebhafte Auge, das so begeistert leuchten und so fröhlich lachen konnte, ist auf immer geschlossen. Wie tief mich dieser für mich ganz unerwartete Todesfall betrübte und erschütterte, brauche ich nicht zu sagen. Meine Trauer gilt zugleich dem hochbegabten Dichter, dem Patrioten und dem einstigen theuren Gefährten glücklicher und gesangreicher Tage. Freilich sind es jetzt mehr als dreißig Jahre her, daß wir, noch im vollen Safte der Jugend, einen köstlichen Sommer zusammen am Rheine verschwärmten, allein wir blieben seitdem, trotz aller Verschiedenheit unserer Anschauungen, bis zum letzten Augenblick getreue Freunde. Wußte doch Jeder vom Anderen, daß es ihm mit seiner Ueberzeugung voller und heiliger Ernst war."

An den hochbetagten ehemaligen Landrath zu St. Goar, Karl Heuberger, schrieb Geibel: „Deutschland hat an Freiligrath einen mächtigen Dichter, ich selbst habe einen theuren zuverlässigen Freund verloren, dem ich mich selbst in den Tagen, da unsere Wege am weitesten auseinandergingen, innerlich nie entfremdet fühlte, weil ich

die Lauterkeit seiner Gesinnung kannte. Wiederbegegnet sind wir uns leider niemals, doch erhielten häufige Grüße durch vermittelnde Freunde und sparsamere Briefe stets das Bewußtsein in uns lebendig, daß wir einander lieb und werth waren. Wenn Sie Frau Ida sehen, so drücken Sie ihr in meinem Namen herzlich die Hand. Ich hätte das so gern selbst gethan, doppelt gern, da mir die Gabe, bei solchem Anlaß mein Gefühl und meine Theilnahme brieflich auszusprechen, absolut versagt ist." Ida Freiligraths jugendliches Bild stand noch so klar und edelgeprägt in seiner Seele, als hätte er sie gestern erst verlassen. Deren Schwester, Marie Melos, hatte ihm bald darauf freundliche Zeilen gesandt. Da antwortete er: „Gott tröste die Tiefbetrübte! Daß in solchem Falle mit menschlichem Troste nichts gethan ist, weiß ich aus eigener schwerer Erfahrung. Aber ich weiß auch, daß die Bitterkeit des Schmerzes im ergebenen Gemüthe allmählig auslischt und einem treuen wehmüthigen Gedenken Platz macht, das uns in allen guten und schlimmen Stunden ein köstlicher Schatz bleibt."

Geibels Dasein ging in der alten einförmigen Weise fort, nur daß der Kreis seines Verkehrs sich immer enger schloß. Bei allem dem aber lebte er noch gern, genoß dankbar jeden schmerzfreien Augenblick und hielt sich auch den trostlosen Pessimismus vom Leibe. Ueber Ernst Curtius' „olympisches" Glück freute er sich von Herzen. „Wie muß er sich jetzt gehoben fühlen, nachdem seine unablässigen Bemühungen für Olympia schließlich zu so glänzenden Erfolgen geführt! Er hat sich in der That ein monumentum aere perennius gesetzt, denn alles Schöne, was dort zu Tage kommt, wird mit seinem Namen verknüpft bleiben," schrieb er an Heinrich Kruse, welcher des gemeinsamen Freundes wissenschaftliche Großthat durch einen Preisgesang verherrlicht hatte, den Geibel vortrefflich, einfach und schön gedacht fand und vollendet im Ausdruck, der nicht zu seinem Nachtheil an Schiller erinnerte.

Da das klassische Liederbuch rasch Liebhaber und Käufer gefunden hatte, so wurde jetzt wieder für neue Auflagen fleißig übersetzt. Zuerst ging's an Horaz' große Satire: Hoc erat in votis, ein schön Stück Arbeit und herrlich gelungen. Außerdem übertrug Geibel blos noch zehn kleinere Oden und war bald damit zu Rande, theils weil sich die Motive wiederholen, theils weil die zusammengesetzteren Versmaße dem Deutschen widerstreben. Nur die alcäische, die sapphische und eine der vierzeiligen asclepiadeischen Strophen lassen sich wirklich bei uns einbürgern und werden, wie die Form des Distichons, ein schöner Erwerb für unsere Litteratur bleiben; das Uebrige läßt sich zwar machen, erscheint aber immer mehr als Kunststück denn als Kunstwerk. Auch den Ovid, der neben leichter Waare manches Bedeutende und Charakteristische bietet, gedachte Geibel vorzunehmen.

Abends besuchte er oft und gern das Stadttheater. Höheres Drama und feines Lustspiel waren im Winter 1876/77 ungewöhnlich gut. Der Direktor gehörte der Meininger Schule an, die doch trotz aller Uebertreibungen und Einseitigkeiten, zu denen sie Anlaß gab, im Großen und Ganzen nach Geibels Ansicht sehr wohlthätig auf das deutsche Schauspiel eingewirkt hat, nicht durch die Betonung unwesentlicher Aeußerlichkeiten, wohl aber durch die strenge Forderung eines fest in einander greifenden Zusammenspiels, das ja wiederum nur möglich ist, wenn jeder Einzelne seine Rolle vollkommen beherrscht. Auch seine schon 1869 zuerst dargestellte Sophonisbe kam jetzt wieder zur Aufführung, im Anfang Februar 1877, und die Vorbereitungen dazu nahmen ihn vollständig in Anspruch. Er lebte all die Zeit mehr in Afrika als in Lübeck, und sein Befangensein im eigenen Werke wurde noch dadurch erhöht, daß in denselben Tagen die Korrekturbogen einer dritten Auflage von Cotta eintrafen. Geibel nahm die Sache sehr ernst, studierte fortwährend Rollen ein, wählte Kostüme und Dekorationen aus, hielt Einzel- und Gesammt-

proben ab, und des Fragens, Ueberlegens und Bescheidgebens war kein Ende. Als das Stück schließlich über die Bretter ging, entsprach der Erfolg der aufgewandten Mühe. Alle Mitwirkenden bis auf den letzten Mann thaten ihr Bestes, das Zusammenspiel war vortrefflich, und sein nun auch heimgegangener Schwager Alexander Michelsen, der die Sophonisbe im Königlichen Schauspielhause zu Berlin gesehen hatte, versicherte, der Gesammteindruck des Stückes sei trotz der bescheideneren Mittel in Lübeck ein größerer gewesen.

Diese Unruhe hatte einen günstigen Einfluß auf Geibels Befinden; auch der Quell dichterischer Produktion begann plötzlich reicher und mächtiger zu fließen. Er schuf in den Monaten Januar und Februar 1877 mehr, als in den letzten drei Jahren zusammengenommen. Das dramatische Sprichwort „Echtes Gold wird klar im Feuer" ward fertig. Außerdem entstanden allerlei Lieder und eine ganze Reihe von Distichen und kleinen Elegieen, so daß es fast für die „Spätherbstblätter", welche noch im Laufe des Jahres erscheinen sollten, zu viel wurde. Daß er sich durch diese nicht mehr erwartete Fülle gehoben fühlte, war natürlich, wenn ihn auch dabei die Empfindung, nur auf einer dünnen Eisdecke zu wandeln, nie mehr verließ.

Das bischen Sommerfreude wurde ihm leider durch den ewig trüben und regnerischen Himmel verkümmert. Der einzige Lichtpunkt war der zweite Julisonntag, an dem sein vierter Enkel Wolfgang die Taufe empfing. Nicht einmal kam Geibel nach Travemünde, um Seeluft zu athmen, sondern nur zwei- oder dreimal Nachmittags in den Schwartauer Wald. Daß er unter solchen Umständen trotz alles Zusammennehmens zu keiner recht gedeihlichen Arbeit gelangte, kann nicht verwundern. Zur Lyrik fehlte ihm die reine Stimmung, und ein paar Scenen aus den Albigensern, welche er, durch die Herausgabe des Vorspiels (Nord und Süd. Juniheft 1877) angeregt, noch auszuführen versuchte, wollten durchaus nicht glücken. So blieb ihm denn nichts anderes übrig, als wieder zu übersetzen. Das ist

immer eine gute Beschäftigung für kranke Tage, da es uns nöthigt, alle Gedanken in energischer Anspannung auf einen nicht erst zu suchenden, sondern bereits fest gegebenen Punkt zu richten.

Daneben besorgte er die Schlußredaktion seiner Spätherbstblätter, deren erstes Exemplar mit folgender Widmung an Cäcilie ging:

Diese Lieder, die dem Knaben
Wild erblüht im Frühlingsschein,
Mit des Herbstes reichen Gaben,
Nimm sie hin, denn sie sind Dein!

Nimm sie hin, wie trüb uns immer
Irrsal und Verhängniß schied,
Dein vergessen konnt' ich nimmer,
Denn Du warst mein erstes Lied.

Und mein alterndes Gemüthe
Hat's wie Himmelsthau getränkt,
Daß Dein Herz in reiner Güte
Wieder nun des Freundes denkt.

Geibel sagt selbst über die neue Sammlung, daß sie einen minder einheitlichen Charakter trägt, als die früheren Bände. „Denn sie enthält nicht wie diese, die Erzeugnisse einer in sich abgeschlossenen Reihe von Jahren, während deren mich bei allem Wechsel von Freud und Leid doch eine und dieselbe Grundstimmung beherrschte, sondern bringt Gedichte aus den verschiedensten Perioden meines Lebens von der fröhlichen Bonner und Berliner Studentenzeit an bis zu der einsiedlerischen Stille des letzten Winters. Hier und da, wo es mir nöthig schien, ist das Entstehungsjahr angegeben; Anderes hab' ich absichtlich bunt durch einander gemischt und versteckt und wiederum manchen Stücken durch die Anordnung einen scheinbaren Zusammen-

hang verliehen, der in der That nicht vorhanden war. Mag das Alles denn wirken, wie es kann!"

Im Herbst 1877 ließ der bekannte Bildhauer Heinrich Pohlmann, ein Osnabrücker, der in Berlin lebt, bei Geibel anfragen, ob er geneigt wäre, ihm zu einer Büste zu sitzen; und da nichts entgegen stand, so wurde die Sache sofort ins Werk gesetzt. Der Künstler kam nach Lübeck, richtete sich in einem Dachzimmer über der Wohnung des Dichters sein Atelier ein, und Letzterer ging täglich dreimal auf eine halbe Stunde hinauf, um ihn in frischer Anschauung zu erhalten. So wurde binnen Wochenfrist das Thonmodell vollendet, das Alle, die es gesehen, für ähnlich und ausdrucksvoll erklärten. Herr Pohlmann erzählte mir die Erlebnisse dieser Tage, doch ich will ihn lieber selbst reden lassen: Bei meiner Anmeldung resp. meinem ersten Besuche sprach sich der Herr Professor dahin aus, daß er schon lange den Wunsch hege, der Nachwelt eine gute Büste von sich zu hinterlassen, da die beiden früher modellierten ihm durchaus nicht gefielen. Daß sich schon Andere an dem imposanten Kopfe versucht hatten, wußte ich noch nicht und schritt deshalb nicht ohne Besorgniß, den großen Mann ganz zu befriedigen, ans Werk. Als Arbeitsraum wurde mir eine Kammer angewiesen mit der Aussicht nach Westen auf die mit vielen Schiffen und Masten belebte Trave und auf die Bäume des Walles. Der Herr Professor und seine Nichte halfen Tische und Kisten zusammenstellen, um Thonbüste und Modell richtig zu placieren. Meine Sorge für das Gelingen schwand bereits nach der ersten Sitzung, da mein Modell mit hingebender Geduld und in der liebenswürdigsten Art sich opferte. Die Arbeit nahm etwa eine Woche in Anspruch und ist mir wohl die interessanteste und angenehmste Zeit meines Lebens gewesen. Obgleich der Herr Professor oft über heftige Schmerzen klagte, welche besonders Morgens in ganz auffallender Weise seine Züge ermatteten und ihnen einen leidenden Ausdruck gaben, so führte er doch stets eine anregende

Unterhaltung. Nachmittags litt er weniger, und sein Gesicht wie sein Gemüth waren heiter. Dann erzählte er allerlei lustige Geschichten von seinen Reisen in Griechenland, von seinem Aufenthalt in München und der Tafelrunde, von manchen Veranlassungen für dieses oder jenes Gedicht. In Betreff der bildenden Kunst stand er auf demselben idealen Boden wie als Poet. Unter großer Aufregung geißelte er die jetzige Kunstrichtung, welche den größten Werth auf realistische Wiedergabe der zufälligen Modelle und Stoffe lege, das Ideale und Geistige ganz außer Acht lasse. Solche Kunst müsse dem Untergange entgegengehen. Als Beispiel nannte er einen der berühmtesten Berliner Bildhauer, von dem er sich nicht modellieren lassen möchte. Abends hatte der Dichter gern einige Freunde bei sich und lud mich öfters dazu ein. Er klagte dann gewöhnlich, während seine Gäste Thee tranken, daß ihm die Roggensuppe so schlecht behage. Trotzdem wurde er meist so gesprächig und fröhlich, ja, wenn er das richtige Thema erfaßt hatte, so erregt, daß seine Nichte ihn zu beschwichtigen suchte: „Aber, Onkel, beruhige Dich doch, die Leute draußen bleiben ja stehen!" — Als die Büste ziemlich fertig war, kamen die Verwandten und Bekannten zur Begutachtung und fanden dieselbe ganz vorzüglich. Mein Original war hocherfreut und machte die Beschauer auf die ideale Auffassung und den geistigen Ausdruck aufmerksam. Beim Abschiede begleitete der Herr Professor mich bis zu meiner Wohnung und drückte mir mit feuchten Augen und herzlichen Dankesworten die Hand. Ich habe ihn nicht wiedergesehen. Als ich ihm außer einer Abformung in Originalgröße eine gewünschte verkleinerte Kopie der Büste schickte, schrieb er: „Ihre Schöpfung scheint mir in dieser neuen durchgearbeiteten Gestalt nicht blos den früheren Abguß weit zu übertreffen, sondern, soweit mein Laienurtheil reicht, absolut tadellos zu sein, sowohl in Hinsicht auf die äußere Aehnlichkeit der Form, als auch auf die charakteristische Wiedergabe des geistigen Ausdrucks. Alle stimmen in ihrem Lobe überein. Indem ich Sie daher bitte, jetzt auch keinen Zug mehr

daran ändern zu wollen, sage ich Ihnen nochmals meinen wärmsten Dank für all die Mühe, Liebe und Sorgfalt, die Sie auf das gelungene Werk so beharrlich verwenden mochten." [1])

Angenehm überrascht ward Geibel damals bei einem Spaziergange durch die Fischergrube, an dem neuen Hause von Fritz Harms sein Portrait zu bemerken. „Meinen Kopf neben dem Friedrich Overbecks in ein Medaillon malen zu lassen, ist viel Ehre für mich. Mit der Gesellschaft darf ich schon zufrieden sein." Auch machte es ihm Spaß, zu beobachten, wie sich Handel und Industrie seines Namens und Antlitzes bemächtigten. Ein Schiff, das nach ihm getauft worden war, ist leider untergegangen. Er konnte aus Tassen trinken und aus Pfeifen rauchen, welche sein Konterfei trugen; ja sogar Cigarren giebt's, Marke: Geibel. Habana.

---

[1]) Pohlmann hat auch Geibels Statuette nach dem Leben gefertigt und dessen rechte Hand, die so wundervolle Lieder schrieb, in kararischem Marmor ausgeführt. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß wir in dem trefflichen Künstler den berufensten Schöpfer des Denkmals zu erblicken haben und als einzig passenden Standort den durch seine alterthümliche Umgebung und gärtnerischen Anlagen dazu wie geschaffenen Koberg, der in „Geibel-Platz" umzuändern sein dürfte. Das Monument auf dem kleinen Rondeel, im Hintergrunde von Bäumen gedeckt und überragt von den Giebeln der Häuser, zu beiden Seiten mit Blumen geschmückt, vorn frei und offen, das Gesicht nach der Breitestraße gerichtet, wo der Dichter täglich gewandert, zur Schiffergesellschaft hin, wo er gern an seinem Stammtisch beim Fenster einen kühlen Trunk that, auf das Haus, wo er manches Jahr gelebt und gewebt, auf die Jakobikirche, deren Thürme ihm täglich vor Augen. Propaganda wird für ein Standbild auf dem Lindenplatze vorm Holstenthore mit dem Blick zur Puppenbrücke und zum Merkur gemacht, ja eine Zeit lang wurde sogar allen Ernstes an die in einen Park zu verwandelnde Galgenbrookswiese gedacht. Emanuel Geibel auf dem Galgenbrook! Er selbst sprach sich einmal für den Koberg aus, das weiß ich aus seinem eigenen Munde. — Die Berliner Nationalgallerie aber wird hoffentlich bald Pohlmanns Büste von Geibel aufstellen, der in so mannigfachen Beziehungen zur Hauptstadt und zum preußischen Herrscherhause gestanden, der als Poet und Prophet gesungen und gesagt hat, wovon noch Jahrtausende widerhallen.

In Musik gesetzt waren gar viele seiner Lieder und Dichtungen, aber nur wenige illustriert und noch keine derart, daß Geibel beim Anblicke des Bildes den poetischen Zauber wiederempfand, der ihn einst beim Niederschreiben der Verse erfüllt hatte. Diesen Reiz der Neuheit übte jetzt eine Kreidezeichnung von Theodor Kutschmann zu dem Gedicht: „Nun braut es herbstlich auf den Auen" mit der Unterschrift auf Goldgrund:

Fahr wohl, mein Wald am Bergeshange!
Und werd' ich grün dich wiedersehn?

Dies trübe Lied hatte den Künstler mit elementarer Gewalt gepackt, er konnte dasselbe nicht aus der Seele loswerden, zumal es auch in der Natur Herbst geworden war, wodurch seine Stimmung um so tiefer herabgedrückt wurde, welche endlich Verkörperung fand, indem ihm fast unbewußt der Wald am Bergeshange unter dem Stifte entstand, rein aus innerster Empfindung hingeworfen. Was lag wohl näher, als das Blatt dem Sänger zu widmen? Nur schien ihm die Zeichnung allein zu einfach, es mußte ein glänzendes Gewand beschafft werden. So malte er Dedikation, Titel- und Textblatt, Alles im Stile der mittelalterlichen Miniaturen, eine Kunstäußerung, die ihm, dem Romantiker, nahe lag. Die Gabe, kurz vor Weihnachten 1877 nach Lübeck gesandt, bereitete Geibel eine hohe und reine Freude. Es ergriff ihn ganz eigen, die Stimmung, welche ihn beim Dichten des Oktoberliedes beseelte, nun durch Meisterhand mit den Mitteln einer anderen Kunst so wirksam und verständnißvoll bis ins Kleinste wiedergegeben zu sehen. Denn nicht blos das schöne, von ernster Wehmuth durchhauchte Landschaftsbild selbst mit seinen entlaubten Bäumen und ziehenden Vögeln entsprach vollkommen dem Gefühlsinhalte seines Gedichtes, sondern auch der sinnreiche Schmuck des Titelblattes und der in gedämpften Herbstfarben prangende Text waren dem Künstler zu ausdrucksvollen Symbolen derselben Empfindung geworden. Als Geibel sich in die

Betrachtung versenkte, ward es ihm wieder recht klar, wie Landschaftsmalerei und Lyrik schwesterlich Hand in Hand gehen, indem Beide der Natur ihr Geheimniß ablauschen und ihre stumme Sprache, jede in ihrer Weise, zu deuten wissen.

Er schrieb dem Maler wärmsten Dank und schickte ihm seinen eben erschienenen letzten Band, durch welchen ja auch ein leiser Hauch spätherbstlicher Trauer hindurchweht.

Kutschmann faßte nun den Plan, eine Anzahl Gedichte von Geibel zu illustrieren und herauszugeben. Derselbe war entzückt von der Idee und lud den Künstler nach Lübeck ein. Es sei mir gestattet, bei diesem Lichtpunkte im Leben unseres Dichters ein wenig zu verweilen.

Noch Niemandem war es eingefallen, lyrische Stimmungsbilder zu seinen Liedern zu zeichnen. Vorzüglich geeignet erschienen ihm hierfür:

Oktoberlied. Nun braut es herbstlich auf den Auen.
Am Meer. Nach dem Sturm am Himmelsrande
Schwebt der Mond um Mitternacht.
Auf der Reise. Wie war's im Saal und Garten friedlich dort,
Wie kühl und still der Kreuzgang.
Auf der Haide. Durch die weite wüste Haide
Trägt mein Roß mit meinem Leide.
Hünengrab am Strande. Mächtig gethürmt aufs Meer hin
schauen die Mäler der Hünen.

Zu gleichem Zwecke holte er ein in keine der Sammlungen aufgenommenes Gedicht hervor, das etwa dreißig Jahre lang verborgen in einer Mappe lag und so anhebt:

Vom Kloster, wo ich Rast hielt, zog ich fort,
Hinauf den Bergpfad unter grünen Buchen.

Ueber dem Prüfen und Wählen dieser Texte war die Zeit des Abendessens herangekommen, für den Künstler ein unvergeßliches, ernst-heiteres Mahl. „Was trinken Sie? Rothwein oder Rheinwein?“ Der Gast bat sich letzteren aus. „Sehen Sie, das ist das Rechte!“ lautete die Antwort. „Den Rheinwein hat der liebe Gott für die Künstler und Poeten wachsen lassen, der Rothwein ist Philistergesöff, man kann dabei nicht singen und fröhlich sein.“ Beide sprachen dem Glase wacker zu und geriethen in immer lebhafteres Tempo der Rede. Geibels erst etwas verdunkelte Stimme wurde klarer und tönender und klang bald wie Glocken und Donner. Den Höhepunkt erreichte die Weihe des Abends, als er anfing zu deklamieren:

Durch die weite wüste Haide
Trägt mein Roß mit meinem Leide
Matt mich fort, der Abend graut.

Kutschmann hat später oft gewünscht, diese Klangfülle, den Wohllaut der Verse, die dem Munde des Dichters entquollen, auch nur annähernd zu schildern; er hatte Aehnliches nie wieder gehört, war so nie wieder ergriffen worden wie von dieser Unmittelbarkeit des Vortrags. Das war nicht mehr das Organ eines kranken Greises, sondern eines kraftvollen feurigen Jünglings. Dem Gast erschien's wie eine Erfüllung der Verheißung Mephistos:

Du wirst, mein Freund, für Deine Sinnen
In dieser Stunde mehr gewinnen
Als in des Jahres Einerlei —

nur in einer edleren Deutung und nicht in des Jahres, auch in des Lebens Einerlei. — Sie redeten über viele zeitgenössische Poeten; überall lautete Geibels Kritik milde und gerecht, blos dem Unglauben und dem modernen Materialismus gegenüber war sein

Urtheil scharf und schneidend. „Sie können die Herzen lenken nach Gefallen; wehe ihnen, wenn sie es zum Bösen thun! Je süßer das Gift und je schöner die Form, um so verderblicher, je höher die Gabe und je schlechter angewandt, um so größer wird die Verantwortung sein am Tage des Gerichts. Aber sie haben Ohren und wollen nicht hören." — In einem Zimmer hing das bekannte Portrait Geibels von der Hand Kaulbachs, eine lebensgroße Kohlenzeichnung. Wie Kutschmann seine Bewunderung über die schöne Arbeit äußerte, bemerkte der Dichter lächelnd: „O ja, die Zeichnung ist sehr schön, nur hat er seinen bekannten Ungarnhäuptling aus mir gemacht." — Es war tief in der Nacht, als der Maler sich nach einigen Gläsern Grog verabschiedete.

Nach zwei Jahren, 1879, erschien das der Frau Kronprinzessin von Deutschland und Preußen gewidmete Heft (Zwölf Folioblätter) und war schnell vergriffen. Geibel war stolz auf das Werk. Das mächtig beschattete Hünengrab mit dem Blick auf die langanrollenden Meereswellen und die steilen Uferhöhen glich vollkommen dem Gemälde, das ihm bei der Konception der illustrierten Stelle vor der Seele schwebte: ein Stück Ostseestrand, wie es charakteristischer kaum gedacht werden konnte. Auch die Zeichnung „Auf der Reise" war ganz aus den Intentionen des Dichters heraus entstanden; die ernste Stille, in die sich eine gewisse Dumpfheit mischt, der vorn verschattete und doch nicht zu enge Raum, der einsam buschumwucherte Bogengang, die versinkenden Kreuze, welche an die Ruhe des Grabes mahnen, Alles das war echt künstlerisch empfunden, ebenso der Gegensatz des frischen, urwüchsigen, von einem hereinbrechenden Sonnenstrome durchflossenen Waldes. Auf dem Haidebild gab die von Lachen zerrissene Erdformation die Stimmung des Wüsten und Unwirthlichen vortrefflich wieder. Das prächtige Titelblatt mit seiner geschmackvollen Anordnung und glücklichen Farbenwahl erinnerte ihn an den Schmuck mittelalterlicher Hand-

schriften. Er konnte sich nicht satt sehen und faßte sein Urtheil dem Künstler gegenüber zusammen in das alte Wort: Finis coronat opus.

Das Ende.

Die letzten Lebensjahre des Dichters sollten noch einmal durch das Wiedersehen mit Cäcilie Wattenbach verklärt werden. Geibel hatte ihr im November 1877 geschrieben: „Wüßten Sie nur, wie innig mich oft darnach verlangt, endlich einmal wieder ein paar Stunden ganz ungestört mit Ihnen zu verplaudern! Wenn im herzlichen Vertrauen ein Wort das andere giebt, läßt sich ja einer verständnißvollen Seele gegenüber so Vieles aussprechen, was sich ungern der Feder bequemt, und je älter und einsamer ich werde und je mehr ich deshalb in der Welt der Erinnerungen lebe, um so schmerzlicher empfinde ich den Mangel, daß ich hier Niemand mehr habe, gegen den ich über die sturmvollen, aber schönen Tage einer reichen Vergangenheit mein Herz ausschütten dürfte. Ihnen aber könnte ich jetzt Alles sagen, völlig offen und ohne die Furcht, daß Sie mich mißverstehen oder in dem Inhalt meiner Bekenntnisse nur Thorheiten und Verirrungen sehen würden."

In den ersten Tagen des August 1878, gerade als Wattenbachs bei Geibel waren, überbrachte dessen Schwiegersohn die fröhliche Botschaft von der Geburt eines fünften Enkels, der am 15. September in der Taufe den Namen Otto erhielt.

Diese jüngste und letzte Begegnung mit der Jugendfreundin that seinem Herzen unendlich wohl. Cäcilie, die mit den Ihrigen von Lübeck aus weiter reiste nach Glücksburg und nach Rundhof auf Angeln zu der von Rumohrschen Familie, sandte ihm von dort Grüße und eine mit frohen und wehmüthigen Herbsterinnerungen reizend ausgeschmückte Schale. Als sie ihm kurz darauf zum Geburtstage schrieb, da — hatte er die Nacht von ihr geträumt! „Giebt es einen geheimen Zusammenhang im Seelenleben örtlich getrennter Menschen, ein Hinauswirken des Gedankens in die Ferne, oder war es bloßer Zufall, daß ich, nachdem Sie, liebe Cecile, am Abend des sechszehnten an mich geschrieben, in derselben Nacht lange und lebhaft von Ihnen träumte? Nichts Außerordentliches oder Bedeutungsvolles, aber Alles merkwürdig klar und bestimmt. Wir reisten allein mit einander in die Welt hinein und saßen uns im offenen Wagen gegenüber. Die Sonne schien, die Bäume und Büsche blitzten im Thau, und weite in der Ferne verduftende Landschaften flogen in raschem Wechsel an uns vorüber. Ob und was wir während der langen Fahrt geredet, weiß ich nicht mehr, aber ich empfand mich von einem Gefühl unaussprechlichen Glücks durchdrungen, wie wir es eben nur im Traume kennen. Endlich hielten wir auf einer Anhöhe vor einem großen Gasthofe still und stiegen aus. In dem Augenblick aber, da ich Ihnen den Arm bot, um Sie die Treppe hinaufzuführen, hörte ich die Marienglocke Vier schlagen und erwachte. — Verzeihen Sie, daß ich Ihnen von so luftigen Dingen schreibe! Traum ist freilich Schaum, aber die freundlichen Bilder, die mich in jener Nacht umgaukelten, haben mich lange begleitet." —

Ohnehin hätte Geibel gar wenig Erlebtes zu berichten gehabt, denn seine Tage flossen sehr still und eintönig dahin. Nur Besuche von auswärts brachten noch hin und wieder eine Abwechselung. Einmal kam sein alter Freund Wilhelm Hensen, der kürzlich verstorbene Hofbibliothekar aus Stuttgart, ein gründlicher Kenner aller

Litteraturen und der gesprächigste Mensch seines Jahrhunderts, einmal Professor Scherer aus Berlin, mit dem er sich ein paar Abendstunden vortrefflich unterhielt. Sie hatten sich bald in Goethe vertieft und redeten namentlich über die Nausikaa und über das schöne Fragment der Achilleis, diesen viel zu wenig beachteten Schatz. Da konnte Geibel beim Weine noch ebenso schwärmen und fröhlich sein, wie vor Zeiten.

Das Theater gewährte ihm leider diesen Winter, wie auch schon im vorigen, wenig Freude und Anregung. Man gab fast nur Opern und mittelmäßige Lustspiele. Während in der letzten Saison die Vorführung klassischer Stücke geradezu einen peinlichen Eindruck auf ihn machte, so daß er z. B. aus Carlos und Egmont recht verstimmt nach Hause kam, hatte der neue Direktor wenigstens die Klugheit, sich an das höhere Drama nur ganz selten zu wagen. Dennoch ging der Dichter gewohnheitsmäßig in den städtischen Musentempel, nicht sowohl um des Kunstgenusses als um des bequemen Ausruhens willen. Man kann eben nicht immer allein sein und über den Büchern brüten.

Besonderen Genuß bereitete ihm die Lektüre von Wattenbachs Geschichte des römischen Pabstthums, Grimms Goethe-Vorlesungen, Creizenachs Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne von Willemer.

Gedichtet hat Geibel in der letzten Zeit gar nichts mehr. Die Ruhepausen, die sein Uebel ihm noch gönnte, waren zu kurz, als daß sich eine volle und reine Stimmung darin reif tragen ließ. Doch suchte er bisweilen in seinen Mappen nach und holte dies oder jenes Manuskript hervor, um es auszufeilen. Beim Durchblättern der Papiere fand er eine kleine Elegie „Sechster November", welche Cäcilie gehörte, und wovon er ihr deshalb eine Abschrift schickte. Sie stammt aus der Zeit des Wintertagebuches und sollte einem Cyklus von „Jugenderinnerungen" eingereiht werden, der leider unvollendet blieb. Diese Distichen brachten ihr einen freund-

lichen Klang aus der Jugend, schildern sie doch den süßen Moment ihrer ersten Bekanntschaft:

Ach, schnell rann uns die Zeit, schon drängte die Sitte zum Aufbruch.
Stumm nur bot sie mir noch leisesten Druckes die Hand,
Aber ein zärtlicher Blick sprach: Komm bald wieder! Und wortlos
Jauchzend, trunken von Glück stürmt' ich ins Freie hinaus. — —

Wie weit lag diese köstliche Stunde hinter ihm, hinter ihr! Cäcilie sandte als Gegengabe ihrem Emanuel ein altes, grünes Büchlein, Tagebuchblätter, welche sie im August 1836 angelegt und fortgeführt hatte. Er las diese Bekenntnisse mit tiefer Rührung und hätte um das, was ihm unbewußt verloren gegangen, heiße Thränen weinen mögen. „Aber wie schwer haben wir uns damals selbst das Leben gemacht! Wie viel unschuldiges Glück uns dadurch verkümmert, daß wir uns in jugendlicher Befangenheit nicht ganz offen zu geben wußten! Glauben Sie mir, daß auch mich das Unausgesprochene oft tief beklemmte, und daß ich nicht ohne innere Kämpfe durch jene Zeit gegangen bin. Es trifft sich eigen, daß ich gerade aus denselben August- und Septembertagen 1836 die Bruchstücke eines alten Liederheftes besitze. Ich lege sie Ihnen bei." —

Doch zurück zur Gegenwart! Den ganzen kommenden Sommer blieb Geibel an die engste Scholle geschmiedet und brachte es nicht einmal zu einem bescheidenen Ausflug nach Travemünde. Es war eine doppelt sorgenvolle Zeit, da seine Nichte schwer erkrankt darniederlag. Nach ihrer Genesung konnte er noch lange nicht die heftigen Gemüthserschütterungen verwinden, und seiner guten Stunden wurden immer weniger. Abends kamen wohl sein Schwiegersohn und seine Tochter oder irgend ein Freund, oder er ging auf ein paar Akte ins Theater, um Musik zu hören oder ein neues Stück zu sehen. Allein die mittelmäßige Darstellung mittel-

mäßiger Dramen behagte ihm wenig, und jener häusliche Verkehr befriedigte zwar seine gemüthlichen, indeß auf die Dauer nicht seine geistigen Bedürfnisse. Die Freude eines reicheren Gedankenaustausches ward ihm gar selten und eigentlich nur, wenn ein günstiger Wind einmal einen fremden Zugvogel in sein stilles Heim verschlug. So besuchte ihn Classen vor seinem Aufbruche nach Italien, unverwüstlich frisch und lebhaft wie immer und sichtlich gehoben durch die ihm bei seinem Jubiläum von allen Seiten entgegengebrachte Theilnahme. Geibel freute sich, daß dessen vielbewegte, oft mühevolle Laufbahn nun in dieser lebenslang ersehnten römisch-griechischen Reise einen schönen und glänzenden Abschluß finden sollte. Auch überraschte ihn wieder Professor Scherer, mit dem er nach Herzenslust über litterarische Dinge redete. Vor Allem nahm dessen geistvolle Ergänzung des Goetheschen Nausikaafragments sein Interesse gefangen. Die in einem Aufsatze der deutschen Monatshefte darüber niedergelegten Ansichten las Geibel nachmals mit Vergnügen. In allen Hauptsachen schien ihm hier das Richtige getroffen zu sein und so der annähernde Genuß eines Werkes ermöglicht, von dem wir nicht genug beklagen können, daß es nicht vollendet ward. Denn der Stoff entsprach, wie kaum ein anderer, Goethes innerster Natur, und Geibel gesteht, daß er es nicht begreifen würde, wie Goethe ihn später fallen lassen konnte, wenn ihm nicht mit seinen Albigensern ganz Aehnliches geschehen wäre. Auch hier lag eine Aufgabe vor, an der er alle seine besten Kräfte hätte entfalten können. Aber er wurde durch seine Berufung nach München in der Arbeit unterbrochen, und als er sie nach Jahren wieder aufzunehmen versuchte, war es zu spät; der Guß war kalt geworden, und er fand den Ton für das so glücklich begonnene Stück nicht wieder.

Geibels körperliche Schwäche wuchs mehr und mehr, und das Gehen, zumal das Treppensteigen — zwei Etagen hoch — wurde ihm immer beschwerlicher. So bezog er denn das ehemals Martysche Haus in der Königstraße Jakobi-Quartier 696 (jetzige

Nummer 12), welches sein Schwiegersohn gekauft hatte. Er dankte Gott, als der Umzug glücklich von Statten ging. Eine breite, bequeme Treppe führt zum ersten Stock, wo des Dichters Studierstube und Schlafzimmer nach vorn heraus lagen. Durch erstere gelangte er in den nebenan befindlichen Speisesaal.

Ein Sonnenstrahl war für ihn die Geburt eines sechsten Enkels, Walter mit Namen, und nach Jahresfrist einer Enkelin, welche der verstorbenen Großmutter zu Ehren Ada heißt.

Jede geistige Anstrengung blieb ihm bei den anhaltenden Körperschmerzen versagt. Die einzig besseren Stunden kamen spät Abends, die er nur zur Zerstreuung oder zum Vergessen der Leiden und zum Ausruhen von denselben gebrauchen durfte. Noch einmal, im Sommer 1882, verweilte er in Travemünde, wo er schon seit Jahren nicht gewesen. Vom Wetter außerordentlich begünstigt, genoß er See und Luft nach Möglichkeit. Anfangs that der Aufenthalt ihm sehr gut; aber plötzlich trat, durch einen nervösen Zufall hervorgerufen, der alte Zustand wieder ein. Erst zum Winter wurde es erträglicher, und besonders hob das jetzt ganz vorzügliche Theater seine Kräfte wundersam.

Vor Allem sollte Otto Sommerstorff, das nunmehrige Mitglied des deutschen Theaters in Berlin, ihm lieb werden und seinen Lebensabend verschönen. Als dieser junge Schauspieler Ende September 1882 nach Lübeck reiste, hatte er eine sogenannte Empfehlung an Geibel in der Tasche. Er war indeß nie im Stande, mit einem solchen Schreiben in ein friedliches Haus einzudringen und den Herrn desselben einfach zu zwingen, ihm sofort ein freundlich Gesicht zu machen, blos als der Bekannte eines Bekannten eines seiner Bekannten. Zu dem greisen Dichter hätte er sich mit einem derartigen Papier schon garnicht gewagt, auch wenn er nicht — während eines Spazierganges, wo es ihn trieb, einen Blick in das Poetenheim zu werfen — die steinernen Stufen empor-

gestiegen wäre und im Vorflur rechts auf einer kleinen Tafel die Worte gelesen hätte: „Professor Geibel ist nicht zu sprechen."

Ein paar Tage später kam ein glücklicher Zufall. In der Königstraße begegnete ihm sein Direktor, welcher seine Aufwartung bei Geibel gemacht hatte.

„Eben sprach ich von Ihnen beim Herrn Professor. Besuchen Sie ihn gleich, er wird sich freuen!"

Der jugendliche Mime sah ihn zweifelnd an.

„Nein, nein, gehen Sie nur sofort hin; es ist jetzt der günstigste Moment!"

Den weiteren Verlauf hat mir Otto Sommerstorff anschaulich geschildert, daß ich ihn selbst erzählen lassen will: Und ich ging und wurde angenommen! Als der Dichter mir die Hand reichte, da begann mein Glück, das mir treu blieb, so lange ich in der Travestadt weilen durfte. Ich war direkt aus meiner grünen Heimat, der Steiermark, nach dem Norden gefahren voll von Heimweh nach dem Süden; aber da Emanuel Geibel mich willkommen geheißen, zog mein Sehnen vorwärts in die Zukunft, voll heißen Ehrgeizes dem schönen Ziel entgegen, mir unter seinen Augen die ersten Sporen zu verdienen, seinen Beifall zu erringen. Unverwischt lebt die Erinnerung an jene erste Viertelstunde in meinem Herzen. Noch hatten die schweren Leiden, welche wenige Monate später ihren verheerenden Einfluß auszuüben begannen, keine sichtliche Gewalt über den Dichter.

Wie tiefer, voller Glockenton klang seine Stimme, als er mir von der Ostsee, die ich nie gesehen, erzählte, wie sie bei ruhiger Luft einer großen Pfütze vergleichbar, bei stürmischem Wetter aber „übergewaltig" sei; — hier ließ er den Ton voll und mächtig anschwellen, als wollte er mit dem einen Worte die ganze Stimmung des Meeres vor meine Seele zaubern.

Ueber das Theater, welches unter einer neuen Direktion eröffnet werden sollte, sprach er lebhaft und mit Interesse, und meine Mittheilung, daß das klassische Repertoire voraussichtlich besonders begünstigt würde, nahm er mit großer Freude auf. Ich selbst setzte meine ganzen Hoffnungen auf die Erfüllung dieser „klassischen" Vorsätze. Der Dichter wünschte mir Glück zu meinem ersten Auftreten, er freute sich darauf; — mir bebte das Herz. Stolz und glücklich ging ich davon. Die Lübecker Straßen sahen mir nun ganz anders aus, als vorher, in meinem Innern war's auch mit einem Mal heiterer und sonniger geworden. Fort mit Heimweh und Sehnsuchtspein! rief ich mir zu. Frisch in die Zukunft geblickt und — in den Wilhelm Tell! Denn das war meine erste Rolle. Meine ganze Kraft wollte ich daran setzen, ich mußte gefallen, und ich gefiel.

Geibel war im Theater, er hatte applaudiert; und von nun an stand ich jeden Abend, an dem ich beschäftigt war, vor Beginn der Vorstellung am Guckloch des Vorhangs und durchforschte die Parquetreihe, in der er zu sitzen pflegte. Wenn ich ihn sah, schlug mein Herz höher und begeisterter; ich spielte eigentlich nur für ihn.

Im November errang ich mit dem Hamlet einen ungewöhnlichen Erfolg. Mein Glück erreichte seinen Gipfel, als ich hörte, auch Geibel sei voll Lobes über meine Leistung. Bald darauf erhielt ich eine Einladung zum Thee. Es war einer jener Donnerstagabende, an denen er Freunde bei sich sah, für mich die erste jener unvergeßlichen Stunden. Wie rührend wußte der Dichter auszuzeichnen, wen er lieb hatte! Bei Tisch mußte ich stets an seiner Seite sitzen, und manchmal im Laufe des Winters fand ich auf meinem Teller einen Strauß aus Lorbeer und Veilchen, eine Aufmerksamkeit, welche er selbst für mich erdacht hatte. Doch erwies er auch materielle Aufmerksamkeiten. So empfing ich wiederholt Porter-Sendungen von ihm. Ich trank den braunen Stoff

mit Wonne, so schlecht er mir auch schmeckte; denn Geibel meinte, er wäre für mich gesund und kräftigend bei der großen Anstrengung meines Berufes.

Der kleine Kreis der Donnerstaggesellschaft genoß in jenem Winter bisweilen das Glück, ihn aus seinen Dichtungen vorlesen zu hören. Er verstand es in wunderbar ergreifender Weise. Er las, als ob er wieder dichtete, träumte, — als ob er unmittelbar aus dem Buche seiner Seele läse. In vollen Klängen flossen die Worte von seinen Lippen, bald mächtig dröhnend wie Donnergrollen, bald weich-wehmüthig in Molltönen verklingend. Er hatte die Augen fast geschlossen und agierte — unter dem Tische — mit der Faust, freilich nur für den Nebensitzenden bemerkbar. Und diese an sich unbedeutende Aktion, welche, dem Vortragenden ganz unbewußt, so beredt in ihrer Verborgenheit die Recitation begleitete, hat mich, als ich sie zum ersten Mal beobachtete, zu Thränen gerührt. Das waren Stunden edelster Erhebung für Herz und Geist.

Die Einfachheit der Darstellung (im Jahre 1882!), das Vermeiden jeder Effekthascherei hatte meinem jugendlichen Hamlet Geibels Beifall erworben; war er doch durchaus ein Feind der Darstellungsweise, welche, wenn auch noch so verstandesscharf, allzuviel in die Dichtung hineinträgt, was auf geradem Wege nicht hineinzutragen ist. Der menschlich wahr und warm empfindende Anfänger galt ihm bei aller Unvollkommenheit mehr, als der grübelnde und „denkende" Virtuos. „In zehn Jahren werden Sie den Hamlet anders spielen," sagte er mir, „verblüffender vielleicht, aber schlechter." Wie wahr!

Den Schauspieler beneidete er und hielt dessen Beruf für einen sehr glücklichen. Man könne in einer leidenschaftlichen Rolle Alles loswerden, was das Gemüth bedrückt, man könne so recht in Schmerz und Wonne wühlen, sich und die Hörer herausheben aus allen erbärmlichen Stimmungen des Alltagslebens. Die Darstellung einer

großen tragischen Rolle müsse die dunstige Atmosphäre der Seele reinigen wie ein Gewitter.

Nach dem Hamlet-Erfolge trat im Lübeckischen Theaterleben eine seltene Erscheinung zu Tage: das klassische Schauspiel stand im Vordergrunde des Interesses, es hatte den Sieg über die Oper und das Lustspiel glänzend davongetragen. Und diese noch nicht dagewesene Zugkraft des höheren Dramas war es, welche Geibel eine unbeschreibliche Herzensfreude und Genugthuung bereitete. Die Hoffnung, welche er bei meinem ersten Besuch ausgesprochen, hatte sich erfüllt; er war stolz auf seine Lübecker.

Fast keine der klassischen Aufführungen versäumte er und war oft „eigenhändig" der Urheber manches kräftigen Applauses und Hervorrufes. Er freute sich über die guten Einnahmen, welche Othello, Hamlet u. s. w. erzielten, mehr — als der Theaterdirektor.

Die Oper aber, welche mit ihren enormen Unterhaltungskosten Bühnen von der Größe der Lübecker in ihrer Ertragsfähigkeit meist lahm legt und finanziell untergräbt, war ihm ein Greuel und entflammte häufig seinen Zorn. Und er konnte gewaltig zornig werden. Mitten in der ruhigsten Unterhaltung sprang er plötzlich auf und leitete mit einem wuchtigen Schlag auf den Tisch, daß die Gläser tanzten, die orkanartigen Ausbrüche seines göttlichen Zornes ein. Auch mich hat er einmal getroffen.

Ich war nämlich überredet worden, zu meinem Benefiz ein Stück zu geben, welches mit seinen rohen Effekten auf einer sehr niederen Stufe der dramatischen Produktion stand. Geibel hat diese Verirrung geradezu geschmerzt. Er hatte Hamlet erwartet und mir dafür eine große Ehre zugedacht. Nun bekam ich das Gewitter. Aber die Ehre blieb nicht aus Als ich den Hamlet zum letzten Mal spielte, befand sich unter den Lorbeerkränzen, die ich an diesem Abschiedsabend erhielt, auch einer, der auf weiß-rother Schleife die Widmung trug: Otto Sommerstorff von Emanuel Geibel. Ein

Kranz durch des Gebers Namen mir überaus kostbar und doppelt werthvoll, weil der greise Poet, welcher schon keine der vorausgegangenen Hamletvorstellungen versäumt hatte, auch der letzten trotz seiner körperlichen Leiden, die zu dieser Zeit, im März 1883, immer drohender ihn heimzusuchen begannen, fast bis ans Ende beiwohnte.

Anfang April ging ich von Lübeck schweren Herzens. Noch zweimal besuchte ich Geibel: im Februar 1884 gelegentlich eines Gastspieles. Von sieben bis neun Uhr Abends durfte ich bei ihm sein; da bekam ich die letzten Veilchen mit Lorbeer. — Im nächsten Monat gastierte ich wieder und sah ihn zum letzten Mal. Er lag im Lehnstuhl, schweigend, mit geschlossenen Augen, fast theilnahmslos. Das war am 27. März. Zehn Tage später empfing ich die erschütternde Nachricht von seinem Tode. — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Doch ehe Emanuel Geibel seine Augen für immerdar schloß, sollte ihn ein harter Schlag treffen: Cäciliens Heimgang. Schon seit 1882 hatte er ihr nicht mehr eigenhändig zum Geburtstage schreiben können, während ihre munteren und lebhaften Briefe ihm warmherzige Grüße brachten. Da ward ihm aus Berlin die Kunde von ihrer heftigen Erkrankung und Mitte Juni die Trauerbotschaft, daß Cäcilie bald ausgelitten habe. Es schien ihm ganz unmöglich. Noch als er sie zuletzt gesehen, hatte ihre leibliche Gesundheit, die Frische ihres Geistes, die Wärme ihres Gemüths ihn jugendlich angemuthet; sie empfand ja das Alter nur wie die heitere Ruhe eines klaren Herbsttages. Ihr würde, glaubte er immer, ein friedliches Ausklingen des Lebens in Betrachtung und Erinnerung beschieden sein, nach Jahren, ein Glück, dessen ihn sein siecher Körper nicht theilhaftig werden lassen könnte. Und nun sollte *sie* so plötzlich der Welt Ade sagen und *er* sie überleben! Wie gern wäre er zu ihr geeilt, wie gern hätte er ihr wenigstens noch einmal geschrieben:

er fühlte sich zu schwach dazu. Im Garten aber ließ er die prächtigsten hell- und dunkelrothen Rosen abschneiden und mit seinen heißesten Wünschen an Cäcilie senden. Sie trafen Vormittags ein, am 23. Juni 1883. Die Sterbende blickte mit rührender Dankbarkeit auf diesen Blumengruß des fernen Jugendfreundes. Ein seliges Lächeln verklärte ihre Züge; ein paar Stunden darauf war sie sanft hinübergeschlummert. Die Rosen legten treue Hände ihr in den Sarg, und Kruse dichtete tiefbewegt einen Nachruf, der zart und sinnig das Herzensleben des berühmten Liebespaares verherrlicht.

An poteris siccis mea fata reponere ocellis?
Properz.

Wie Du so sanft, Cäcilie, ruhst! Bis zur Schwelle des Alters
Ließ Dich ein holdes Geschick Schönheit bewahren und Reiz.
Noch kein Fältchen entstellte die Wangen, die Rosen der Jugend
Prangten, so lange sie noch athmete, blühend darauf.
Und ihr Auge es leuchtete noch sanft glänzend wie damals,
Als ihr Dichter daraus Glück und Begeisterung sog.
Für ihn schwärmte die sämmtliche Schaar der erblühenden Mädchen,
Seiner Cäcilie nur gab er, der Jüngling, den Preis.
Keiner noch hatte so innig das Glück der Minne gepriesen,
Und sie war es, die ihn alle die Wunder gelehrt!
Flüchtig ist Alles auf Erden, das Flüchtigste aber die Liebe;
Amor wurden ein paar Flügel umsonst nicht verliehn —,
Und mit dem leisesten Hauch versteht er es, weiter zu schweben.
Frage nicht, was ihr das Herz ihres Geliebten geraubt,
Wußt' er selbst es doch kaum. Sie konnte, die Sanfte, nur weinen,
Konnt' ihm nicht grollen, und längst hatte dem Freund sie verziehn.
Oft, wenn ein Lied, empfunden für sie, im Munde der Sänger
Tausend Herzen entzückt, leuchtete heller ihr Blick.
Und treu hat sie die Freundschaft bewahrt dem Gefährten der Jugend,
Und sein wachsender Ruhm war wie ein Heiligthum ihr,
Das ihr zu hüten vertraut, — bis der Genius senkte die Fackel
Und mit der Flamme zugleich jegliche Farbe erlosch.

Siehe, nun lieget sie da wie die Königin ruht auf dem Grabmal,
Eng in die Decken gehüllt zeigt sie die volle Gestalt;
Wie aus dem nämlichen Marmor geformt, in schimmernder Weiße,
Sieht man das Faltengewand, Busen und Arm und Gesicht.
Ueber sie ausgegossen ist dennoch die Fülle des Lebens,
Und in Farben erglänzt dennoch das rührende Bild:
Prächtige Rosen in Fülle vom lichtesten Roth bis zum dunkeln,
Und die Schönste ist fast schwarz wie in Trauer gehüllt.
Denn von der Kunde erschreckt, Cäcilie liege im Sterben,
Hat er, noch eh' er ein Wort fand, ihr die Rosen geschickt.
Sind sie nicht auch ein Lied ohne Worte, die Rosen des Dichters?
„Süßes der Süßen!" so tönt leise der Trauergesang.
Ja, er hat ihr als Freund die Treue bewahrt bis zum Tode,
Und den Kranz, der nicht welkt, flocht er ihr längst schon ums Haupt.
„Gern, gern lebt' ich noch lange!" so sprachst Du, Cäcilie, sterbend,
Denn ein heiteres Fest schien Dir das Leben zu sein.
Doch jetzt liegen Dir schon, wie der Heiligen, Geigen und Flöten
Und was der irdischen Lust dient, zu den Füßen verschmäht.

Auf dem Friedhofe zu Heidelberg hat die Muse Emanuel Geibels, hat Cäcilie Wattenbach ihre Ruhestätte gefunden Have pia anima! —

Auch dem Sänger blieb nur noch eine kurze Spanne Zeit auf Erden zu wallen vergönnt. Draußen vorm Burgthore Lübecks in der Luisenstraße Nr. 29 liegt das Gartenhaus, in welchem er den letzten Lenz, Sommer und Herbst genießen sollte. Es ist ein alterthümliches, mit Spalier bewachsenes Gebäude, weit zurück von der Lindenallee. Riesentannen verdecken es fast den Blicken des Wanderers. Vor der Thüre befindet sich die Veranda auf ebener Erde ohne hinaufsteigende Stufen; dann senkt sich plötzlich der Garten, und das Haus liegt nach hinten ein ganzes Stockwerk tiefer. Ueber dem Eingang erhebt sich ein Balkon. In den Anlagen winden sich Wege, die theils zu einladenden Ruheplätzen, theils zu einem in der Mitte

sich ausbreitenden, von Bäumen umgebenen Teiche führen, welcher sich, nach der einen Seite schmäler werdend, bis ans Ende des Gartens hinschlängelt, und über den eine zierliche Brücke in eine herrliche Allee führt bis nach den Wiesen und der Trave hinab. Da läßt es sich wundervoll wandern; man hat vor sich den durch Schiffe belebten Fluß, und die Eisenbahn braust vorbei nach Travemünde. Vom Balkon aus genoß der Dichter den schönen Blick. Sehnsuchtsgedanken flogen den Schiffen und dem Dampfrosse nach. Später saß er oft in der Veranda im Lehnstuhl; immer seltener ging er, von seiner treuen Nichte gestützt, langsam im Garten umher und bisweilen durch die schattige Luisenstraße zum Tannenholz, am gegenüberliegenden Kirchhof vorüber.

Dort sollte er bald gebettet werden. Als im Spätherbste das gelbe Laub welk von den Bäumen fiel, siedelte er wieder ins Stadthaus über und that hier — in der Frühe des heiligen Palmsonntagmorgens, am 6. April 1884 — den letzten Athemzug. Sein Ende war poetisch und weihevoll wie sein ganzes Wesen. Der Tod kam ihm als erlösender Freund, sanft und schmerzlos; und wer die sterbliche Hülle, umstrahlt von himmlischer Verklärung, scheinbar verjüngt, in Hoheit und Frieden ruhen sah, konnte nicht klagen.

Im Leben hat er nicht gewußt, wie viel er seinem Volke galt, wie er geliebt ward, und wie zahlreiche Freunde er hatte. Bei seinem Heimgange trauerte die alte Hansestadt, welche ihren großen Sohn auf Staatskosten bestattete, trauerte das ganze deutsche Vaterland.

So lange keusche Frauenminne blüht, so lange patriotische Männerherzen schlagen, bleibt unvergessen Emanuel Geibel.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Horatier. Tragödie in fünf Akten von Corneille. Metrisch übersetzt von Karl Theodor Gaedertz. Broch. 20 ₰

Esther. Tragödie in fünf Akten von Racine. Metrisch übersetzt von Karl Theodor Gaedertz. Broch. 20 ₰

Britannicus. Tragödie in fünf Akten von Racine. Metrisch übersetzt von Karl Theodor Gaedertz. Broch. 20 ₰

Washington Irvings Skizzenbuch. Deutsche Ausgabe mit Biographie und Anmerkungen von Karl Theodor Gaedertz. Broch. 1,20 *M.*

Inlklapp! Plattdeutsche Dichtungen von Karl Theodor Gaedertz. Broch. 3 *M.*, eleg. geb. 4 *M.*

Eine Komödie. Plattdeutsches Singspiel von Karl Theodor Gaedertz. Broch. 1,50 *M.*, eleg. geb. 2,40 *M.*

Das niederdeutsche Schauspiel. Band I.: Das niederdeutsche Drama von den Anfängen bis zur Franzosenzeit. Band II.: Die plattdeutsche Komödie im neunzehnten Jahrhundert. Von Karl Theodor Gaedertz. Broch. 8 *M.*, auch à Band 4 *M.* einzeln käuflich.

Gabriel Rollenhagen. Sein Leben und seine Werke. Von Karl Theodor Gaedertz. Broch. 2,80 *M.*

Fritz Reuter-Gallerie. Mit Bildern von Konrad Beckmann und Text von Karl Theodor Gaedertz. Prachtband 20 *M.*

Fritz Reuter-Reliquien. Von Karl Theodor Gaedertz. Broch. 3 *M.*, eleg. geb. 4 *M.*

Hans Memling und dessen Altarbild im Dom zu Lübeck. Von Dr. Theodor Gaedertz. Broch. 3 *M.*

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
1881
Z5G3
Gaederts, Karl Theodor.
Emanuel Geibel -
Gedenkwürdigkeiten

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 05 25 08 011 5